Kursbuch 51

Leben gegen Gewalt

Peter Schneider, Der Sand an Baaders Schuhen
Heinar Kipphardt, Bruder Eichmann
Jakob Moneta, Mehr Gewalt für die Ohnmächtigen
Inge Hornischer, Daß es so nicht wieder wird . . .
Yaak Karsunke, Trennen Sie sich von diesen Leuten
Heinrich Hannover, Vertrauen zum Rechtsstaat!?
Karl Heinz Roth, Im Innern des Wals
Walter Adler, So ein Gefühl im Rücken
J. J. Pfänder, Nihilismus und Produktivität
Christian, Ich oder Vermutungen über den Mescalero

Kursbogen: Die schweigende Mehrheit spricht

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

Kursbuch
Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

51 Leben gegen Gewalt

März 1978

Peter Schneider, Der Sand an Baaders Schuhen 1
Heinar Kipphardt, Bruder Eichmann. Protokolle, Materialien 17
Jakob Moneta, Mehr Gewalt für die Ohnmächtigen 43
Inge Hornischer, Daß es so nicht wieder wird . . . 59
Yaak Karsunke, Trennen Sie sich von diesen Leuten 71
Heinrich Hannover, Höre ich richtig: Vertrauen zum Rechtsstaat!? Zwischenbilanz eines Strafverteidigers 89
Karl Heinz Roth, Im Innern des Wals. Mai 1975 – Juli 1977. Erste Aufzeichnungen 109
Walter Adler, So ein Gefühl im Rücken 135
J. J. Pfänder, Nihilismus und Produktivität 153
Christian, Angaben zur Person oder Vermutungen über den Mescalero 163

Kursbogen: Kurs-Anzeiger. Die schweigende Mehrheit spricht: Zahn um Zahn

78-618
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
Goethe Institut e.V. Bibliothek
ausgeschieden am: Kur

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1978 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Beilagen: Ästhetik und Kommunikation, Rotbuch Verlag, Russell-Tribunal, Wohlthat'sche Buchhandlung

Peter Schneider
Der Sand an Baaders Schuhen

Die Frage: Mord oder Selbstmord in Stammheim? scheint zu einer Testfrage über das Verhältnis zum Staat zu werden. Da niemand, der sich an die bis heute bekannt gewordenen Tatsachen hält – und dies schreibe ich im Januar 1978 –, genau wissen kann, was in Stammheim passiert ist, endet die Diskussion darüber immer wieder in Bekenntnissen: »Sie glauben doch nicht, daß Helmut Schmidt oder Filbinger . . .« »Kannst du dir etwa vorstellen, daß Baader . . .«
So, als ließe sich an der Antwort auf Stammheim ablesen, wer Verfassungsfreund ist und wer nicht. Wenn Stammheim bis jetzt etwas bewiesen hat, so ist es die Macht politischer Mythen.

1.
Die öffentliche Meinung in der BRD hat sich vom ersten Tag an auf den Satz festgelegt, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Exemplarisch hat diese Haltung ein Vertreter der deutschen Botschaft in Italien formuliert. Ich war kaum ein paar Tage in Rom, da wurde ich von ihm als Patriot angesprochen: es stünden mir schwere Wochen und Monate bevor, denn es sei doch – nach der ›hysterischen‹ Aufregung über die Flucht Kapplers – eine harte Prüfung für die Geduld jedes Deutschen, wenn auch in der bürgerlichen italienischen Presse die Worte ›Selbstmord in Stammheim‹ ständig mit einem Fragezeichen geschrieben würden. Ich entgegnete ihm, ich könne an diesem Satzzeichen nichts Schlimmes finden, da ich selber zu viele Fragen hätte. Als ich ihm einige dieser Fragen gleich stellte, konnte er keine einzige beantworten. Trotzdem war er sich seiner Sache völlig sicher und sagte mir auch, warum: »Aber ich könnte doch niemals einem Staat dienen, der seine Gegner – und seien sie noch so gefährlich – im Gefängnis einfach umbringen läßt!« Ich unterdrückte die Frage, ob er damals, als so viele Deutsche das konnten, schon im Berufsleben gestanden habe. Jedenfalls schien mir in diesem Satz eine Haltung formuliert, mit der eine ganze halbe Nation vom ersten Tag an jeden Zweifel an der staatstragenden Version der Vorgänge in Stammheim erstickt hat.
Nicht nur, daß Minister Maihofer schon Stunden nach den Ereignissen ›Fremdeinwirkung‹ mit einer Sicherheit ausschloß, als habe er bereits

persönlich eine Obduktion vorgenommen. Auch die BRD-Presse setzte die Regierungsversion ohne Anführungszeichen sofort in die Nachrichtenspalten. »Pistole und Strick: Chefs der Terrorbande nahmen sich das Leben« meldete am 19. 10. 1977 Springers *BZ* und brachte zum ersten Mal ein paar nette Bilder der Stammheim-Häftlinge: eine fröhlich lachende Gudrun Ensslin und einen hübschen, sanften Baader; dazu die Unterzeile »Die beiden liebten sich auch im Gefängnis«. So hatten die Springerzeitungen es auch mit den anderen Toten der RAF gemacht: zu Lebzeiten brachten sie ausschließlich die verzerrten, von der Polizei unter Zwang hergestellten Untermenschen-Porträts. An einem Tag sahen diese Untermenschen dann plötzlich richtig sympathisch aus, an ihrem Todestag. Aber auch sonst hat keine einzige große Tageszeitung an der Selbstmordversion auch nur einen Augenblick gezweifelt. Was am unwahrscheinlichsten war, daß nämlich Pistolen, Sprengstoff und Transistorradio von Rechtsanwälten in das ›sicherste Gefängnis‹ der Welt geschleust und von den RAF-Gefangenen eingegraben, eingegipst, vernagelt und übertüncht werden konnten, das wurde als das einzig Denkbare hingestellt. Da zu diesem Zeitpunkt weder die Todesursache, noch die Todeszeit, noch die Herkunft der Waffen bekannt war, wurde die Darstellung der Vorgänge in Stammheim durch deren Deutung ersetzt. Gleich am 19. 10. 77 führte Maihofer der Nation im Fernsehen vor, wie ein Minister seine Informationslücken durch Einfühlung in den Gegner schließt: »Man kann die Perfidie auch so weit treiben, daß man seine eigene Tötung zur Hinrichtung macht.« Ein ungeheurer Satz!

Der erste Gedanke eines deutschen Ministers beim Tod von drei Häftlingen ist der Gedanke, daß sie sich da etwas ganz Perfides haben einfallen lassen. Ihr einziger Beweggrund, wenn sie denn zur Selbsttötung entschlossen waren, war nämlich der, dem Minister mit ihrem Tod eins auszuwischen. Noch im Sterben haben sie sich vermutlich schadenfroh die Hände gerieben – und kein Wort des Unglaubens, der Scham in der Presse. In einer U-Bahn sah ich einmal, wie ein Vater sein Kind durch Schläge davon abzubringen versuchte, daß es schrie. Da es nun noch heftiger schrie, schlug er es noch heftiger. Offenbar konnte er sich nicht vorstellen, daß das Schreien des Kindes einen anderen Grund haben könnte als den, ihn vor allen Fahrgästen bloßzustellen.

»Mit Betroffenheit«, erklärte der Krisenstab am 19. 10. 77, habe er die Ereignisse in Stammheim zur Kenntnis genommen, und fuhr fort: »Sie machen deutlich, daß Mitglieder einer terroristischen Vereinigung zur weiteren Verschärfung ihres fanatischen und mörderischen Kampfes gegen unseren Staat und seine Ordnung auch das Mittel der Selbstzerstörung eingesetzt haben« (*Dokumentation der Bundesregierung zur Entführung von Hanns Martin Schleyer*, München 1977, S. 316). Betroffenheit also

nicht darüber, daß drei Menschen sich möglicherweise umgebracht haben – aber waren es überhaupt Menschen? »Bestien« nannte sie Hans Peter Sommer einmal in der *Süddeutschen Zeitung* –, sondern über die Entdekkung einer neuen, besonders heimtückischen Waffe: den kollektiven Selbstmord. Ähnlich barbarische Kommentare habe ich nur im *Neuen Deutschland* zur Selbstverbrennung des Pfarrers Brüsewitz gelesen, die hierzulande als Symptome eines menschenverachtenden Systems zitiert wurden. Mit dieser amtlichen Gefühlsäußerung zu den Stammheimer Vorgängen waren all die »spontanen« Gefühlsäußerungen vorgezeichnet, die dann teilweise wieder amtliches Erschrecken auslösten. Nicht etwa klammheimliche, sondern offen zur Schau getragene Freude war es ja wohl, die die Fluggäste im Frankfurter Flughafen in einen breiten Szenenbeifall ausbrechen ließ, als die Nachricht über den Abgang der Stammheimer Häftlinge bekannt wurde. Und konnte der Vorschlag von Stuttgarter Bürgern, die Toten lieber ins Klärwerk zu schmeißen, als sie auf dem Waldfriedhof zu beerdigen, Maihofer jetzt noch überraschen? Der Stuttgarter Oberbürgermeister Rommel wirkte in diesem Klima schon vollkommen weltfremd, wenn er als einziger daran erinnerte, »daß es sich schließlich um noch nicht rechtskräftig verurteilte Mörder handelt« und daß es eine »Feindschaft über den Tod hinaus« nicht geben dürfe. Für diesen Mut – und Mut gehörte dazu, Menschenrechte für Tote zu fordern – wurde er jetzt mit der Theodor-Heuss-Medaille geehrt. Aber was wurde aus jener Stuttgarter Schneiderin, der von ihrer Geschäftsleitung fristlos gekündigt wurde, weil sie am Todestag der Stammheimer Häftlinge der Selbstmordversion widersprach, während ihre Arbeitskollegen auf das freudige Ereignis anstießen?

So unerbittlich wurde jeder Zweifel an der Selbstmordversion unterdrückt, daß es zu einer grotesken Umkehrung gekommen ist: erst wenn man glaubte, Antworten geben zu können, wurde offiziell zugegeben, daß bis dahin Fragen offen geblieben waren. Erst wenn die Widerlegung eines Zweifels möglich erschien, war zu hören, daß Zweifel überhaupt noch bestanden. So erklärte der Stuttgarter Justizminister unmittelbar nach der Pressekonferenz des Bundesanwalts Rebmann am 12. 1. 78, »jetzt sei die Theorie von der Ermordung der Häftlinge wohl endgültig zusammengebrochen« (*Neue Züricher Zeitung* vom 14. 1. 78). Wozu diese Erklärung, wenn sich die Stuttgarter Staatsanwaltschaft schon vor Rebmanns Pressekonferenz sicher genug fühlte, gegen den Pfarrer Ensslin eine Verleumdungsklage anzustrengen, weil er der Selbstmord- die Mordthese entgegenstellte?

Erst, als die Selbstmordversion längst in der Öffentlichkeit durchgesetzt war, wurde beispielsweise bekannt, daß die ursprüngliche Erklärung für das Fehlen von Fingerabdrücken auf den Stammheimer Pistolen nicht stimmte: Es gab auf Raspes Pistole überhaupt keine Blutspuren, also konnte es sein

Blut nicht gewesen sein, das alle Spuren (und Zweifel) ›weggeschwemmt‹ hatte. Aber ist diese Aussage des Kriminalbeamten Textor vor dem Stuttgarter Untersuchungsausschuß irgendeiner Tages-Zeitung eine Schlagzeile wert gewesen? Einzig die *Frankfurter Rundschau* berichtete über sie, auf der dritten Seite. Hat irgendeine Zeitung außer dem *Frankfurter Informationsdienst für unterdrückte Nachrichten* über die Frage von Baaders Mutter berichtet, wie denn Baaders Waffe in seiner rechten Hand liegen konnte, wo er doch Linkshänder war (*ID*, 5. 11. 77)? Wozu auch, Angehörige sind sowieso befangen und können aus Wut oder Schmerz manches behaupten. Als aber Frau Wackernagel Volker Schlöndorff in ihrem Schmerz beschuldigte, ihren Sohn auf seinen Irrweg gebracht zu haben – was sie inzwischen wieder zurückgenommen hat –, da waren alle Vorbehalte gegen die Befangenheit der Angehörigen vergessen, und der Vorwurf kam über beide Kanäle in den Abendnachrichten. Hat sich irgendeine Zeitung dafür interessiert, wie Pfarrer Ensslin zu seiner Behauptung kommt? Über seine Gründe habe ich nur in italienischen Zeitungen gelesen, und in Deutschland hat davon nur die Staatsanwaltschaft und die Landeskirchenleitung Kenntnis genommen. Hat irgendeine von den ›ernst zu nehmenden‹ Zeitungen die Frage auch nur erwogen, wie ein Mensch sich viermal mit einem stumpfen Messer in die Brust stechen kann? »Keine einzige deutsche Zeitung«, sagte ihre Rechtsanwältin Bahr-Jendges, »hat nach meiner Kenntnis bis Montag (den 24. 10. 77) darüber berichtet, was Irmgard Möller darüber sagt« (*ID*, 29. 10. 77). Als es dann, erzwungen durch die Aufmerksamkeit der internationalen Presse und durch eine Kampagne für Irmgard Möller, endlich geschah, wimmelte es nur so von all den Anführungszeichen und Konjunktiven, mit denen man bei der Wiedergabe der Regierungsversion so gespart hatte: ». . . es sei das Konzept der CIA, sagt sie . . . als einziges Argument dafür, daß . . . brachte sie hervor, . . . das Letzte, was sie bewußt wahrgenommen haben will, war . . . mit wenig Überzeugungskraft, ohne Beweise und ohne auch nur interessante Argumente bemühte sie sich . . .« (Theo Wurm in der *Süddeutschen Zeitung*, 18. 1. 78). Hat man je ähnliche Wendungen in einem Bericht über eine Pressekonferenz der Bundesanwaltschaft gefunden, die doch, laut ihres Namens, ebenfalls Partei ist? Erst in diesen Tagen, da Zweifel und Fragen jedenfalls in Deutschland politisch nicht mehr brisant sind, erschien in der *Zeit* eine Serie, in der zum ersten Mal neben den Antworten auch die offenen Fragen einigermaßen vollständig aufgezählt sind.

In Italien hat dieses blinde Vertrauen in die Regierungsversion das Mißtrauen gegen die Deutschen, das weniger durch die Kapplerflucht selbst wiederbelebt wurde als durch die widerwärtige Kameraderie, die dabei zutage trat, nur verstärkt. Gerade die rücksichtslose Unterdrückung jedes Zweifels an der amtlichen Version hat Anlaß zu neuen Zweifeln gegeben. Da die

Zweifelsgründe, berechtigte wie absurde, in der deutschen Presse gar nicht erst auftauchten, konnten sie natürlich auch nicht widerlegt werden. Immer wieder ist es mir passiert, daß ich in Italien mit Fakten und Vermutungen konfrontiert wurde, zu denen ich schon deswegen nichts zu sagen wußte, weil ich sie aus der deutschen Presse nicht kannte. Nicht nur, daß so gut wie alle Interviews mit den Angehörigen und Anwälten der Stammheimer Toten ausschließlich in der ausländischen Presse erschienen sind. Keine einzige Zeitung hat es für nötig erachtet, jenen Gerüchten nachzugehen – und sei es nur zum Zweck ihrer Widerlegung –, die sich um den Sand an Baaders Schuhen rankten. Diesen Gerüchten zufolge soll Baader nach Mogadischu gebracht worden sein und dort jenes Kennwort mitgeteilt haben, das die Entführer erst von der Erfüllung ihrer Forderungen überzeugte. Danach soll er getötet und unbemerkt in seine Zelle zurückgebracht worden sein, wobei man nur vergaß, jenen verräterischen ›Wüstensand‹ zu entfernen, der später an seinen Schuhen gefunden wurde. Diese Version, die sich in einem Teil der ausländischen Presse hartnäckig hält, wäre vermutlich leicht zu widerlegen gewesen. Aber natürlich: wer sie widerlegen wollte, hätte sie immerhin zitieren müssen. Schon damit hätte er sich aber der Ungeheuerlichkeit schuldig gemacht, so etwas auch nur im entferntesten Winkel seiner treuen deutschen Seele für möglich zu halten. ›Böswillig‹, ›krankhaft‹, ›völlig absurd‹ hörten die meisten Deutschen eine innere Stimme jeder Mordversion widersprechen, noch bevor sie Maihofers Stimme hörten. Angesichts *dieser* Version höre ich diese innere Stimme auch. Nur: wer oder was spricht sich in dieser inneren Stimme aus? Besseres Wissen oder jenes Urvertrauen in die Obrigkeit, das der Staatsraison die Auswahl zwischen vernünftigen und ›absurden‹ Fragestellungen überläßt? Natürlich verbot die Staatsraison angesichts der Explosion antideutscher Gefühle im Ausland *alle* Zweifel, die naheliegenden wie die entlegensten. Aber seit wann ist es die Aufgabe von Journalisten und Intellektuellen, sich ihre Fragen von der Staatsraison einsagen zu lassen?

Daß es in den Berichten über Stammheim um Höheres ging als ums Berichten, hat die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* schon am 14. 11. 77 klargestellt. Auch Ingrid Schuberts Tod durchschaute sie sofort als Versuch, »bei den für solchen Aberwitz Empfänglichen die Überzeugung zu festigen, daß dieser Staat mörderisch und faschistisch sei« (*FAZ*, 14. 11. 77). Natürlich nährte Irmgard Möller die gleiche Hoffnung in ihrer Brust, als sie sich viermal das Messer hineinstieß. Wer das nicht durchschaut, macht sich der Mitwirkung an den genannten Gesinnungsverbrechen schuldig.

Wo so Grundsätzliches auf dem Spiel steht, darf man sich nicht mit Fragen aufhalten, auch nicht mit der, ob es immerhin ein Vorbild für einen Selbstmord gibt, bei dem sich ein Mensch viermal hintereinander in die Brust sticht. Muß nicht der erste Stich schon so weh tun, daß der Arm dem

Kopf den Befehl verweigert und sich sperrt, den zweiten zu tun? Aber solch eine Frage setzt die Bereitschaft voraus, sich einen Augenblick lang wenigstens in die Körper von ›Terroristen‹ hineinzuversetzen, ihnen so gewöhnliche Empfindungen zuzutrauen wie Angst oder Schmerz, es für möglich zu halten, daß sie Menschen sind.

Der *FAZ*-Kommentator, den ich hier zitierte, wird in diesen Zeilen, falls er sie liest, vermutlich den Versuch erkennen, die Mordtheorie zu beweisen. Ich fürchte, sie beweisen etwas viel Schlimmeres: die Verrohung der deutschen Öffentlichkeit bei dem Versuch, keine Zweifel an der Selbstmordversion aufkommen zu lassen. Die Gefangenen der RAF wurden, nachdem ihnen bereits jede politische, also menschliche Regung abgesprochen worden war, auch körperlich zu Monstren mythisiert, die noch über ihre Überlebensreflexe wie Computer verfügen. In Höfers Fernsehrunde herrschte einhellige Empörung über die Schlamperei in Stammheim, aber auf seiten der deutschen Teilnehmer herrschte sie nur aus einem einzigen Grund: diese Schlamperei hatte es den Stammheimer Gefangenen ermöglicht, ihren Selbstmord auf so teuflische Weise zu planen, daß er wie Mord aussah. Der Gipfel der Heimtücke! Daß man diesen Gefangenen erlaubte, sich auf eine Weise umzubringen, die den Überlebenden solche Unannehmlichkeiten bereitet! – Aber ihr, denen so übel mitgespielt wurde, ihr lebt doch noch! wollte ich sagen. Es wäre nicht gehört worden, und es wäre auch zuviel gesagt gewesen.

Ich behaupte, daß die Selbstmordversion in den Rang einer Vertrauensfrage zu Staat und Verfassung erhoben wurde. Und *diese* Prüfung ihrer Treue zu einer Grundordnung, bei der Adjektive immer weniger zählen, hat die deutsche Öffentlichkeit glänzend, nämlich nahezu einstimmig, bestanden. In der Verteidigung gegen die ›aberwitzige‹ Mordversion erwies es sich wieder, daß die Deutschen die Werte, an die sie glauben, erst in der Abgrenzung gegen einen Gegner entdecken. »In der Größe der Gefahr«, formulierte Justizminister Vogel drei Wochen vor Stammheim, »liegt auch eine Chance! Wir spüren ein Zusammenrücken in unserem Volke« (*Tagesspiegel*, 29. 10. 77). Daß es bei diesem Zusammenrücken zu eng für jede Gegenstimme wurde, spürten ›wir‹ kaum noch, denn in Wirklichkeit interessierten die Beweise so wenig wie die Argumente der Zweifler. Nur geringer Aufmerksamkeit hätte es ja bedurft, um herauszufinden, daß von jenen, die ›Selbstmord in Stammheim‹ korrekt als Zitat in Anführungszeichen setzten, kaum jemand die Bundes- oder Landesregierung verdächtigte, einen Mord angezettelt zu haben. Bezeichnend für den Bekenntnischarakter der Selbstmordversion ist ja gerade, daß von ihren Verfechtern jeder andere Gedanke sogleich als Versuch verstanden wurde, den gesamten Staat als mörderisch und faschistisch darzustellen. Als ob eine immerhin denkbare Todesschwadron, als ob eine immerhin vorstellbare CIA-Operation, als ob

die immerhin traditionsreiche Nahelegung eines Selbstmords gleich das ganze System der BRD auf den Begriff gebracht hätte! War es etwa – auch nach 1945 – noch nie vorgekommen, daß Gefangene in deutschen Gefängnissen eines unnatürlichen Todes starben? Hatte man nicht erst vor einem Jahr von CIA-Operationen gelesen, die selbst einem Paranoiker als Wahnideen erscheinen mußten, bis sie vom ehemaligen CIA-Chef Colby bestätigt wurden: Giftstoffe in einer Zahnpasta für Lumumba, vergiftete Taucheranzüge und Zigarren für Castro (dazu jetzt wieder: *Spiegel*, 23. 1. 78, S. 106–107). Woher dieses ungesunde Vertrauen in die BRD? Gerade, weil der Gedanke an eine ›Fremdeinwirkung‹ bei Todesfällen in einem deutschen Gefängnis nicht nur denkbar war, sondern an eine fürchterliche *Praxis* erinnerte, wurde er von vornherein als Aberwitz und undenkbar verdrängt, wobei in das übersprudelnde Vertrauen in sämtliche Staats-, Länder- und Gefängnisbeamten gleich noch die freien Mitarbeiter des CIA und anderer einheimischer Organisationen eingeschlossen wurden.

2.

Die Vorstellung von einem Baader, der aus dem bestbewachten Gefängnis heraus die Schleyer- und Flugzeugentführung zu dirigieren und noch als Toter den Staat bis in die Grundfesten zu erschüttern vermag, läuft natürlich auf einen Mythos hinaus. Politische Mythen ernähren sich aber nur zum geringeren Teil aus aktuellen Anlässen. In ihnen wirken verdrängte Ängste und Wünsche mit, die sich nur in Gestalt des Mythos an die Öffentlichkeit trauen. Offensichtlich geht es bei der Antwort auf ›die größte Herausforderung seit Bestehen der Bundesrepublik‹ um mehr als um die Bewältigung der Gegenwart. Die *FAZ*, besonders sensibel für die großen Herausforderungen unserer Zeit, hat die Themen schon angesprochen: Es geht um das Thema Faschismus und es geht um das Thema Gewalt. Allein die Tatsache, daß seit einigen Jahren über nichts soviel geredet und geschrieben wird wie über Terror, beweist ja wohl, daß eine ganze halbe Nation sich politisch und moralisch herausgefordert fühlt. Beunruhigender als der Terror selbst ist doch wohl, daß seit Jahren die Bundesbürger ihre ideologische Identität aus der Abgrenzung gegen 50 oder meinetwegen 500 Desperados beziehen. Die Herausforderung anzunehmen, hätte bedeutet, sich auf zwei Fragen einzulassen: 1. Unter welchen Bedingungen ist gewaltsamer Widerstand bis hin zum politischen Mord zu rechtfertigen? 2. Haben wir in der Bundesrepublik Bedingungen, die gewaltsamen Widerstand bis hin zum politischen Mord rechtfertigen?

Statt sich der politischen und moralischen Anstrengung zu unterziehen, diese Fragen zu beantworten, ist eine Anstrengung in ganz anderer Richtung gemacht worden.

In einem Brief, den der Kultursenator Apel Ende letzten Jahres an alle

Hamburger Lehrer verschickte, wurde amtlich festgeschrieben, daß im Geschichtsunterricht bezüglich der jüngsten deutschen Vergangenheit künftig eine gewisse Vergeßlichkeit erwünscht ist: »Das Aufspüren von dunklen Punkten in der – politischen – Vergangenheit von Opfern des Terrorismus ist menschlich geschmacklos, politisch aber abwegig.« Nicht schwer zu erraten, was mit diesem Appell Ende '77 gemeint war, und was von Lehrern, die inzwischen erfahren haben, daß man über Geschmack nicht nur streiten sondern auch fliegen kann, vermutlich sofort verstanden wurde: politisch abwegig und menschlich geschmacklos war es von nun an etwa, jenes Buch von Bernt Engelmann im Unterricht zu erwähnen, in dem berichtet wird, wie der Referendar Hanns Martin Schleyer im Jahre 1938 Zweifel an seiner Staatstreue zerstreute: »Ich bin alter Nationalsozialist und SS-Führer und darf für mich in Anspruch nehmen, daß mich keine äußerlichen Beweggründe hier (im Präsidialbüro des Zentralverbandes der Industrie für Böhmen und Mähren) festhalten. Der Präsident des Zentralverbandes der Industrie in Böhmen und Mähren und der Leiter der kriegswirtschaftlichen Abteilung haben mich aufgefordert, im Rahmen der Protektoratswirtschaft mitzuarbeiten und mich kriegswirtschaftlichen Arbeiten zur Verfügung zu stellen . . . Die uns in jungen Jahren in der Kampfzeit anerzogene Bereitschaft, Aufgaben zu suchen und nicht auf sie zu warten, der ständige Einsatz für die Bewegung auch nach der Machtübernahme, haben uns früher als sonst üblich in Verantwortung gestellt. Diese Aufgabe glaube ich hier im Protektorat gefunden zu haben . . . Heil Hitler! gez. Dr. Hanns Martin Schleyer« (Brief an den Reichs- und Preußischen Minister des Innern, zitiert nach Bernt Engelmann, *Großes Bundesverdienstkreuz*, Hamburg 1976, S. 62).

Glaubt der Hamburger Kultursenator tatsächlich, den Hamburger Schülern und Lehrern durch eine Schweigepflicht bei solchen dunklen Punkten eine Haltung zum Terrorismus beibringen zu können? Ist eine Verurteilung des Schleyermordes nur durch die Retouchierung seiner Biographie zu haben? Wird nicht ein Schüler, dem auf diese Art Haltung beigebracht wurde, in seiner Haltung wieder wankend werden, wenn er von jenen Punkten erfährt? Wie soll ein Lehrer politische und moralische Maßstäbe begründen, die *auch die Ermordung eines ehemaligen SS-Führers* als eine sinnlose Tat qualifizieren, wenn ihm verboten wird zu erwähnen, daß Schleyer ein aktiver Nationalsozialist war? Soll er sich in dieser Hinsicht tatsächlich den Bundespräsidenten zum Vorbild nehmen, der Schleyers Biographie einfach im Jahre 1951 beginnen ließ: »Der junge Jurist wollte zunächst Anwalt werden, dann zog es ihn in die Industrie. 1951 trat er in den Automobilkonzern der Daimler Benz AG hier in Stuttgart ein . . .« (*Tagesspiegel*, 26. 10. 77). Wenn man sich nicht *beiden* Fragen stellt: der Frage, wie es dazu kommen konnte, daß ein ehemaliger SS-Führer zum mächtigsten

Mann der freien Marktwirtschaft wurde, und der Frage, wie es möglich war, daß er 32 Jahre nach Kriegsende von einem ›antifaschistischen‹ Killerkommando mit einer Menschenverachtung gekidnapt und umgebracht wurde, die bis in die Sprache hinein – »wir haben seine klägliche und korrupte Existenz beendet« – wie die Nachahmung einer SS-Vollzugsmeldung wirkt, dann werden politische Haltungen in der Tat zur Geschmackssache. Wenn ich allerdings bedenke, daß in der Geißler-Dokumentation jeder Hinweis auf die nicht bewältigte Vergangenheit begierig aufgegriffen und als Entschuldigungsversuch für »den Terrorismus‹ (welchen?) denunziert wird, dann erscheint das Hamburger Schweigegebot fast wieder anständig. Ohne jedes Gegenargument, nur mit einem Anführungszeichen bewaffnet, hat der CDU-Generalsekretär etwa folgenden Satz Heinrich Bölls unter das Stichwort ›Entschuldigung und Sympathie‹ eingereiht: »Die Justiz läßt 2000 Nazis mit schweren Verbrechen auf dem Buckel frei herumlaufen, aber um Fritz Teufel, für mich ein liebenswerter Anarchist, macht man ein großes Geschrei.« Kein Wort darüber, ob Böll sich möglicherweise mit den 2000 Nazis vergriffen hat. Geißler kann es sich leisten, Böll *vollständig* zu zitieren im Vertrauen darauf, daß der Vordersatz sowieso überlesen wird, als wäre er mit Tipex gelöscht. Ob 2000 Nazis mit schweren Verbrechen auf dem Buckel frei herumlaufen, wen schert es, das ist nicht einmal ein Gegenargument wert. Aber daß Heinrich Böll im Jahr 1972 Fritz Teufel, der damals der Lorenz-Entführung nicht angeklagt war, für einen liebenswerten Anarchisten hält, das hört man, das liest man, das stempelt ihn zum Sympathisanten.

Nicht, daß man die Zitate von Antifaschisten verkürzt, aus dem Zusammenhang reißt, tendenziös zuspitzt, ist das Hauptproblem. Schlimmer ist, daß man Antifaschisten jetzt wieder *vollständig* zitieren kann, um sie verdächtig zu machen. Mit der gleichen haarsträubenden Vollständigkeit zitiert die CDU-Dokumentation einen Satz von Helmut Gollwitzer aus dem Jahr 1972 zur Frage der Gewalt: »Die intellektuelle Verantwortlichkeit für die Bombenanschläge ist bei denen zu suchen, die seit Jahren den über das vietnamesische Volk herabregnenden Bombenmord rechtfertigen.« Hat Helmut Gollwitzer etwa gesagt, daß dadurch die Bombenanschläge der RAF gerechtfertigt sind? Er hat die Rechtfertigung des Bombenmords in Vietnam durch deutsche Politiker angegriffen. Gab es sie nicht, gab es keinen Bombenmord in Vietnam? Egal! Wer den historischen und politischen Ursachen der Gewaltexplosion in der BRD nachgeht, wer sich nicht mit dem Mythos ›der gemeinen Mörder‹ begnügt, die keinerlei politische, sondern ausschließlich ›niedrige Beweggründe‹ haben, deren politische Beweggründe aber vor Gericht strafverschärfend berücksichtigt werden, der rechtfertigt den Terror der RAF. Schon hat der CSU-Abgeordnete Spranger, damit in Zukunft Mißverständnisse durch lästige Differenzierun-

gen vermieden werden, die Überlegung angestellt, die Befürwortung von Gewalt irgendwo in der Welt in den Paragraphen 88a einzubeziehen. Freilich meint er damit nicht etwa die Äußerungen seines Parteifreundes Strauß zu Chile, sondern jemand, der etwa »Gewaltaktionen . . . im südlichen Afrika unterstützt« (*Frankfurter Rundschau*, 12. 10. 77).
Es fehlt eigentlich nur noch der Vorschlag, die Attentäter des 20. Juli in die Sympathisantenliste aufzunehmen. Statt eines Nachweises, daß sich die Bundesrepublik weder auf einen alten noch neuen Begriff von Faschismus bringen läßt, ist die Tendenz zu verzeichnen, den historischen Faschismus zu verharmlosen und vergessen zu machen. Statt eines Nachweises, daß politischer Mord unter den historischen Bedingungen der Bundesrepublik politisch sinnlos und moralisch verwerflich ist, ist der Versuch zu beobachten, Gegengewalt überhaupt und unter jeder Bedingung für kriminell zu erklären.

3.
Auch in der linken Öffentlichkeit ist man den politischen und moralischen Fragen, die durch die Wochen zwischen der Schleyerentführung und Stammheim aufgeworfen wurden, ausgewichen. Ein guter Teil der Linken hat auf die Mythisierung der Terroristen zu übermenschlichen Monstern einfach mit einem Gegenmythos reagiert: nun wurden sie zu übermenschlichen Helden stilisiert, zu den einzigen konsequenten Antifaschisten, die natürlich in einem faschistischen Staat ermordet werden.
»Eine Fixierung auf den Nachweis der Richtigkeit der Mordthese«, erklärten die Anwälte Otto Schily und Hans Heinz Heldmann am 19. Oktober auf einer Pressekonferenz, »ist im Moment nicht angebracht. Es geht vielmehr darum, . . . Fragen zu stellen, Material zu sammeln und das totale Informationsmonopol der Behörden zu durchbrechen. Die Beantwortung aller Fragen ist jetzt einfach zu früh, sie wird dann unglaubwürdig« (*ID*, Nr. 201, 29. 10. 77).
Ein Teil der westdeutschen Linken und ein erheblich größerer Teil der Linken im Ausland hat sich nicht an diesen Rat gehalten. Mit einer spiegelverkehrten Blindheit für alle Einzelheiten legten sich viele vom ersten Tag an auf die Mordthese fest. »Baader, Ensslin und Raspe im Gefängnis ermordet«, schrieb *Lotta Continua* am 19. 10. 77. »Andreas Baader wurde ermordet von der deutschen Naziregierung«, riefen am gleichen Tag Demonstranten in Rom. »Hängt Schmidt, Tod für Schmidt«, hieß es in Athen. In Paris wurden die Redaktionsräume der Zeitung *Libération* besetzt, weil die Zeitung die *Mordthese* nicht entschieden genug vertrat. Vor Gericht sprach Klaus Croissant sogleich von der »Bonner Mörderregierung« und brachte so den französischen Richter in die Position, ihm einen Einwand entgegenzuhalten, den Croissants Anwaltskollege

Schily gegen Maihofer anführte: »Sie stellen Behauptungen auf über Dinge, die wir nicht kennen und die Sie selbst wahrscheinlich auch nicht kennen« (*Frankfurter Rundschau*, 26. 10. 77).

Ich habe mich bei den Verfechtern der Mordthese erkundigt, woher sie ihre Gewißheit bezogen. Immer wieder habe ich die folgenden beiden Antworten erhalten: 1. Unmöglich, daß in ein von Deutschen gebautes und bewachtes Gefängnis Pistolen eingeschmuggelt werden können. 2. Unmöglich, daß sich Revolutionäre wie Baader, Ensslin, Raspe, Möller, sollten sie Waffen gehabt haben, selber damit umbringen.

Erklärte ich dann im Einzelnen, warum ich Selbstmord nicht ausschließen könne – und natürlich berief ich mich dabei auch auf Berichte bürgerlicher Zeitungen –, so hatte ich mich damit bereits entlarvt. Natürlich waren die Gutachter, auch die internationalen, gekauft, natürlich waren die Berichte des BKA-Beamten über Gespräche mit Ensslin und Baader gefälscht, natürlich *mußte* Rebmann der Öffentlichkeit weismachen, daß die Anwälte Pistolen eingeschmuggelt hatten, und außerdem: da war immer noch der Sand an Baaders Schuhen! Es ergab sich das Bild eines lückenlosen, perfekt funktionierenden Räderwerks, in dem kein Raum ist für Zufälle, Widersprüche, Pannen, eines Systems, in dem jeder jeden jederzeit anrufen und zu einer Lüge erpressen, zu einem Mord überreden kann, eines Staates, der genau jenem Bild entspricht, das sich der Verfassungsschutz von den Linken macht. Das Bild einer perfekt organisierten Terrorbande.

Vor so einem Bild erscheint jeder Zweifel an der Mordthese, jedes Eingehen auf ›angebliche‹ Fakten und ›offizielle‹ Berichte als Gesinnungsverrat. Tatsächlich hatte ich manchmal den Eindruck, daß es zu einer revolutionären Tugend erklärt wurde, sich auf Einzelheiten in dieser Frage nicht einzulassen, weil die Erschütterung der Mordversion gleich ein ganzes Weltbild erschüttern würde.

Aber was für ein Weltbild ist es, das so ins Wanken geriete? Die Fixierung auf die Mordthese, die den Beweis gar nicht antreten will, setzt voraus, daß ein Selbstmord etwas Harmloses wäre. Aber ist es vielleicht weniger schlimm, wenn vier Gefangene nach sechs Wochen totaler Isolation auch untereinander und der jahrelangen Isolation zuvor sich zum Selbstmord entschließen und ihren Tod eben nicht als ›ein Stück Selbstbestimmung‹ (*FAZ*, 24. 10. 77) erscheinen lassen, sondern als fremdbestimmt? Ist die Vorstellung von einem Killertrupp, von Geheimdienstunternehmen politisch soviel brisanter? Oder will man an ihr nicht rütteln lassen, um endlich einen sinnfälligen Begriff zu haben, auf den man die Bundesrepublik und ihre Regierung bringen kann: Mörderstaat, Mörderregierung?

Aber wahrscheinlich gibt es einen anderen, wichtigeren Grund dafür, daß sich ein Teil der Linken sofort auf die Mordthese versteifte. Aus Angst, dem Gegner Argumente zu liefern, hat jedenfalls die Linke, die sich in Vollver-

sammlungen und Straßenaktionen darstellt, zur Schleyer- und Flugzeugentführung geschwiegen und sich erst nach Stammheim wieder zu Wort gemeldet. (Es gab wichtige Erklärungen einzelner Wortführer, so von Herbert Marcuse, Rudi Dutschke, vom Sozialistischen Büro und von anderen, aber ich bezweifle, daß diese Erklärungen durchweg einen Konsens innerhalb der heutigen Generation von Linken ausdrückten.) In Deutschland hat diese Arbeitsteilung zu dem merkwürdigen Ergebnis geführt, daß nicht nur die Schleyerentführung, sondern auch die Ereignisse in Stammheim kaum eine öffentliche Reaktion hervorgerufen haben.
Die erste Vollversammlung nach dem 18. Oktober in der Pädagogischen Hochschule in Berlin befaßte sich mit der Disziplinierung der Herausgeber des Buback-Nachrufs. Eine gespenstische Veranstaltung: jeder Deutsche draußen sprach über die Vorgänge in Mogadischu, in Stammheim, über die Ermordung Schleyers, und hier drinnen hatte es den Anschein, als wäre nur Eines passiert: die Kündigung von Professor Brückner in Hannover! Als dann einer endlich, ohne freilich Namen oder irgendein Ereignis zu nennen, zum Thema Gewalt Stellung bezog, rückte er mit einem Satz heraus, der im Jahre 1950 so wahr war, wie er es im Jahre 2050 sein wird: Die Gewalt geht vom Staat aus, weil »der Staat selbst ein System ist, dem die Gewalt innewohnt« (*Staat und Gewalt. Beiträge der Diskussionsveranstaltung in der PH Berlin* am 25. 10. 77). Selten habe ich die Berliner Linke tiefer im Elfenbeinturm gesehen. Da hatte es eine Serie von politischen Morden gegeben, da wurde ein Gesetz nach dem anderen beschleunigt verabschiedet, da waren diese Morde zum Anlaß für eine beispiellose Intellektuellenhetze genommen worden, da waren drei Stammheimer Häftlinge in ihren Zellen tot aufgefunden und Schleyer erschossen worden – und hier tröstete man sich mit der ewigen Wahrheit, daß die Gewalt, was auch geschehen mag, immer vom Staat ausgeht!
Wer nicht sieht, daß diese politischen Morde die repressive Entwicklung in der BRD in einem ungeheuren Maße beschleunigt haben, wem es gleichgültig ist, ob sich eine solche Entwicklung innerhalb von Tagen vollzieht oder in Jahren und gegen einen massenhaften demokratischen Widerstand, der soll über die Entwicklungsgesetze von Pflanzen oder Gebirgen reden, aber nicht über Politik. Aber einen Zusammenhang zwischen Terror und Repression auch nur für möglich zu halten, verbot dem Redner ein inneres Warnlicht mit den Buchstaben FEINDPROPAGANDA. Die These nämlich: »Die RAF sei schuld an der gegenwärtigen Zunahme der staatlichen Gewaltanwendung . . . diese These wurde zuerst von der Bundesregierung proklamiert.« Also braucht ein Linker darüber nicht mehr nachzudenken, schon eine Differenzierung zwischen den Wörtern ›Schuld haben, verursachen‹ und ›verstärken, beschleunigen‹ brächte ihn zu sehr in die Nähe des Feindes, nur eines gibt Sicherheit: sofort die Gegenthese aufstellen!

Ich behaupte: da die Linke zum Kölner Attentat keine Worte fand, fand sie auch zu Stammheim keine. Solange die Frage, ob politischer Mord in der BRD vielleicht doch ein Mittel der Politik sein könnte, im Wirrwarr ambivalenter Gefühle stecken bleibt, endet die Empörung in einer hilflosen Auflistung der Toten. Im *Pflasterstrand* habe ich den Versuch einer Differenzierung zwischen den Kölner Toten gelesen. Der Tod des Fahrers von Schleyer löste bei dem Autor Betroffenheit aus, weil er gehört hatte, daß der Fahrer Mitglied der IG-Metall gewesen war, »linksliberal eingestellt, ein dufter Typ, hat den Schleyer durch die Gegend gefahren, weil das sein Job war . . . also kein Bulle, kein kaltschnäuziger Bodyguard eines alten SS-lers« (*Pflasterstrand*, Nr. 17, S. 30).

Auf den ersten Blick leuchtet vielleicht eine solche Überlegung – und an hunderten von Kneipentischen wurden in diesen Tagen ähnliche Überlegungen angestellt – als Argument gegen das Kölner Attentat ein. Aber was für eine Schlußfolgerung legt sie nahe? Wäre etwa, falls Schleyers Fahrer *nicht* IG-Metallmitglied, *nicht* linksliberal eingestellt, *kein* ›dufter Typ‹ gewesen wäre, seine Erschießung in Kauf zu nehmen gewesen? Wo soll die Grenze liegen, etwa zwischen links- und rechtsliberal, zwischen der Mitgliedschaft in der IG-Metall und der in der Polizeigewerkschaft? Und was ist mit den anderen, ›den Bullen‹, den ›kaltschnäuzigen Bodyguards eines alten SS-lers‹? Haben Sie etwa den Tod verdient, weil ihr Job nicht das Herumfahren, sondern das Bewachen von Schleyer war? Was, wenn sich herausstellte, daß der eine oder andere von ihnen nicht aus Kaltschnäuzigkeit Bulle wurde, sondern zum Beispiel, weil er keine Lehrstelle als Elektriker fand und dann eben, wie Tausende in diesen Jahren, aus diesem Grund bei der Polizei landete? Und wenn er aus anderen Gründen zur Polizei ging, hat er dafür den Tod ›ein bißchen eher‹ verdient? »Diese Bodyguards sind alles Leute, die sich freiwillig melden«, habe ich in jenen Tagen öfter gehört. Aber ist der Schritt vom Polizisten zum Bodyguard genau der Schritt, der sie vogelfrei macht? Haben sie von nun an Gesichter, die man einfach durchstreichen kann, ähnlich denen auf den Sammelsteckbriefen, in die mancher kleine Ladenbesitzer die neuesten Informationen mit zwei Strichen einträgt?

Und schließlich: Was ist mit Schleyer selbst? »Wer wird schon um sie weinen!« hatte nach dem Bubackmord ein linker Wortführer die Gefühlslage beschrieben. Weinen kann man nur um jemanden, den man liebt, und insofern ist der Satz nichts weiter als ehrlich. Wenn er aber – und dies ist mein Eindruck – dazu dient, die Betroffenheit vieler Linker über die *Ermordung* dieser Ungeliebten lächerlich zu machen, so ist er nichts weiter als dumm und brutal. Es ist richtig und notwendig, zwischen Schleyers Fahrer und Schleyer selbst zu unterscheiden. Aber solche Unterscheidungen – politische wie menschliche – können nur Lebende betreffen, nicht die

Mordopfer einer selbsternannten Avantgarde. Unter den Kugeln von Maschinengewehren, die von einem gänzlich abstrakten Haß geleitet sind, bricht jede Unterscheidung, auch die schwerwiegendste, zusammen. Wofür genau, frage ich die, die die Ermordung Schleyers und seiner vier Begleiter unterschiedlich bewerten, hat Schleyer den Tod ›am ehesten‹ verdient? Dafür, daß er SS-Führer war? Was genau hat er als SS-Führer gemacht, oder gehören alle ehemaligen SS-Führer umgelegt? Oder dafür, daß er die Aussperrung wieder zu einem Kampfmittel der Unternehmer gemacht hat? Ist dies genau jenes Verbrechen, das sein Leben zur Disposition von ein paar eingebildeten Revolutionären stellt? In wessen Namen handeln sie? Haben die Entführer, da sie selber nicht Opfer von Schleyers Politik sind, mit den tatsächlichen Opfern gesprochen? Sind sie von denen, da sie den zum Töten notwendigen Haß gegen Schleyer nicht aus eigener Erfahrung gewinnen konnten, in ihrem Haß immerhin angesteckt worden?
Wer von sich behauptet, daß er nie jemanden umbringen könnte, lügt wahrscheinlich. Was mich an den politischen Morden am meisten entsetzt, ist die gänzliche Abstraktheit des Hasses, die Austauschbarkeit seiner Opfer. In keiner der Mitteilungen über die ›Hinrichtungen‹ habe ich auch nur den Versuch entdeckt, das Opfer eines konkreten Verbrechens zu beschuldigen. Die einzigen Anklagepunkte, von denen ich las und in Diskussionen hörte, waren bloße Funktionsbezeichnungen: Bankpräsident, Bundesanwalt, BDI-Präsident, allenfalls noch ein Klischee wie ›fetter Wirtschaftsmagnat‹. Die Funktion steht für das todeswürdige Verbrechen, und worin es genau besteht, welchen spezifischen Beitrag der Funktionsträger geleistet hat, ist gleichgültig. Dieser haarsträubende Leichtsinn, mit dem von manchen linken Zuschauern aufgrund von ein paar Funktionsbezeichnungen und vagen Schimpfwörtern wie Bonze, Bulle, Wirtschaftsmagnat über Tod und Leben spekuliert wird, ist unentschuldbar. Mehr noch als die Tatsache, daß diese Morde objektiv, als politische Taten, nicht zu rechtfertigen sind, entsetzt mich, daß sie subjektiv nicht nachvollziehbar sind. Was einen Mord menschlich machen kann, ist doch wohl nur der spontane Haß, der aus den konkreten Leiden unter den Verbrechen einer ganz bestimmten, nicht auswechselbaren Person entsteht. Im politisch gerechtfertigten Mord handelt der Täter vielleicht nicht spontan, sondern als Stellvertreter. Dennoch handelt auch er im ›Affekt‹, denn in seinem Haß drückt er den Haß eines ganzen Volkes aus.

Natürlich ist eine *politisch und moralisch* glaubwürdige Verurteilung der Strategie des bewaffneten Kampfes in Westeuropa nicht möglich ohne eine Kritik des Staatsbildes, das dieser Strategie entspricht. Wenn es wahr wäre, daß die BRD ein faschistischer Staat ist, dann hielte ich den politischen Terror zumindest für *moralisch* gerechtfertigt, und unter diesem Gesichts-

punkt erschiene mir eine Verurteilung unter Hinweis auf die fehlende Massenbasis und die Erfolglosigkeit opportunistisch. Die Ablehnung des aktuellen Terrors ist nur dann überzeugend, wenn sie sich nicht allein auf das Kriterium der politischen Erfolglosigkeit beruft, sondern auf dem qualitativen Unterschied zwischen dem faschistischen und dem demokratischen Kapitalismus besteht, und aus dieser Unterscheidung die qualitativ verschiedenen Formen des antikapitalistischen Kampfes ableitet. Dieser theoretischen Anstrengung, die spätestens nach dem Scheitern der Revolte von 68 fällig war, ist die Linke immer wieder ausgewichen, und darin sehe ich den entscheidenden Grund für die Tatsache, daß die meisten von uns nur noch gefühlsmäßig wissen, was sie von der Strategie des bewaffneten Kampfes halten. Wenn alles offen bleibt: ob der Kapitalismus schon wieder Faschismus ist oder wird, ob er sowieso zusammenbrechen oder mit Gewalt abgeschafft werden wird, ob es überhaupt wünschenswert ist, daß er abgeschafft wird, denn den Staatsozialismus wollen wir auch nicht, ob sich und was sich zu unseren Lebzeiten ändern wird und ob mit friedlichen oder gewaltsamen Mitteln – dann fängt man natürlich an, sich auf so ganz persönliche Gefühle zu verlassen, wie sie ein Anonymus namens Jupp Heynkes im *Pflasterstrand* aussprach: »Ich kann Franz Josef Strauß nicht abknallen, obwohl er eines Tages uns abknallen wird«, und: »mein Problem war nicht, mich von der RAF und ihrer ›selbstmörderischen Politik‹ zu distanzieren, sondern eher das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, nicht *selbst* auf diesem Niveau *meinen Krieg mit diesem Staat führen zu können*« (*Pflasterstrand* Nr. 18, 3.–16. 11. 1977).
Ich kann tatsächlich die Fragen, die ich hier aufgeworfen habe, nicht ausreichend beantworten. Ich weiß nur, daß es auch nicht genügt, dem politischen Terror von 1978 die politischen Utopien von 1968 entgegenzuhalten, als wären sie noch intakt. Gegenüber dem Traum von einer »Abschaffung des Kapitalismus im offenen Kampf« (Herbert Marcuse in der *Zeit*) erscheinen mir die verzweifelten Träume des politischen Terrors in einem Punkt realistischer: sie gehen immerhin von der Tatsache des Scheiterns dieser Utopie aus.

Die Suche nach einer Antwort auf die Fragen, die ich hier genannt habe, kann und darf die Suche nach der Wahrheit in Stammheim nicht ersetzen. Denn solange wir uns diesen Fragen nicht stellen, besteht die Gefahr, daß wir uns aus lauter Ratlosigkeit in politische Mythen flüchten. Politische Mythen spielen in jeder großen politischen Bewegung eine entscheidende Rolle und können sie stärken. Aber die menschenleeren Mythen, die die Stammheimer Toten entweder zu Helden oder zu Monstern stilisieren, sind Todesmythen und machen uns nicht lebendig.

Syndikat

Aus unserem Frühjahrsprogramm:

Peter Dahl
Arbeitersender und Volksempfänger
Proletarische Radio-Bewegung und bürgerlicher Rundfunk bis 1945
Etwa 250 S. 30 Abb. Großformat.
Kart., ca. DM 28,–

Rolf Schwendter
Theorie der Subkultur
Erweiterte Neuausgabe
Etwa 400 S. Kleinformat.
Kart., ca. DM 20,–

Joachim Schumacher
Die Angst vor dem Chaos
Über die falsche Apokalypse des Bürgertums
392 S. Kleinformat. Kart., ca. DM 20,–
Syndikat-Reprise

Rolf Lindner/Heinrich Th. Breuer
„Sind doch nicht alles Beckenbauers"
Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet
Etwa 160 S. 15 Abb. Kleinformat.
Kart., ca. DM 12,–

Fritz Morgenthaler
Technik. Zur Dialektik der psychoanalytischen Praxis
Etwa 140 S. Großformat.
Kart., ca. DM 18,–

Martin Dannecker
Der Homosexuelle und die Homosexualität
Etwa 130 S. Kleinformat.
Kart., ca. DM 10,–

Jetzt erschienen:

Giovanni Jervis
Kritisches Handbuch der Psychiatrie
425 S. Großformat. Hln. DM 54,–/
Kart. DM 38,–

Bitte fordern Sie Informationen aus dem Syndikat an.

SYNDIKAT
Autoren- und Verlagsgesellschaft
Savignystraße 61-63
6000 Frankfurt am Main

Heinar Kipphardt
Bruder Eichmann
Protokolle, Materialien

1. Eichmanns Weg zur SS (Verhör Hauptmann Less)

L: Ihr Elternhaus war unpolitisch?
E: Völlig unpolitisch, völlig unpolitisch, wurde nie von Politik gesprochen, der Vater nicht und die Mutter auch nicht.
L: Welche Zeitung wurde zu Hause gelesen?
E: Die Linzer Tagespost, haben wir eh und je gehabt, bürgerlich orientiert, christlich und bürgerlich, Lokales vorwiegend – ob eine andere Zeitung? Vielleicht kirchliche Schriften, sicherlich. Wir hatten einen Abreißkalender, erinnere ich mich noch, mit einer Bibellese für jeden Tag, und morgens vor dem Frühstück riß meine Stiefmutter immer das betreffende Blatt ab und las uns die Stelle vor. Wir gingen auch in die Sonntagsschule, und ich gehörte dem Christlichen Verein junger Männer an, ebenfalls unpolitisch.
L: Wie kamen sie zur SS?
E: Das war Ende 1931 oder Anfang 32, ich hatte die Mitgliedsnummer 45 326.
L: Ja. Wie kamen Sie dazu?
E: Vorwiegend gesellschaftlich, glaube ich.
L: Wie, gesellschaftlich?
E: Ich baute damals, wie gesagt, dieses Benzinpumpennetz auf, Sphinx-Benzin, als Reisebeamter der Vacuum-Oil-Company in Oberösterreich, im oberen Mühlviertel, ich kniete mich mächtig in diesen neuen Artikel rein, wohnte aber noch zu Hause, kam über das Wochenende, auch unter der Woche, wenn ich die Route änderte, hatte damals ein Motorrad, verdiente glaub ich 250 oder 300 Schilling als Lediger, war irgendwie angesehen und suchte gesellschaftlichen Anschluß, Geselligkeit.
L: Bei der SS?
E: Zuerst war ich einer anderen Vereinigung beigetreten. Dem sogenannten Jungfrontkämpfer-Verband, eine Jugendabteilung der Deutschösterreichischen Frontkämpfervereinigung, die unter Oberst Hiltl in Österreich tätig war und deren Wahlspruch lautete: »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«.
L: Was waren das für Leute?
E: In der Majorität monarchistisch eingestellt, Offiziere, Unteroffiziere, auch Mannschaften, monarchistisch und christlich.

L: In erster Linie österreichisch eingestellt?
E: Nur, nur, nur österreichisch orientiert, mit einer Verbindung allerdings, wie ich dann später sah, zum Stahlhelm in Deutschland, was uns als Jugendgruppe nicht tangierte.
L: Was interessierte Sie daran?
E: Daß man dazugehörte. Aufmärsche, allerdings sehr selten, Denkmalseinweihungen, Kameradschaftstreffen. Der spiritus rector in Linz war ein sehr netter, alter Herr, ein Generalmajor Dorotka von Ehrenwal, Kommandierender einer Division, hauptsächlich am Isonzo, also gegen Italien eingesetzt gewesen, und dieser Generalmajor Dorotka von Ehrenwal war es auch, der mir als erster mal einen Karabiner in die Hand drückte zum Scharfschießen, dessen entsinne ich mich wie heute.
L: Wie alt waren Sie damals?
E: Dieser Anfang muß, was ich mich politisch irgendwie entsinne, etwa im Jahre 1929 gelegen sein, wobei, bitte sehr, ich ein Jahr vor oder zurück nicht mehr genau weiß, 23 Jahre also. Es war glaub ich 1931, muß 1931 gewesen sein, da starb der Oberst Hiltl, und es kamen stärker monarchistisch-nationalistische Stimmen auf in der deutschösterreichischen Frontkämpfervereinigung. Inzwischen marschierten auch SA-Verbände durch die Straßen, die SS versuchte aus den Reihen Leute herauszuwerben, denn wir hatten gewissermaßen eine, wenn auch sehr spärliche, aber immerhin eine ganz kleine vormilitärische Erziehung genossen, und sicherlich war das der SS nicht unangenehm gewesen.
L: Auf diese Weise kamen Sie zur SS?
E: Nein, nein, nein, nein, da war ich erst einer anderen Vereinigung beigetreten, der sogenannten Schlaraffia, ebenfalls gesellschaftlich.
L: Was war das, Schlaraffia?
E: Schlaraffia ist eine Vereinigung von Kaufleuten, Ärzten, Schauspielern, Beamten und so weiter, Mittelständlern also, die sich zusammentaten zur Fröhlichkeit, zur Heiterkeit, auch zur gegenseitigen Unterstützung sicherlich, Hilfsbereitschaft, die der Allmutter Praga als Centrum angeschlossen war, in ihrer Spitze eine zum mindesten lockere Verbindung zur Freimaurerei hatte, wie ich das später bei meiner Arbeit im Freimaurermuseum feststellen konnte. Ähnlich wie beim Rotary Club, möchte ich mal sagen, nur hier schaltete der Humor, hatte der Humor nicht jene hundertprozentige Dominante wie bei der Schlaraffia, sondern hier sinds wohl die Wirtschaftsthemen und die ernste Lebensarbeit, die im Vordergrund stehen.
L: Vollkommen unpolitisch eingestellt?
E: Vollkommen unpolitisch eingestellt, vollkommen. Der Ritus war, daß beim Eintreten jeder den ausgestopften Vogel UHU mit gekreuzten Armen begrüßen mußte, mit einer Verneigung, und jeder mußte alle Zeit lang einen

Vortrag halten, dessen Tenor Humor, feinen Humor beinhalten mußte und bekam einen mehr oder minder hohen Orden an seine Narrenkappe.
L: Sie hielten solche Vorträge?
E: Jawohl. Ich hatte natürlich keine Ahnung bezüglich Freimaurerei, sagte mir nichts, bis ich einmal zufällig Kaltenbrunner davon erzählte –
L: Ernst Kaltenbrunner?
E: Ernst Kaltenbrunner, jawohl, den ich von der Straße her kannte. Der alte Vater Kaltenbrunner, der in Linz Rechtsanwalt war, spielte etwas Syndikusartiges bei der Linzer Straßenbahn- und Elektrizitätsgesellschaft bei den Bilanzen mit, wo mein Vater war, die beiden alten Herren waren Freunde, und wenn sie ins Café Traxlmayer kamen, so setzten sie sich zusammen, und so war ich jedenfalls auch mit dem Sohn bekannt –
L: Dem späteren Chef des Sicherheitshauptamtes?
E: Ernst Kaltenbrunner, jawohl, und der sich gleich entrüstete »Freimaurerei« und so weiter und so weiter und verlangte, daß ich da auszuscheiden habe. Ich fragte noch, was das sei, Freimaurer, und er sagte: »Freimaurer sind Freimaurer«. Durch einen Zufall flog ich aber sowieso von selber raus, d. h. ich wurde nicht mehr eingeladen.
L: Wie kam das?
E: Es war an einem Abend mit dem Linzer respektive oberösterreichischen Heimathumoristen Franz Resl, der auch mehrere Bücher herausgegeben hat, oberösterreichischen Humor, auch Mitglied der Schlaraffia, und wir gingen im Anschluß an diese sogenannte Sitzung auf einen kleinen Schoppen in das sogenannte Rosenstüberl in Linz, und, weiß der Teufel, mich jungen Dachs ritt damals etwas, daß ich – ich wurde sicherlich nachher rot bis über beide Ohren vor Scham – daß ich, entgegen meiner Erziehung, nämlich versuchte, die Tischgesellschaft zu einem Wein einzuladen und das als Jüngster. Da hatte ich mir natürlich mein Grab gegraben und brauchte die Kaltenbrunnersche Aufforderung erst gar nicht selbst in die Tat zu verwirklichen. Wie ich Kaltenbrunner von meinem Faux pas erzählte, es war im Märzenkeller, ein großes Bierlokal, nach einer Versammlung, es sprach der damalige Gauleiter Bollek, entsinne ich mich noch, da sagte also Kaltenbrunner zu mir: Du kommst zu uns, forderte er mich also kategorisch auf, ich habe zu kommen und so weiter; wie das eben damals ging, burschikos, da wurde nicht viel herum und so weiter, ich sagte dann »Ja, gut«, so kam ich zur SS.

L: Wie lange waren Sie bei der Vacuum Oil Companie?
E: 5 ½ Jahre als sogenannter Reisebeamter, es gab Gehalt und Reisespesen.
L: War das ein großer Bezirk, den Sie zu bereisen hatten?
E: Doch, es war halb Oberösterreich. Ich hatte hauptsächlich mit der Aufstellung des Benzinpumpennetzes zu tun, Pumpenverträge abzuschlie-

ßen, Consignationslager zu errichten, um den Service dieser großen Kartellfirma à jour zu bringen in dieser Zeit des zunehmenden Automobilverkehrs. Ich hatte dazu die Petroleumlieferung für das Mühlviertel. Mich interessierte das am meisten, weil ich hier in ein Gebiet kam, das abseits war von dem Modernen und Schnellebigen. Mir sagte das zu. Dazu kam die schöne Natur des Mühlviertels, teils Mischwald, teils Laub-, teils Tannen-, Fichtenwälder. Auch die Romantik dieses Gebietes, die alten Burgen, besser gesagt Ruinen, ich habe auf meinen geschäftlichen Fahrten die Ruinen der verschiedenen Adelsgeschlechter jeweils besucht. Wenn ich einem Kaufmann zum ersten Mal Gargoil oder Mobiloil verkaufte, so bekam ich für sämtliche Ölnachforderungen glaub ich ein viertel oder ein halbes Prozent Provision. Sonst war die Tätigkeit keine provisionsmäßig eingestufte.

L: Machten Sie Dienst in der SS?

E: Jawohl, in Linz, im sogenannten Braunen Haus, indem ich dort auf einem Strohsack schlief und Nachtwache hatte, jeden Freitagabend. Nachdem ich einer der wenigen war, die Arbeit hatten, war mein Antreten der Wache immer gern gesehen, denn ich habe jedes Mal Bier und Zigaretten freigebig bestellt für die Leute und haben sie eben getrunken und geraucht. Wir wurden auch ein-, zweimal nach Freilassing gefahren, nach Deutschland, sonntags, zum Schleifen, wie man das nannte, bis uns die Zunge trocken war.

L: Das war Ihr Sonntagsvergnügen?

E: Nun ja, Vergnügen, Herr Hauptmann? Man dachte ja als junger Dachs nicht viel darüber nach. Was mir gerade einfällt, daß einer der Instrukteure abseits stand wie auf einem Feldherrnhügel und hatte weiße Zwirnhandschuhe an, das wurmte mich.

L: Haben Sie sich damals mit dem Nationalsozialismus beschäftigt?

E: Beschäftigt ist zu viel.

L: Haben Sie Hitlers *Mein Kampf* gelesen?

E: Damals nicht. Ich habe es glaub ich nie gelesen, nie ganz und nie gründlich.

L: *Mythus des 20. Jahrhunderts* von Rosenberg?

E: Nein, das habe ich nicht gelesen.

L: Welche anderen Bücher haben Sie über nationalsozialistische Ideologie gelesen?

E: Eigentlich gar keine. Das einzige, dessen ich mich genau entsinne, das ich gelesen habe, war von Hinkel *Einer unter Hunderttausend* – und zwar deswegen, weil Hinkel mir das Buch schenkte, mit einer Widmung schenkte. Bevor ich zum SD (Sicherheitsdienst) kam, gehörte ich zu dieser Menschenkategorie, die außer Zeitungen gar nichts las, sehr zum Kummer meines Vaters, der eine ausgezeichnete Bibliothek zusammengetragen hatte

mit sämtlichen Klassikern und sonst schöngeistiger Literatur. Beim SD dann, da habe ich wiederum nur die Fachliteratur gelesen, spezifisch jüdische Bücher und Bücher über Freimaurerei. Ich las auch nie Kriminalgeschichten oder Liebesromane – bis heute nicht.
L: Haben Sie das NSDAP-Programm gelesen?
E: Die 12 Punkte? Sicherlich. Aber ich könnte nicht mehr sagen, wie sie heißen. Es wurde auch in Kameradenkreisen nie darüber diskutiert über diese Detailangelegenheiten.
L: Sie waren aber ein überzeugter Nationalsozialist?
E: Jedenfalls. Ich muß wahrheitsgemäß sagen, daß ich damals begeistert war. Ich hörte den 30. Januar 33, die Machtergreifung, in einem Tiroler Dorf, auf einer Geschäftsreise, wo der Führer, ich komme immer noch in die alte Tour, also Hitler sprach, zum ersten Mal sicherlich im Radio übertragen wurde. Er wetterte gegen die Knechtschaft von Versailles, die Arbeitslosigkeit, die Pfändung deutscher Bauernhöfe, den Bolschewismus, das internationale Finanzkapital – um nur einiges zu nennen – und daß nun alles anders werden würde in dieser nationalen Einigung. Das sagte mir vom nationalen Standpunkt zu, damals. Es war ja mehr das Nationale als die politischen Detailsachen, was die Menschen begeisterte. Ich hatte mir darüber überhaupt gar keine Gedanken gemacht.
L: Und Sie meinen, das ging vielen so?
E: Ich habe es ja später gesehen, Herr Hauptmann, sogar in der höheren Führerschaft, da hieß es das Reich, der Führer – da wurde nicht viel von Politik gesprochen. Es ist ja so, Herr Hauptmann, daß die Zeit und die Umgebung das Tun und Denken der Einzelperson bestimmt. So ging es mir eben auch.
L: Warum wurden Sie von der Vacuum Oil entlassen?
E: Weil Personal eingespart werden mußte (. . .) Ich dachte ja zuerst daran, bei der Vacuum Oil in Deutschland oder bei Shell unterzukommen, daß mir die Partei hilft vielleicht, hatte ein sehr gutes Zeugnis für die 5 ½ Jahre bekommen, ja, ach ja, ich sagte dem Gauleiter Bollek noch, als ich mich bei ihm in Passau meldete, bat ich ihn noch, ob er einen Weg zur bayrischen Vacuum Oil wisse. Da meinte er, daß es für mich besser wäre, erst mal ein bißchen Soldat zu spielen, höchste Zeit, daß ich mal gehen lernte. So war ich in der Österreichischen Legion, Edelweiß am Spiegel.
L: Eine SS-Einheit?
E: SS-Leute und auch SA, SA war damals noch bedeutend mehr gewesen als später, wir wurden im wesentlichen im Straßenkampf ausgebildet, stoßtruppmäßig, im Kloster Lechfeld. Wir marschierten dann alle nach Dachau, wo wir ein Bataillon vom Regiment »Deutschland« bildeten, das nur aus Österreichern bestand.
L: Im Konzentrationslager Dachau?

E: Nein, nein, nein, außerhalb. Im Konzentrationslager waren die bayrischen SS-Angehörigen gewesen, wir nannten sie Totenkopfler, weil sie an ihrem Kragenspiegel den Totenkopf hatten, wir hatten SS-Runen mit der arabischen Eins, trugen auch Seitengewehr, die Totenkopfler Pistole. Ich hatte es dienstgradmäßig inzwischen bis zum Scharführer gebracht, also ein Stern, aber die Ausbildung war rekrutenmäßig, rein militärisches Exerzieren, wir schliefen drei Stück übereinander.
L: Wie war Ihre Einstellung zu den Häftlingen? Hat das nicht Ihre Ideale gestört?
E: Wir hatten ja nichts damit zu tun. Man sah sie mal ausrücken zur Arbeit oder einrücken. Es hieß »Reichsfeinde«, »Schutzhäftlinge«, muß sein, müssen erzogen werden. Es wurde ja in Dachau nicht getötet, soviel ich weiß.
L: Es wurde geprügelt, gefoltert, auf der Flucht erschossen. Haben Sie nie davon gehört damals?
E: Habe ich nicht, Herr Hauptmann. Wir hatten zu den Totenkopflern ein ziemlich gespanntes Verhältnis, weil jede Einheit wieder ihren Stolz hat, unsere Chefs waren in SS-Uniform gesteckte Offiziere der preußischen Landespolizei und zogen beritten an der Spitze ihrer Einheit. Ich gehörte damals zu den Menschen, die sich zufrieden gaben, wenn etwas angeordnet war. Habe ich nicht weiter nachgedacht. Der Dienst war drillmäßig sehr hart und eintönig, fiel man danach aufs Bett. Ach ja, ich habe mal ein Eßpaket über die Mauer geworfen, auch andere von uns. Das wurde dann streng verboten.
L: Was hat Sie überhaupt zu dem Entschluß gebracht, nach Deutschland zu gehen. Ihre Familie war in Österreich, Ihre Freunde?
E: Mir schwebte erst vor, nach der Kündigung, daß ich einen eigenen Schmierölhandel anfange, von einer Außenseiterfirma, einer rumänischen, keine Kartellfirma. Ich hatte verhandelt, wollte ein Consignationslager übernehmen und Autoöle auf eigene Rechnung verkaufen. Kunden hatte ich ja genügend, besonders in Oberösterreich, als ich aber alles vorbereitet hatte und schon losgefahren war, den ersten großen Kunden zu besuchen, in Eferding, entschloß ich mich plötzlich anders, brach abrupt die Reise ab und sagte meinen Eltern, daß ich nach Deutschland wolle, bekam auch ihren Segen.
L: Wie erklären Sie sich diesen Sinneswandel?
E: Ich glaube, ich hatte plötzlich Angst gekriegt, ob es das finanzielle Risiko war, daß ich allein auf eigenen Füßen –? Ich war ja ein relativ junger Mensch gewesen und war es gewöhnt, im mindesten geleitet zu werden, auch im Geschäftlichen. Es ist mein ganzes Leben dann ja so gegangen, wie verhext.

L: Im September 1934, entnehme ich Ihrem Fragebogen, haben Sie sich dann von Dachau aus zum SD, zum Sicherheitsdienst, gemeldet. Warum?
E: Das war nun wieder eines der Versehen oder Irrtümer, wie sie sich in meinem Leben so reich ereigneten, Herr Hauptmann, ob ich das nun Zufall nennen soll oder die Schicksalsnorne wiederum in meine Fäden griff –
L: Sie kamen aus Versehen zum SD?
E: Es war das tötende Einerlei des Dienstes gewesen, jeden Tag immer wieder dasselbe, immer wieder dasselbe, was mich zuerst veranlaßte zu überlegen, wie kommst du von hier weg? Da hörte ich eben, daß der Sicherheitsdienst des Reichsführers hier Leute aufnimmt. Da dachte ich mir, wie ich es auch in der Münchner Illustrierten gesehen hatte, Schutz hoher Parteiführer, Begleitkommando, dachte ich mir in meinem Sinn, das ist eine sehr ordentliche Angelegenheit, erstens kommst du rund, fährst, sitzt im Wagen drin, siehst allerhand, heute hier, morgen da, das ist schon wieder ein anderes Leben als wie immer in derselben Falle liegen und immer das gleiche.
L: Wo haben Sie sich gemeldet?
E: In München, erbat Urlaub nach München, Grund: Meldung beim Sicherheitsdienst des Reichsführers mit der Bitte um Aufnahme.
L: Hat man Sie da nicht auf Ihre Eignung geprüft?
E: Ich mußte einen Fragebogen ausfüllen und wurde wieder nach Dachau geschickt. Hörte lange Zeit nichts, dachte schon, daß nichts daraus geworden wäre, da wurde ich eines Tages zur Adjutantur befohlen und wurde mir dort mitgeteilt, daß ich zum Sicherheitsdienst kommandiert sei, abzurüsten habe, Sachen übergeben, letzte Löhnung in Empfang nehmen, es waren zehn Mark, Marschbefehl Berlin, Wilhelmstraße 102.
L: Das war die Zentrale des Sicherheitsdienstes, dessen Chef Heydrich war?
E: Das war die Zentrale des Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS, wie es offiziell hieß damals. Ich erwähne das, weil jetzt bei mir die damalige große Enttäuschung kommt, denn ich verwechselte das ganze mit dem Reichssicherheitsdienst. Was ich mir ja erhofft hatte, war Begleitkommando, hohe Persönlichkeiten begleiten, daß kein Attentat passiert, und diese Sachen stellte ich mir vor. Jetzt war ich beim SD und wurde wieder hier wie ein Rekrut behandelt, zwölf Mann auf einer Stube, alles »geheim, geheim, geheim, geheim«, in einem riesigen Saal dieses Palais, es war ein Hohenzollernpalais, da wurde dann feinsortiert.
L: Was?
E: Die Freimaurerei, denn ich kam zuerst ins Freimaurermuseum und mußte mit vier oder sechs Leuten die Freimaurerkartei feinordnen, daß die Buchstaben genau nacheinander kamen. Wir saßen hinter unseren Karteitrögen, ich hatte Anfangsbuchstabe G, und das ganze nannte sich »Amt I«

im Amt »Information«, Gegnerbekämpfung Freimaurer. Ich hatte von der Freimaurerei noch nichts gehört bis dahin. Außer bezüglich Schlaraffia, wo mir Kaltenbrunner sagte, Freimaurer sind Freimaurer. So konnte ich mir das alles nicht erklären, das sehr geheimnisvolle Gehabe. Als ich durch die Säle ging zuerst mit meinen plumpen Stiefeln, immer achtgebend, daß ich nicht ausrutschte auf dem Parkett, ging ich an einem Sarg vorbei, da lag ein Gerippe drin, das habe ich mir gemerkt, weil ich mir nichts zusammenreimen konnte. Das also war das Freimaurermuseum, damals noch im Aufbau befindlich.

L: Was war der Zweck dieses Museums?

E: Aufklärung, Aufklärung über die Freimaurerei. Besichtigungen, Hoheitsträger der Partei, Wehrmachtsstäbe, SA-Führer, Hitlerjugend und BdM, wechselten einander ab. Auch der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Goebbels kam zur Besichtigung (. . .) Ich weiß nur, daß er dauernd mit dem Kopf schüttelte. Auch an einen anderen prominenten Besuch entsinne ich mich noch, es war der Reichsmarschall Göring, geführt von Himmler oder Heydrich. (. . .) Er war fröhlicher Laune und seine hohe Umgebung strahlte ebenfalls nur Freude und Sonnenschein aus.

L: Ja. Wen haben Sie da noch gesehen? Hat Hitler besichtigt?

E: Hitler nicht, glaub ich nicht, würde ich mich erinnern natürlich, ob später, ob nach meiner Zeit –? Hätten die Historiker irgendwie beschrieben jedenfalls. An was ich mich entsinne, eines Abends kam Julius Streicher, der Frankenführer, zur Besichtigung, von Heydrich geführt, in großer Begleitung. Im Karteisaal meinte er wohlgelaunt zu einem der begleitenden Herrn: »Na, da wollen wir doch mal sehen, ob Sie Freimaurer waren.« Ein Name fiel und irgend jemand zog eine Karteikarte. Er war Freimaurer. Die Besichtigung war zu Ende, und wir gingen wie gewöhnlich in einen Bierkeller in der Anhalterstraße, wo der Teller Erbswurstsuppe 35 Pfennig, die dazu verzehrten Brötchen nichts und jeder halbe Liter Bier 45 Pfennig kostete.

L: Wie lange haben Sie dort gearbeitet?

E: Bis Anfang 35, cirka ein halbes Jahr. Da kam eines Tages der Untersturmführer von Mildenstein zu mir, in Begleitung eines Zivilisten, mußte wohl von mir gehört haben, daß ich fleißig sei, strebsam sei, ließ sich von mir über den Aufbau des Museums berichten, fragte dies und jenes, kurz und gut, sagte mir plötzlich, daß er im SD Hauptamt ein neues Referat aufgezogen habe, und ob ich nicht Lust hätte, zu ihm als Sachbearbeiter zu kommen. Es war das Referat II, 112, Judentum. Ich sagte sofort zu, denn von Mildenstein war ein leiser, sympathischer Mann, im Zivilberuf Diplom-Ingenieur, und ich war froh, der ewigen Münzen- und Siegelsortiererei zu entrinnen.

L: Wann haben Sie zum ersten Mal das Wort Endlösung gehört?
E: Endlösung, Endlösung, ob das nun betreffs der physischen Endlösung geprägt wurde, ob das irgendwie übernommen wurde, Lösung, Endlösung, Gesamtlösung, Endlösung – das hängt für mich irgendwie, vermischt sich, was ich auf Anhieb weiß, mit dem Beginn des deutsch-russischen Krieges –
L: Vor der Wannsee-Konferenz?
E: Jawohl, da wurde schon vorher getötet, in russischen Tankgräben zum Vernichten der Juden, wie mir Heydrich sagte, von Globocnigg, Brigade- oder Gruppenführer Globocnigg.
L: Wann haben Sie davon gehört?
E: Das muß, im Juni, glaube ich, war der Kriegsbeginn, Juni oder Juli, und glaub ich zwei Monate später oder auch drei, jedenfalls Spätsommer, wurde ich zu Heydrich befohlen. Meldete mich, und er sagte mir, mit einem kleinen speech vorher, sagte: »Der Führer hat die physische Vernichtung der Juden befohlen.« Sagte er mir und machte, ganz gegen seine Gewohnheit, eine lange Pause. Da wußte ich Bescheid.
L: Was haben Sie dazu gesagt?
E: Ich habe nichts gesagt, weil ich dazu nichts sagen konnte, denn an solche Sachen selbst hatte ich nie gedacht. Damit schwand auch alles bei mir, alle meine Arbeit, alles was ich aufgebaut hatte betreffs Auswanderung, Madagaskarplan, jüdisches Reservat im östlichen Generalgouvernement, da war ich gewissermaßen ausgeblasen.
L: Die Auswanderung war verboten?
E: Vom Führer verboten, jawohl. Und Heydrich schickte mich, befahl mir also: Eichmann, fahren Sie rauf zu Globocnigg, Lublin, der Reichsführer hat entsprechende Weisung gegeben, und sehen Sie sich an, wieweit er mit seinen Vorhaben gekommen ist. Das werde ich nie vergessen, diese Sätze, und mag ich noch so alt werden, Herr Hauptmann. Wie befohlen fuhr ich nach Lublin, suchte die Dienststelle des SS- und Polizeiführers Lublin auf, Globocnigg, meldete mich, daß mich Heydrich geschickt habe, und Globocnigg ließ dann einen Sturmbannführer Höfle kommen, aus seinem Stab sicherlich, kannte den Mann nicht, und dann fuhren wir, ich weiß nicht mehr, wie diese Stelle heißt, ob das Treblinka hieß oder ob das anders hieß, ich kam hin und da war Waldähnliches –
L: Ja?
E: Waldähnliche Sachen in einer Laubbaumzone, ziemlich dichten Laubbaumzone, größere Bäume, die so im vollen Schmuck ihrer Blätter waren, entsinne ich mich noch, und da bauten sie Holzhäuschen. Größe: vielleicht so wie ein Chalet von 2-3 Zimmern, nicht groß, und es begrüßte uns da ein Hauptmann der Schutzpolizei, der mir die Einrichtung erklären sollte. Er

sprach irgendeinen Dialekt aus der Südwest-Ecke Deutschlands und sagte mir, wie er hier dies alles schön dicht gemacht hätte, daß das alles abgedichtet wäre. Denn hier würde eine, ein Motor eines russischen U-Bootes arbeiten, und die Gase dieses Motors würden hier hineingeführt werden, und dann würden die Juden vergiftet werden. Das war für mich auch ungeheuerlich.

L: Ja?

E: Ich bin keine so robuste Natur, die, sagen wir mal, ohne irgendwelche Reagenz etwas über sich in dieser Art ergehen lassen kann. Wenn ich heute eine klaffende Schnittwunde bei einem Menschen sehe, dann kann ich nicht zusehen, so daß man mir oft sagte, ich hätte kein Arzt werden dürfen. Weil ich mir die Sache auch sofort, die Sache bildlich darstellte und irgendwie auch unsicher in meinem Gehaben wurde. Als ob ich irgendeine aufregende Sache hinter mir hätte, wie das schon mal vorkommt, daß man nachher wie ein leises inneres Zittern, oder so ähnlich möchte ich es ausdrücken, hat.

L: Das ist 1941 gewesen?

E: Herbst 41. Da bin ich nämlich jetzt weiter geschickt worden nach Culm, Warthegau, oder war das –

L: Culbin?

E: Culm, nach Culm im Warthegau. Ich überlege nur, wann war das gewesen, Culm? Da bin ich nämlich von Gruppenführer Müller geschickt worden. War das auch Herbst 41 oder schon 42? Winter wars nicht, es war kein Schnee, muß aber auch um diese Anfangszeit gewesen sein, 41 glaub ich, war schon kalt, jedenfalls, bekam Befehl von Müller, der mirs nicht so kraß sagte wie Heydrich, nicht in dieser nackten, brutalen Form. Hätte ein Müller nie getan. Er hat mir ungefähr so gesagt: »Dort ist eine Juden-Aktion im Gange, Eichmann, fahren Sie runter, will wissen, was da vorgeht. Berichten Sie mir.« Bin runtergefahren, melde mich bei der Stapoleit Litzmannstadt und wird mir ein Beamter mitgegeben nach diesem Culm. Wer, weiß ich nicht mehr, ich weiß bloß noch, daß ich das erste Mal, daß ich folgendes gesehen habe: Einen Raum, vielleicht fünfmal so groß wie dieser hier, kann auch viermal so groß gewesen sein. Da waren Juden drin, die mußten sich ausziehen, dann fuhr ein Lastwagen vor, gewissermaßen bis an eine Rampe ran. Da mußten jetzt die nackten Juden hereingehen. Dann wurde der Wagen zugemacht, und er fuhr los.

L: Wieviele Menschen faßte der Wagen?

E: Ich habe nicht zusehen können, ich habe nicht hingeschaut. Ich konnte es nicht, mir hat es genügt. Das Schreien und, und ich war hier viel zu erregt gewesen und so weiter. Ich weiß nur noch, daß ein Arzt dort, in einem weißen Kittel, mir sagte, ich soll durch das Guckloch schauen, wie sie im Wagen drin waren. Das habe ich abgelehnt. Ich konnte nicht.

L: Welche Aufgabe hatte der Arzt?

E: Ob der zur Kontrolle war? Ich weiß es nicht, weiß nicht. Ich fuhr dann dem Wagen nach, sicher mit einem, der den Weg gewußt hat, und da sah ich das Entsetzlichste, was ich in meinem Leben bis dahin gesehen hatte. Der Wagen fuhr an eine längliche Grube, die Türen wurden aufgemacht und die Leichen wurden herausgeworfen, als ob sie noch lebten, so geschmeidig waren die Glieder. Wurden reingeworfen, ich sehe da noch, wie ein Zivilist mit einer Zange Zähne rauszieht, und dann bin ich abgehauen. Bin in den Wagen und bin weg. Seit der Zeit konnte ich mit dem Wagen stundenlang neben dem Fahrer sitzen, ohne ein Wort zu sprechen. Da war ich bedient. Da war ich fertig. Ich konnte nichts mehr sagen. Das habe ich auch Gruppenführer Müller gesagt. Sagte ihm genau dasselbe. Fürchterlich, sag ich, das Inferno kann nicht, es ist, ich kann das nicht, hab ich ihm gesagt.

L: Was sagte Müller?

E: Müller pflegte nie etwas zu sagen, nie, nicht in diesen Sachen, auch nicht in anderen Sachen. Sagte ja oder nein oder, wenn er weder ja noch nein sagte, dann pflegte er meistens zu sagen: »Kamerad Eichmann«. Das war, wußte ich, nicht ja und nicht nein. Er war wortkarg. Müller wollte vor allen Dingen auch die Zeit wissen, wie lange es dauert. Ich konnte ihm die Zeit nicht sagen, ich habs nicht, ich habs nicht, ich habs nicht hören können.

L: Was?

E: Das Schreien. Ich war abseitig, ich konnte es nicht.

L: Wo sind Sie noch gewesen?

E: Ich überlege gerade, Herr Hauptmann, das erste war bei Globocnigg, ob das Treblinka war, ich bin nämlich dort noch ein anderes Mal hingeschickt worden, also Globocnigg Nummer eins, dann Culm, dann Auschwitz, Auschwitz und dann bin ich nach Treblinka geschickt worden, dann diese Doppelstadt, war eine Doppelschlacht irgendwie gewesen, Minsk –, Minsk?

L: Minsk-Bialystok?

E: Ja, ja, ja, und Minsk-Bialystok, sonst war, glaub ich, nichts, ja und Lemberg, diese sechs Sachen.

L: Waren das nur informative Reisen oder hatten Sie eine spezielle Aufgabe dabei?

E: Keine Aufgabe, keine Aufgabe. Ich hatte weder eine Anordnung zu geben, noch eine entgegenzunehmen, noch irgendetwas. Reine Information. Ich hatte einmal ein Schreiben an Globocnigg zu überbringen, das war das zweite Mal, daß er berechtigt sei, 150 000 oder waren das 250 000 der Endlösung zuzuführen, entsinne ich mich noch, die waren schon tot, die mußten befehlsmäßig abgedeckt werden, wunderte ich mich noch über diese, diese Schlamperei und Unkorrektheit. Aber Weisung, wer etwa zu vergasen ist, ob aufgehört werden darf oder kann, ob angefangen werden muß, ob verstärkt werden muß, da hatte ich nie, nie, nie, nie etwas damit zu

tun, Herr Hauptmann. Wer das behauptet, wie das die Presse geschrieben hat, der Mann hat keine Ahnung von Behördenarbeit.
L: Was war die Aufgabe Ihrer Abteilung in dem Rahmen der Vernichtung?
E: Die Evakuierung. Evakuierung und Berichterstattung. (. . .)

L: Sie wollten von Ihren Besuchen in den Vernichtungslagern sprechen, Herr Eichmann.
E: Jawohl, jawohl. Als drittes, wie gesagt, Minsk-Bialystok. Müller sagte mir in Linz: »In Minsk werden Juden erschossen, möchte Bericht haben, wie das vor sich geht.« Daraufhin bin ich nach Minsk gefahren, sicherlich zuerst nach Bialystok und dann nach Minsk, meldete mich beim Befehlshaber der Sicherheitspolizei, daß ich Befehl habe, das anzusehen, um Gruppenführer Müller zu berichten, und blieb über Nacht in dieser Stadt. Am nächsten Tag kam ich zu dieser –, kam aber zu spät hin. Denn an diesem Vormittag war die Sache schon vorbei, fast vorbei, worüber ich heilfroh gewesen bin. Als ich hinkam, sah ich gerade noch, wie junge Schützen, Totenkopf auf den Spiegeln, entsinne ich mich noch, hier in eine Grube schossen, die, sagen wir mal, vier- bis fünfmal so groß war wie dieses Zimmer, vielleicht auch sechs- bis siebenmal. Meine Orientierung ist unverläßlich, weil ich die Sache nur gesehen habe ohne Gedanken, ohne mir irgendwelche Gedanken zu machen. Ich habe nur gesehen, weiter nichts. Schossen hinein, und ich sehe noch eine Frau, Arme nach rückwärts, da sind mir die Kniee abgewankt, und ich bin weg.
L: Sie haben nicht in den Graben hineingeschaut?
E: So – ich stand hier, dort wurde geschossen, ich sehe das und bin weg, bin weg zu –
L: Der Graben war voll?
E: Bitte?
L: Der Graben war voll mit Leichen?
E: Der war voll. Der war voll. Bin weg zu meinem Wagen, eingestiegen und losgefahren. Wollte weg, weg.
L: Wohin sind Sie dann gefahren?
E: Nach Lemberg, hatte keinen Befehl nach Lemberg, die Route scheint über Lemberg gegangen zu sein und sehe dort das erste freundliche Bild nach all dem Fürchterlichen wieder. Das war das Bahnhofsgebäude, das zur Erinnerung des 60-jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz-Josefs errichtet wurde. Und nachdem ich persönlich sehr schwelge für diese Franz-Josefinische Zeit, weil ich in meinem Elternhaus zu viel Nettes über diese Zeit gehört habe – meine Verwandten der zweiten Mutter haben in dieser Zeit ja, sagen wir mal, haben einen schönen gesellschaftlichen Stand gehabt, Geld gestrichen –, das verscheuchte mir zum ersten Mal, weiß ich heute noch – sonst hätte ich mir bestimmt nicht gemerkt, daß am Bahnhofsgebäu-

de diese Jubiläumszahlen eingemauert sind – zum ersten Male diese fürchterlichen Gedanken, die mich wieder nicht los ließen von Minsk. Ich komme hin, Lemberg, besuche dort die Stapoleitstelle, bitte, vielleicht habe ich auch Befehl gehabt oder bin aus Neugier dorthin, und sage dem Leiter: Ja, sag ich ihm, das ist ja entsetzlich, was da gemacht wird, sag ich, da werden ja die jungen Leute zu Sadisten erzogen. Einfach da hier hineinknallen auf Frauen und Kinder. Unsere eigenen Leute. Wie kann man denn? »Ja«, sagte er zu mir, »hier wirds genau so gemacht, auch geschossen. Wollen Sie mal sehen? Wollen Sie mal sehen?« Sage ich: Nein, ich will gar nichts sehen. Sagt er: »Wir fahren sowieso vorbei.« Da war eine Grube gewesen, die war aber schon zu. Da quoll, wie ein Geiser, ein Blut – wie soll ich sagen, ein Blutstrahl heraus. Das hat mir wieder gereicht, ich bin nach Berlin gefahren und habe das Gruppenführer Müller berichtet.
L: Was haben Sie ihm gesagt?
E: Das ist keine Lösung der Judenfrage, das ist keine Lösung. Von allem abgesehen, sag ich, erziehen wir unsere Leute obendrein zu Sadisten, wir brauchen uns gar nicht wundern, wenn das lauter Verbrecher werden, lauter Verbrecher.
L: Und Müller?
E: Hat mich angesehen mit einer Miene, von der ich las: Eichmann, hast recht, ist keine Lösung. Aber er konnte auch nichts machen, auch Müller nicht, war ja Befehl gewesen.
L: Von wem war das befohlen?
E: Befohlen, selbstverständlich, hats der Chef der Sicherheitspolizei und des SD, Heydrich, der aber seine Weisungen, ganz klar, vom Reichsführer SS gehabt haben muß, also Himmler, und der wiederum von Hitler ausdrückliche Weisung, denn sonst, wenn nicht, wäre er ja doch mit Bomben und Granaten irgendwo abgesaust. Schon nach dem Führerprinzip.
L: Hat Müller Sie nicht gefragt, wie man das besser lösen könnte?
E: Nein, Herr Hauptmann. Da ja auch Müller nichts damit zu tun hatte. Wir hatten nie, nie, nie etwas mit der Tötung zu tun, wir hatten mit der Evakuierung zu tun, daß die Züge bereitgestellt wurden, daß sie dorthin kamen, wo es befohlen war.
L: In die Vernichtungslager.
E: Es wurde ja nicht alles getötet, Herr Hauptmann.
L (schreit): Halten Sie Ihren Mund! – Entschuldigen Sie. – Wenn Sie in Ihrer Schilderung fortfahren wollen.
E: Was ich Herrn Hauptmann erklären wollte, ich war immer in der Exekutive gewesen, in einem Befehlsgang, immer ausführend, nie in der Legislative, auch ein Amt war ich nie gewesen, nie, nie, nie, da hätte ich erstens mal einen ganz anderen Dienstgrad haben müssen. War ja seit 1941

auf dem Obersturmbannführer sitzen geblieben und wollte an die Front, weil ich mir dachte in meinem Sinn, da wird der Standartenführer schneller fallen.
L: Hatte Höss einen höheren Dienstrang?
E: Auch Höss war Exekutive, auch Obersturmbannführer, auch ausführendes Organ, aber die Konzentrationslager waren Verantwortlichkeit Pohl, Gruppenführer, schon ganz anderes Hauptamt wieder, Verwaltungs- und Wirtschaftshauptamt, hatte ich nie damit zu tun.
L: Warum hat man Sie dann da überall hingeschickt?
E: Weil Müller Bescheid wissen wollte, auch Auschwitz wollte er wissen. Ich bat den Gruppenführer noch: Schicken Sie doch jemand anderen hin. Jemand robusteren. Es gibt doch genügend andere, die das sehen können, die nicht aus den Latschen kippen. Ich kanns nicht sehen, ich kann in der Nacht nicht schlafen, ich träume, ich kanns nicht, Gruppenführer. Ich bitte Sie, mich an die Front schicken zu lassen. Wurde aber nicht gemacht.
L: So mußten Sie wieder nach Auschwitz?
E: Auch Auschwitz, ja. Ich bekam immer wieder die Befehle.
L: Wie oft waren Sie in Auschwitz?
E: Glaub ich zwei-, nein dreimal, 1941 und 1944, zweimal 1944, nicht um in erster Linie nun das dort zu sehen, später, sondern erhielt Fernschreiben Müller, es seien dort Erweiterungsbauten im Gange, ich solle ihm darüber berichten.
L: Haben Sie die Anlagen besichtigt?
E: Nicht die Vergasung, hatte ich kein Verlangen. Ich hatte die paar Mal in der Kommandantur gleich beim Haupteingang zu tun, und einmal fuhr mich Höss in einem Kübelwagen, einem Geländewagen in irgendeinen Teil, ich kenne mich in Auschwitz nicht aus, und sah große Gebäude, große Gebäude, das ist schon fabrikmäßig gewesen, der Riesenschornstein, und da sagte mir Höss: »Ja«, sagte er, »da ist Kapazität 10 000«. Da war gerade eine Sache im Gang, wo die Arbeitsfähigen von den Arbeitsunfähigen getrennt wurden. Ich habe mir die Sache der Vergasung nicht angesehen. Konnte ich nicht. Denn ich wäre aus den Latschen gekippt wieder oder wäre mir schlecht geworden. Und ich dachte schon, na, bin ich wieder mal so davongekommen, da fährt er mich an einen großen, großen Graben, der war sehr groß gewesen, sehr groß, ich kanns nicht sagen – vielleicht 150 Meter lang, vielleicht auch 180 Meter, aber sehr groß war der Graben. Und da war ein riesiger Rost gewesen, ein Eisenrost, und darauf brannten Leichen. Da ist mir schlecht geworden, und Höss machte so eine Miene, denn die Leute machten sich natürlich einen Tort daraus, einem Menschen, der vom Schreibtisch kommt, die Sache so grausig wie möglich zu vermitteln und freuten sich, wenn man nervlich eben nicht diese Haltung wie sie aufbrachte. (. . .)

L: Womit wurde in Auschwitz getötet?
E: Mit diesen, diesen Pappdeckeln, ach ja, hat man mir in Treblinka gezeigt, wie ich das zweite Mal zu Globocnigg gefahren, diese fürchterlichste Sache, eine Station, die Treblinka hieß und wie ein deutscher Bahnhof, mit Schildern undsoweiter nachgemacht. Da habe ich gesehen, wie durch Laufstege, von Stacheldraht eingefaßt, eine Kolonne von nackten Juden in ein Haus nach vorne, in ein großes – nicht Haus, ein wartesaalähnliches Gebäude gegangen sind zum Vergasen. Dort hat man mir, ich bin nicht rangegangen, konnte ich nicht, diese Pappdeckeldinger, wie heißt dieses – Zyan? –
L: Zyankali?
E: Zyankali oder Säure, wie eine Säure heißt sie, Zyankalisäure gezeigt, so runde Pappdeckel. Ich weiß nicht, wie das vor sich ging, ich habe es auch Müller berichtet, und er hat es wie immer wortlos zur Kenntnis genommen, nur sein Mienenspiel verriet mir: Ich kann nichts machen. (. . .)
L: War es nicht Ihr Auftrag bei dieser Sondermission, mit den beteiligten Stellen, die Sie besuchten, herauszufinden, welches die beste Methode sei?
E: Nein, Herr Hauptmann, nein. Ich würde das ohne weiteres sagen, da es bei mir schon sowieso auf eins mehr, eins weniger nicht ankommt.
L: Als Sie das erste Mal in Auschwitz waren und Höss Ihnen die Anlagen zeigte, das war ja ganz im Anfang, haben Sie ihm da nicht gesagt, Globocnigg macht es soundso, und er soll es auch mit Gas versuchen?
E: Nie, nie, nie, ich hatte nie etwas mit Gas zu tun. Das wär auch schon ressortmäßig ganz unmöglich, denn für KL war Glücks, Gruppenführer Glücks als Inspekteur zuständig, da hätte man mir ja ganz schön eins reingewürgt, wenn ich mich da irgendwie hereinhänge. Es war ja damals alles auf der Befehlsgebung aufgebaut, Befehlsbereich, Befehlsgeber, Befehlsempfänger – Befehlsempfänger hatte zu gehorchen, zu parieren. Das ist ja letzten Endes auch der Sinn der Befehlsgebung.

3. Analogien zu Eichmann-Haltungen: John Steinbeck

(Was John Steinbeck in Vietnam bei der 1. Schwadron der 10. Kavalleriedivision mit Major Shaughnessy erlebte:)
Als sein Hubschrauber auf unserem Pfad einfiel wie eine Fasanenhenne und er sich hinauslehnte und sagte: »Ich höre, Sie möchten gerne auf Koboldjagd gehen«, da antwortete ich: »Genau das, Sir.«
»Well, zufällig haben wir gerade ein Knusperhäuschen oben in den Bergen gefunden. Springen Sie auf!«
Springen ist für mich im Kampfanzug und Feldstiefeln eher wie Kriechen,

Goethe Institut e.V. Bibliothek

aber ich schaffte es und schnalle mich auf den Sitz, den ich am liebsten habe, weil man direkt hinunterblicken kann.
Ich nicke dem Schützen an meiner Seite zu und tätschele den Doppelgriff seiner Waffe, jetzt ungeladen und nach unten zeigend.
Sobald wir in der Luft sind, wird er die Mündung hochdrehen, die Sicherung zurückschnippen, die erste Granate des Gurtes in die Kammer führen, den Deckel herunterklappen und sich dann zurechtsetzen, um jede Bewegung auf dem Boden zu überwachen. Es ist eine Freude, ihn bei sich zu haben. Der Schwarm gezielten, explosiven Eisens, den er jederzeit loslassen kann, dürfte durchaus abschreckend wirken auf Gelegenheits-Heckenschützen, die Albernheiten im Sinne haben.
Ich weiß, daß die ›Kobolde‹ hier die ›Charleys‹ sind, und hoch in den Dschungelbergen haben amerikanische Stroßtrupps ein ›Knusperhäuschen‹ gefunden, nämlich ein großes Reislager der ›Charleys‹ genannten Vietkong, und wir sind unterwegs, um es zu besichtigen.
Ach diese Piloten! Sie machen mich krank vor Neid. Sie reiten ihre Maschinen wie Jockeys ein prächtiges, durchtrainiertes Rennpferd. Sie drehen und wenden sich und tauchen wie Turmschwalben in der Abenddämmerung. Ich beobachte Ihre Hände und Füße an den Instrumenten, und die delikate Feinheit ihres Zusammenspiels erinnert mich an die sicheren und scheinbar langsamen Hände von Casals auf dem Cello. Es sind wirkliche Musikerhände, und sie spielen auf ihren Instrumenten eine Melodie, und sie tanzen sie wie Ballerinen, und sie machen mich eifersüchtig, weil ich es ihnen so gerne nachmachen möchte.
Plötzlich steigt vor und über uns purpurner Rauch auf: unser Landesignal. Aus dem Unterholz tauchen Gesichter auf – oder besser nur Augen. Als wir aufsetzen und der Rotor stoppt, öffnen sich die Münder und die Gestalten sind Männer, und was für Männer. Wer kann dieses plötzliche Aufglühen des Stolzes verstehen, das ich empfinde, nur weil ich zu derselben Art gehöre wie diese Männer? Es ist wohl das Gegenteil des Schauders, der Scham, der mich zu Hause überläuft, wenn ich die Vietnik-Protestierenden gegen den Vietnam-Krieg sehe: schmutzige Kleider, schmutzige Geister, sauer riechende Widerlinge mit ihren unglücklichen dürren Weggefährtinnen.
Ihre schlurfenden Protestmärsche sind so dümmlich wie ihre ewige Beteuerung, ihr Gewissen verbiete ihnen das Töten. Diese Gefahr droht ihnen gar nicht. Sie brächten ja doch keinen Schlag an, zum Teufel. Die Männer dieses Stoßtrupps hier im Dschungel rochen nach Schweiß, dem Schweiß harter Arbeit.

(Im Mekong-Delta begleitet John Steinbeck einen Suchtrupp durch die Dörfer der Reisbauern. Er berichtet:)

Wir stolperten auf eine Art Insel, die an dem Pfad lag, überstiegen ein niedriges Tor und kamen zu einem Haus mit Schindeldach, das unter einer Gruppe üppiger, fruchtbehangener Bäume lag. Ein Verhör war im Gange, von den vietnamesischen Armeedolmetschern in eine Art Universal-Kauderwelsch übersetzt.
Da war ein älterer Mann mit einem langen und dünnen weißen Bart. Seine Frau war alt und zerknittert, und die bloßen Füße der beiden waren so breit wie lang.
Ein Sergeant in Helm und Stahlweste führte das Verhör der alten Leute.
»Wo sind die jungen Männer und Frauen? Wo sind die Kinder?«
»Er sagen, weggegangen. Sie fürchten sich.«
»Wohin gegangen?«
»Er sagen, weiß nichts.«
»Frag ihn, wer die Reisernte einbringt.«
»Er sagen, er.«
»Unsinn. Schafft er gar nicht allein. Frag ihn, ob die Vietkong oft kommen.«
»Manchmal.«
»Was machen sie dann? Halten sie Vorträge?«
»Manchmal. Wir müssen für sie kochen.«
»Wann kommen sie?«
»Er sagen, nachts, verschwinden vor dem Morgen.«
»Wohin?«
»Er sagen, weiß nichts.«
»Einige von ihnen liegen bestimmt gleich hier draußen unter Wasser und atmen durch Schilfrohre. Sie können stundenlang da unten bleiben«, sagte der Sergeant bitter.
Ich fragte: »Erwischen die Blutegel sie nicht?«
»Sicher. Alles erwischt sie – Blutegel, Schlangen, Malaria, Tuberkulose. Sie sind fast alle krank.«
»Wie überleben sie?«
»Tun sie nicht. Sie sterben jung.«
»Aber hier sind alte Leute.«
»Zwei«, sagte der Sergeant, »in einem Haus, das für zwanzig gebaut worden ist.«

(John Steinbeck schloß seine Artikelserie in der New York Herald Tribune mit einer politischen Betrachtung:)
Von zu Hause höre ich immer wieder die Frage: Wann wird es endlich vorüber sein? Nun, vielleicht kommt es bald zu einem Waffenstillstand. Aber das wäre erst der Anfang. Vorerst wird das Land verseucht bleiben von den wohltrainierten, hartgesottenen Drei-Mann-Zellen des Vietcong.

Sie müssen eine nach der anderen ausgerodet werden, bis die Dörfer und Weiler sich selbst verteidigen können. Und das kann ein Menschenalter dauern. Aber jeder, der bezweifelt, daß es überhaupt zu schaffen ist, sollte sich Südkorea ansehen. In einer Generation ist hier ein verändertes Volk entstanden, stolz, tüchtig und selbstbewußt.

4. Analogie: Gesundes Volksempfinden (Anti-Schah-Demonstrationen am 2. Juni 1967 in Berlin)

Regierender Bürgermeister Klaus Schütz (*Pardon*-Umfrage, Januar 1968):
– Wir haben Demonstrationsrecht. Wir demonstrieren zum Beispiel alle zum 1. Mai. Ich könnte mir auch andere Anlässe vorstellen, aber grundsätzlich führe ich tagespolitische Auseinandersetzungen nicht auf der Straße.
Mit denen ist nicht zu sprechen. Ihnen wird spürbar auf die Finger geklopft werden.
Da müßt ihr diese Typen sehen, da müßt ihr ihnen ins Gesicht sehen, und dann wißt ihr: Da geht es weder um links, um rechts, um Vietnam, um Anerkennung, um Springer, da geht es um keinen dieser Begriffe . . . denen geht es darum, unsere freiheitliche Grundordnung lahmzulegen.

CDU-Abgeordneter Heinschke (Westberliner Senat):
– Wenn der Blinddarm schmerzt, und wenn die Qualen nicht mehr auszuhalten sind, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihn herauszuoperieren, wenn man das eigene Leben nicht riskieren will.

Antworten auf die Frage: Was halten Sie von den Demonstrationen der Studenten und von dem Verhalten der Polizei?
– Denen fehlt bloß eine richtige Diktatur, da müßten die arbeiten wie wir und könnten nicht demonstrieren.
– Einen Kaiser mit Steinen und Dreck bewerfen, eine Schande für ganz Deutschland.
– Alle diese Parasiten – aus denen ja nie Geistesheroen werden – sollten ins Arbeitshaus gesteckt werden.
– Die Studenten sollten mal auf unsere Baustelle kommen. Wenn die uns weiter aufhetzen, können sie erleben, wie wir für Ruhe und Ordnung sorgen. Wer dann immer noch nicht kuscht, kommt auf den Bagger und nichts wie rüber mit ihm über die Mauer.
– Wir alle wünschen nur, daß die Schreihälse nach Israel eingezogen werden.
– (Die Polizei) faßt die Studenten viel zu sanft an. Bis 1945 hat es auch Studenten gegeben, aber man hat nie etwas von einem Studentenaufruhr gehört.

– Viel zu human. Wer war denn im Dritten Reich für die vielen Todesurteile verantwortlich und für die Versuche an Juden? Das waren doch alles ehemalige Studenten.
– Nur ein Student erschossen, das ist viel zu wenig. Durch den Ofen jagen, das ganze Pack.
– Euthanasie für studentische, politische, selbstmörderische Idioten gibt es ja nicht bei uns.
– Unsere Regierung soll sich begraben lassen. Mir graust, wenn ich daran denke, daß dieser Pöbel später mal die Führungsschicht in unserm Vaterlande stellen soll. Hier fehlt ein Innenminister wie Herrmann Göring, der ist mit den Ganoven im Scheunenviertel anders fertig geworden.
– Wenn ich das schon höre – Studenten, wird doch alles von den Kommunisten gelenkt. Mit dem Maschinengewehr sollte man sie alle umlegen. Einen nach dem anderen. Anders wird man mit Kommunisten und Sozis nicht fertig. Ich habe Weimar erlebt. Die Freikorps haben es richtig gemacht.
Frage: Verzeihen Sie . . .
Antwort: Da gibt es kein Verzeihen, da hilft nur Abknallen.

Film-Interview:
Reporter, zu einem älteren Mann: Was meinen Sie zu der Demonstration?
Älterer Mann: Drecksvolk, da hilft nur noch Flammenwerfer –
Reporter: Sie meinen Wasserwerfer –
Älterer Mann: Flammenwerfer, mit Flammenwerfer rein –
Reporter: Die Polizei sollte mit Flammenwerfern –
Älterer Mann: Hilft da weiter nischt, Flammenwerfer –
Reporter: Würden sie einen solchen Flammenwerfer bedienen?
Älterer Mann: Würd ich bedienen, als Rentner, jawohl, würd ich reinhalten.
Reporter: Wissen Sie, was die Studenten wollen?
Älterer Mann: Kaputtmachen, alles was wir hier aufgebaut haben, kaputtmachen wollen die.
Reporter: Kennen Sie Studenten?
Älterer Mann: Die haben wir ja nu hier kennengelernt.
Reporter: Ich meine persönlich, ob Sie persönlich –?
Älterer Mann: Persönlich direkt nicht, aber man sieht ja hier und liest – das genügt mir.
Reporter: Welche Zeitungen lesen Sie?
Älterer Mann: Ich lese erstens jeden Tag die Zeitung Bild, lese ich und zweitens neun Illustrierte.

5. Über den Gehorsam (Gespräch des Psychiaters K. mit Eichmann)

K: Sie schreiben in Ihren Aufzeichnungen: »Von der Kinderstube angefangen, war bei mir der Gehorsam etwas Unumstößliches, etwas nicht aus der Welt zu Schaffendes.« Warum?
E: Aus meiner Erziehung, strengen Erziehung, Herr Doktor, von meinem seligen Vater. Trotz liebevollster Zuneigung und Freude an mir, war er sehr streng gewesen, gab es keine Widerworte, mußte gehorcht werden.
K: Wurden Sie strenger als Ihre Geschwister erzogen?
E: Strenger. Obwohl ich kein schwer erziehbares Kind gewesen sein soll, sondern das gerade Gegenteil davon, leicht lenkbar und folgsam. Weil ich der Älteste war vielleicht, oder – ist mir nicht klar.
K: Fanden Sie das ungerecht?
E: Glaube ich nicht, denn ich anerkannte meinen Vater als absolute Autorität, wie ich später auch meine Lehrer und Vorgesetzten als Autorität anerkannte. Als ich zur Truppe kam, fiel mir das Gehorchen um keinen Deut schwerer als das Gehorchen in der Kinderstube. Auch in der Schule, auch in den Berufsjahren, auch da.
K: Wenn Sie sich von jemandem ungerecht behandelt fühlten, wie haben Sie da reagiert?
E: Ich möchte als ein Beispiel erwähnen, was ich später oft den mir unterstellten Offizieren und Unteroffizieren erzählte. Das war in Kloster Lechfeld gewesen, Truppenübungsplatz damals, da war irgendein Vorkommnis gewesen in der Kompanie, das Bataillon wollte es herauskriegen und fing mit Strafexerzieren an, mit Strafexerzieren, und, wie das so üblich war, war es das Robben, das später verboten wurde, Vorwärtsbewegung nur auf den Ellenbogen, in diesem harten, schilfähnlichen Gewächs dort, Kieselsteine, nur Kieselsteine, eine ehemalige Moräne gewesen scheints, und schon nach den ersten Übungen hatten sich die ersten Leute zum Revier gemeldet, sich d. u. schreiben lassen.
K: Was ist d. u.?
E: Dienstunfähig, dienstunfähig, schon nach ein, zwei Stunden, war sehr hart gewesen. Ich hatte damals vor Ingrimm und Zorn – weil ich glaubte, es geschähe uns Unrecht – habe ich verbissen weitergerobbt, gleichgültig, ob ich der letzte war, denn der letzte mußte immer wieder nochmal ran, und so hatte ich mir meine Ellenbogen durchgerobbt, hatte auf Verbinden verzichtet und mich nach der Mittagspause wieder gemeldet, nachmittags wieder Strafexerzieren. Kaum hatten wir die ersten Robbereien gemacht, waren meine notdürftigen Pflästerchen, die ich drauf hatte, wieder weggerobbt, und die beiden Ellenbogen waren frei von Haut, lief das Blut heraus. Kurz und gut, ich blieb hier stur und robbte in meinem Zorn weiter, und so wars, da fiel man auf, und da avancierte ich dann nachher.

K: Wenn ich Sie recht verstehe, Sie wehrten sich gegen ein Unrecht durch eine Art von Übergehorsam, indem Sie rücksichtslos gegen Sich gehorchten?
E: Es wäre denkbar gewesen, daß das berühmte Kamel durch das Nadelöhr geht, aber undenkbar, daß ich mir gegebenen Befehlen nicht gehorcht hätte, damals. (. . .)
K: Sie sagen aber, Sie taten das aus Wut, um gegen ein Unrecht zu protestieren?
E: Weil ich mir ja nicht anders helfen konnte, Herr Doktor.
K: Hätten Sie sich nicht auch ins Revier melden können?
E: Da hätte ich irgendwie klein beigegeben, daß man mich fertig machen kann.
K: Gaben Sie denn so nicht klein bei?
E: Nein, denn ich machte ja immer weiter.
K: Sie protestierten, indem Sie verbissen und ohne Rücksicht auf sich selbst gehorchten.
E: Als eine Form der Bewährung auch vielleicht.
K: Bewährung?
E: Ich wurde in dieser Zeit, glaube ich, Unterscharführer, bekam ein Sternchen, Unteroffizier also.
K: Wollten Sie das damit erreichen?
E: Nein, nein, nein, ich hatte einen solchen Zorn –
K: Wenn ich Ihre Haltung einmal zu analysieren versuche, da war erstens, daß Sie, trotz aller Wut, gehorchten, das heißt, Sie zeigten der Autorität, daß Sie sie anerkennen – so sehr anerkennen, daß Sie ihr sogar gehorchen, wenn sie im Unrecht ist, zweitens, selbst wenn Sie das vernichten würde. Und Sie beweisen ihr damit drittens, mit ihrer rückhaltlosen Unterwerfung, daß Sie einen Anspruch darauf hätten, von ihr erhoben zu werden, zu avancieren, ein Teil der Autorität zu werden. Kann man das so sagen?
E: Ich bin da nicht der nötige Fachmann, Herr Doktor, der diese Sachen erklären kann. Ich habe damals stur meinen Befehlen eben Gehorsam geleistet, und darin habe ich meine Erfüllung gefunden.
K: Auch wenn Ihnen ein Befehl ganz falsch schien oder Sie in Gewissenskonflikte brachte?
E: Hatte ich ihn nicht zu deuten, hätte ich ihn ausführen müssen, denn die Verantwortung, das Gewissen, muß ja der Befehlsgeber haben, letztlich also die Staatsspitze. Wenn mir um jene Zeit – ich spreche jetzt von später – in diesem, wie es hieß, Schicksalskampf des deutschen Volkes, jemand gesagt hätte: Dein Vater ist ein Verräter, also mein eigener Vater ist ein Verräter, und ich hätte ihn zu töten, hätte ich das auch getan.
K: Hätten Sie da nicht Beweismaterial verlangt und gründlich geprüft, ehe Sie einen solchen Befehl durchführen?

E: Diese Überlegung, glaube ich, hätte man zu dieser Zeit nicht gelten lassen, glaube ich nicht. Es war ja sogar verboten, einen Befehl zu begründen, selbst das war verboten.
K: Sie meinen also, Sie hätten auf Befehl Ihren Vater ebenso erschossen, wie Sie auf Befehl Juden nach Auschwitz transportieren ließen?
E: Ich weiß das natürlich nicht hundertprozentig, Herr Doktor – hätte ich?, hätte ich nicht? – Vielleicht hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf geschossen – das ist wahrscheinlich meine Schuld, daß ich das nicht getan habe. Aber diese Schuld konnte ich bis zum 8. Mai 1945 nicht erkennen, denn ich gehörte zu diesen Menschen, die eben gehorchten und sich nicht viel eigene Gedanken machten. Ich weiß natürlich heute, daß ein solches Leben, eingespannt in Gehorsam, Befehle, Weisungen, ein sehr bequemes Leben ist.
K: Bequem?
E: Ich wußte, was mir erlaubt und was mir verboten ist, in diesen Grenzen konnte ich frei leben, nach diesen ganz klaren Richtlinien. Darüber wachte die SS- und Polizeigerichtsbarkeit.
K: Wie haben Sie das Kriegsende aufgenommen?
E: Ich wollte mich erschießen. Als ich zu Müller kam, Gruppenführer Müller, muß gewesen sein März 45 oder April, und er mir falsche Papiere aushändigen wollte wie all den anderen, um unterzutauchen, verzichtete ich und sagte: Ich hab schon meinen Paß, Gruppenführer, und zeigte ihm meine kleine Mauser-Pistole.
K: Warum?
E: Weil mich das alles angewidert hat, wie jeder jetzt nur noch sich selber retten wollte, denn ich, ich hatte an das alles ja geglaubt und stand jetzt vor dem Nichts und alles sinnlos, sinnlos gewesen.
K: Sie sind dann aber doch in amerikanische Gefangenschaft gegangen?
E: Von Alt-Aussee, wo Kaltenbrunner über einer Patience saß und sagte: Na, Eichmann, ist nicht aufgegangen. Ich hatte noch im sogenannten Höllengebirge eine Verteidigungsstellung aufgebaut, kam aber der Befehl: auf Amerikaner darf nicht mehr geschossen werden. Da habe ich noch jedem 5000 Mark ausgezahlt, die Kasse an Hunsche übergeben, Regierungsrat, und bin in Gefangenschaft. Es war ein Sichtreibenlassen, Weltuntergangsstimmung, geistiger Schock, führungslos, da keinerlei Befehle oder Weisungen mehr heranzuziehen waren.
K: War das nicht auch eine gewisse Erleichterung für Sie?
E: Ich war es ja nicht gewohnt, Herr Doktor, daß ich nunmehr ein schweres Eigenleben zu führen hatte, in dem ich mich auch gar nicht zurechtfand und herumdokterte und philosophierte um eine der Kardinalfragen jener Tage, welchen höheren Sinn das menschliche Leben denn wohl eigentlich habe. Bis dahin war mir das nie in den Kopf gekommen, daß es überhaupt eine

solche Frage gäbe, es war ja nicht notwendig gewesen, denn man war eingeordnet.
K: Fanden Sie einen Sie befriedigenden höheren Sinn?
E: Fand ich nicht. Obwohl ich nun sowohl das organische als vorsichtshalber auch das anorganische Leben durchging, vergleichend, prüfend, den Ursächlichkeiten nachsinnierend, vermochte ich ein sinnvolles Ganzes, eine sinnvolle Ordnung, die mich als menschliche Daseinsform eingliederte, nicht zu erkennen. Auch andere Lagergefährten nicht. Bis ich viel, viel später den einzig möglichen höheren Sinn alles irdischen Lebens in der kosmischen Bewegung, in der Bewegung des Alls erkannt zu haben glaubte.
K: Wie wirkte sich diese Erkenntnis aus?
E: Ich hatte jetzt nun wieder einen höheren Sinnesträger, dem ich mich unterstellen konnte, der meine innere und äußere Ausrichtung ruckartig in Bahnen brachte. Mein Wesen konnte sich wieder beruhigen, denn ich war nicht mehr bar jeglicher Führung, sondern wurde wie eh und je weitergeführt. Zu der Überlegung, daß dies die göttliche Kraft und das Allmächtige sei, war es dann nur ein kleiner Schritt. Gleichzeitig aber stürzte all das wie ein Kartenhaus nun auch innerlich in mir zusammen, was ich gestern noch anbetete. (. . .)

6. *Analogie: Captain Weiss, Special Air Command, Luftbasis T., Thailand*

Captain Weiss, Sie sind der Kommandant dieser B 52, wie ist Ihr Dienst, wie oft fliegen Sie nach Vietnam?
Gegenwärtig dreimal wöchentlich und jeden zweiten Sonntag.
Was ist Ihre militärische Aufgabe?
Die Bomben ins Ziel zu bringen und wieder nach Hause zu kommen, natürlich.
Wieviel trägt eine B 52?
Sie wissen, die Maschine wurde für nukleare Waffen entwickelt und wir auch, wir flogen einige Jahre mit diesen großen Koffern herum. Es zeigt sich aber, daß sie auch für konventionelle Aufgaben hervorragend ist. Wir bringen 150 Bomben unter, das entspricht einer Sprenglast von 45 Tonnen. Das macht einen hübschen Bums.
Was bombardieren Sie? Welche Art von Zielen?
Wir bombardieren die Ziele, die uns angegeben werden, strategische Ziele. Wir kriegen die Ziele, wir tragen sie in unsere Karten ein, und wir tun die Arbeit, die unsere Befehle vorschreiben. Was das für Ziele im einzelnen sind, ich kriege sie nicht zu sehen. Wir fliegen so hoch, daß wir sie nicht zu sehen kriegen. Wir erfahren über Funk, ob unsere Bomben ordnungsgemäß

im Zielgebiet explodiert sind. Das ist die Aufgabe der Luftspäher, und wenn wir die Nachricht kriegen, dann sind wir bereits auf dem Rückflug.
War Ihr letzter Einsatz ein Erfolg?
Ein sehr großer.
Kann es sein, daß sich unter Ihren Zielen auch rein zivile befunden haben?
Das kann theoretisch sein, ich weiß nicht, ob man das wirklich trennen kann, wir bombardieren große Flächen.
Würden Sie zivile Ziele beunruhigen?
Ich weiß nicht, was Sie meinen, das wäre nicht meine Sache. Ich habe meine Arbeit zu machen. Ich bin der Captain dieser B 52. Es ist viel Routine.
Wie lange sind Sie jetzt hier?
Zehn Monate.
Sie können also in zwei Monaten zurück?
Ja.
Werden Sie zurückgehen?
Wenn ich befördert werde.
Warum wollen Sie zurück?
Ich denke, es soll jeder seine Chance haben.
Hatten Sie bei irgendeinem Ihrer Einsätze moralische Skrupel?
Wir haben immer sehr aufgepaßt, keinen Fehler zu machen. Wir sind, ich glaube, eine ziemlich gute Crew.

7. Eichmann-Haltungen

Der israelische Generalstaatsanwalt Hausner erzählte mir, daß er Eichmann und dessen Verteidigung eines Abends angeboten habe, sich einige Filmdokumente aus Konzentrationslagern anzusehen, die er am nächsten Tage in die Verhandlung einbringen wolle. Das israelische Recht schreibe vor, daß die Staatsanwaltschaft ihre Beweismaterialien vor der Verhandlung dem Angeklagten und dessen Verteidigung bekannt mache. Man hatte Eichmann gesagt, daß die Vorführung nicht öffentlich sei, und da sie in dem Hause stattfand, wo Eichmann in Gewahrsam gehalten wurde, war dieser formlos in Pullover und Hausschuhen erschienen. Einige ausländische Journalisten hatten dennoch eine Genehmigung erhalten und saßen hinten im Saal, als Hausner die ausgewählten Filmstücke vorführen ließ. Sie waren meist von den Alliierten aufgenommen und zeigten den Zustand der Lager und deren Insassen bei der Übernahme. In einer Filmsequenz, wo alliierte Soldaten mit Schubraupen die Leichenberge in Massengräber räumen, gab Eichmann durch Zeichen zu erkennen, daß er sich zu äußern wünsche. Hausner ließ den Film anhalten und erwartete, daß Eichmann einwenden würde, daß die Filme zu seinem Fall in keiner Beziehung stünden, da er niemals eine

Verantwortlichkeit für die Konzentrationslager hatte, daß sie nachträglich hergestellt wären, vielleicht auch, daß er sie nicht ertragen könne. Eichmann bemerkte, man habe ihn informiert, daß die Vorführung nicht öffentlich sei, daß er aber jetzt Journalisten im Saal sähe. Er habe zwar nichts dagegen einzuwenden, verlange aber, daß ihm das vorher mitgeteilt werde. In diesem Falle wäre er nicht im Pullover und in Hausschuhen erschienen.

Als Eichmann während der Verhöre durch die politische Polizei in Jerusalem gefragt wurde, ob er besondere Wünsche habe, bat er den vernehmenden Offizier, seine tägliche Zigarettenration von sechs auf zehn Zigaretten erhöhen zu lassen. Auch solle man, wenn dies möglich wäre, ihm zum Frühstück nicht mehr als drei Scheiben Brot geben und das Häufchen geschnittene Zwiebel beiseite lassen. Er sei kein starker Esser, und da er zu Zahnfleischentzündungen neige, würden sich die Zwiebelstückchen leicht in den Taschen seines Zahnfleisches festsetzen. Bis dahin hatte er stets alles Brot und auch die Zwiebeln gegessen. Er hatte als Kind gelernt: Was auf dem Teller ist, wird gegessen.

In einer Verhörpause fragte Eichmann den vernehmenden Polizeioffizier Avner Less, dessen Fairneß er seinem Verteidiger gegenüber lobte, wo dieser sein ausgezeichnetes Deutsch gelernt habe. Less erklärte ihm, daß Deutsch seine Muttersprache sei, da er in Berlin geboren und aufgewachsen sei und Deutschland erst als junger Mann verlassen habe. Eichmann bestätigte, daß er den Berliner Tonfall von Less sofort erkannt habe, denn auch er habe ja viele Jahre in Berlin gelebt. Ob er fragen dürfe, wie es den Eltern von Less ergangen sei. Less sagte, seine Eltern seien in Auschwitz umgebracht worden. »Schrecklich«, sagte Eichmann, »ist das nicht alles schrecklich?«
Less bemerkt dazu, Eichmanns Mitgefühl sei ohne Zweifel echt und aufrichtig gewesen.

campus

Campus Verlag · Schumannstr. 65 · 6000 Frankfurt/Main 1

Sachbuch aktuell

Harry Braverman

Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß

1977. 344 S., geb., DM 36,–

Bernd Rabe

Der sozialdemokratische Charakter

Drei Generationen aktiver Parteimitglieder in einem Arbeiterviertel
Mit einer Einleitung von Oskar Negt
1977. 216 S., DM 22,–

Erika Bock-Rosenthal, Christa Haase, Sylvia Streeck

Wenn Frauen Karriere machen

Zur Lebens- und Berufssituation hochqualifizierter Frauen
Ca. 180 S., ca. DM 18,–
April 1978

Detlev Albers

Demokratie und Sozialismus in Italien

Der „historische Kompromiß" und die Strategie der Parteien und Gewerkschaften
1978. 299 S., DM 24,–

Raoul Wortmann

Heim, Knast – und dann?

Bericht aus einem Jugendwohnkollektiv
Ca. 220 S., ca. DM 24,–
April 1978

Info-Bon

Bitte ausschneiden und einschicken an **campus, Schumannstr. 65, 6000 Frankfurt/M.**

Ich interessiere mich für Ihr Verlagsprogramm.
Schicken Sie mir bitte das Gesamtverzeichnis 77/78

Name/Vorname

Straße

PLZ/Ort

Jakob Moneta
Mehr Gewalt für die Ohnmächtigen

1.

Blazowa liegt zwischen Krakau und Lemberg, westlich des Flusses San, der die Polen von den Ukrainern trennt. In Ostgalizien heißen sie Ruthenen. Als ich vier Jahre alt wurde, am 11. November 1918, ist die Republik Polen gegründet worden. Josef Pilsudski ließ sich zum provisorischen Staatsoberhaupt ausrufen. Er war einmal Mitbegründer und Führer der polnischen Sozialistischen Partei gewesen. In Vilna gehörte er eine Zeitlang der gleichen illegalen Gruppe an wie Leo Jogiches, Kampfgenosse von Rosa Luxemburg, der wie sie von der deutschen Konterrevolution ermordet wurde. 1926 kam Marschall Pilsudski durch einen Staatsstreich zur Macht und errichtete ein autoritäres Regime. Die Wiedervereinigung von Galizien, das unter österreichischer Verwaltung, und von Kongreß-Polen, das unter russischer Verwaltung stand, und von Preußisch-Polen, die Befreiung ihres Landes unter Pilsudski, feierten die Polen in meiner Geburtsstadt Blazowa – und nicht nur dort – mit einem Judenpogrom.

Dicht zusammengedrängt saßen Juden in einem Zimmer, Männer, Frauen und Kinder. Die Fenster hatten sie mit Matratzen verstellt, damit kein Licht nach außen drang. Bewaffnete drangen in den Raum, schleppten einzelne hinaus, verprügelten sie, tasteten sie roh nach Geld ab. Meine Mutter wurde hinausgezerrt. Mein Vater wollte ihr helfen. Er erhielt einen Kolbenschlag, der ihm das Trommelfell zerschlug. Ich sah, wie meine Mutter sich an den Türpfosten klammerte, hörte ihren Hilferuf: »Gewalt!«. Der Bewaffnete, der sie mit Füßen trat, war ein polnischer Schulkamerad von ihr.

Der von polnischen Nationalisten genährte Judenhaß konnte sich nicht überall an Wehrlosen entladen. Dort, wo der »Bund«, die stärkste organisierte Kraft im jüdischen Proletariat seine bewaffneten Kampftruppen gebildet hatte, holten sich die Pogromisten meist blutige Köpfe. Gegenwehr leisteten nicht nur Juden, sondern auch klassenbewußte Arbeiter jeder Nationalität. Für sie war der Antisemitismus eine gefährliche Propagandawaffe des Klassenfeindes. Man mußte ihn bekämpfen. Mit *allen* Mitteln.

Meinen Vater nannte man in Blazowa den »Deutschen«. Er war von Frankfurt am Main gekommen und hatte in dem kleinen galizischen Textilstädtchen seine Frau gefunden. Nach dem Pogrom erstattete er Anzeige gegen die Rädelsführer. Sie drohten ihm Rache an. Daraufhin

kehrte er nach Deutschland zurück. So kam ich 1919 nach Köln. Mit fünf Jahren wurde ich eingeschult. Schon mit drei Jahren hatte man mir im »Cheder«, einer Art Religionsschule, das hebräische Alphabet beigebracht. In Köln ging ich vormittags zur Schule und nachmittags ins »Cheder«, wo die Bibel in hebräisch und später der Talmud in aramäisch gelehrt wurde. Die Lehrer waren meist verkrachte Händler. Einer hatte stets eine lange Hundepeitsche, mit der er jeden erwischte, der unbotmäßig war oder falsche Antworten gab.

Wenn wir aus dem Cheder herauskamen, stand uns dann meist der eigentliche Kampf bevor. Draußen wurden wir bereits von einer jungen Bande erwartet, die sich mit HEP-HEP-Geschrei auf die Judenjungen stürzte. Wir mußten lernen, entweder schneller zu laufen als sie oder aber uns zu wehren. Aus dem Milieu der Cheder-Schüler gingen eine Reihe bekannter Amateurboxer hervor. Die Selbstverteidigung hatte zu ihrer sportlichen Ausbildung beigetragen.

HEP ist eine Abkürzung für »Hierosilima est perdita« – Jerusalem ist verloren. Ich begann von diesem verlorenen Jerusalem zu träumen. Eine jüdische Legende sagt, daß immer um Mitternacht ein Schakal über den verwüsteten Platz in Jerusalem läuft, auf dem die Römer im Jahre 70 nach Christi Geburt den Tempel zerstörten. Wenn es gelingt, diesen Schakal zu fangen, dann ersteht das alte jüdische Reich in seiner ganzen Herrlichkeit wieder auf. Was lag näher als daß ich, fast 1900 Jahre nach der Tempelzerstörung, diesen Schakal fangen würde. Die praktische Vorbereitung begann ich mit meinem Eintritt in eine zionistische Jugendgruppe.

Aber noch lebten auch die Zionisten nicht in Palästina. Die deutsche Arbeiterbewegung, damals die mächtigste der kapitalistischen Welt, zog auch die zionistische jüdische Jugend in ihren Bann.

Neun Millionen Stimmen hatte die fast eine Million Mitglieder starke SPD in den Reichstagswahlen 1924 erhalten und zog mit 152 Abgeordneten ins Parlament ein. Die KPD eroberte 54 Sitze, die NSDAP – die Nazis – nur 12. In Preußen hatten die Sozialdemokraten mit 229 von 450 Sitzen die absolute Mehrheit errungen. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund (ADGB) hatte 4,7 Millionen Mitglieder, der Arbeiter-Turn- und Sportbund 770 000, der Arbeiter-Radfahrbund »Solidarität« 220 000. Es gab einen Arbeiter-Athletenbund, einen Schachbund, Samariterbund und sogar einen Schützenbund. Die Arbeiterbewegung schuf eine Gegengesellschaft im kapitalistischen Staat.

Als der Sozialdemokrat Hermann Müller die neue Reichsregierung bildete, erklärte sein Innenminister Karl Severing, die neue Regierung habe die Absicht, vier Jahre Ferien zu machen. Ferien von Regierungskrisen, Programmentwürfen und Richtlinienberatung. In den Ferien würde man vier Jahre praktische Arbeit zum Aufbau der Republik leisten.

Der Abglanz von all dem fiel auch auf uns, die lernende, die lesende, die arbeitende jüdische Jugend. Wir wurden meist Sozialisten. Nicht immer durch Karl Marx, obwohl uns die wuchtige Sprache des Kommunistischen Manifestes mitriß. Leonhard Franks *Der Mensch ist gut* weckte unseren Haß gegen den Krieg. Hitler ließ ihn dieses Buches wegen ausbürgern. Upton Sinclairs *Der Sumpf* schärfte unser soziales Gewissen. Sein *Boston*, wo er den Justizmord an Sacco und Vanzetti schildert, und Henri Barbusses *Tatsachen* wühlten uns auf gegen die Klassenjustiz.

Im Jahre 1929 setzte die hereinbrechende Wirtschaftskrise der »praktischen Arbeit zum Aufbau der Republik« durch die Sozialdemokraten ein rasches Ende. Die Zahl der Erwerbslosen erreichte zwei Millionen, ein Jahr später drei Millionen. Bis 1933 sollte sie auf sechs Millionen steigen. Dazu kamen Millionen Kurzarbeiter. Die Landwirte erzielten für ihre Produkte in der Krise geringere Preise. Das Handwerk und die freien Berufe gerieten in den Strudel der Krise. Bestechungsskandale erschütterten zudem die politische Glaubwürdigkeit der SPD. In den Reichstagswahlen vom September 1930 verloren die Sozialdemokraten dennoch nur eine halbe Million Stimmen; die Stimmenzahl der KPD stieg sogar von 3 ¼ auf 4 ½ Millionen. Entscheidend aber war, daß die Nazis von 800 000 auf 6,5 Millionen anstiegen und 107 Mandate eroberten. Von vier Millionen Neuwählern waren drei Millionen zu Hitler gegangen, 2 ½ Millionen hatte er von anderen Rechtsparteien gewonnen.

Die wachsende politische Unruhe in der SPD wurde mit Disziplinierungsmaßnahmen und Ausschlüssen beantwortet. Im Oktober 1931 gründeten die ausgeschlossenen Reichstags-Abgeordneten Max Seydewitz und Kurt Rosenfeld die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP). Ihre Jugendorganisation, der »Sozialistische Jugendverband« (SJV), zog einen großen Teil der sozialdemokratischen Jugend herüber. Ich trat zusammen mit anderen Mitgliedern der zionistisch-sozialistischen Jugend in den SJV ein und setzte so meinen Fuß auf die Straße, die mich zum Internationalismus führte.

Zum ersten Mal kam ich in Verbindung mit jungen, idealistischen, kampfentschlossenen, revolutionären deutschen Jugendlichen. Dies genau in dem Augenblick, wo der Sieg der Nazis die deutsche Bourgeoisie vor dem Sozialismus retten sollte.

Auf den Straßen Kölns kam es fast täglich zu blutigen Zusammenstößen. Von Motorrädern aus schossen Nazis in eine Gruppe diskutierender Arbeiter. Saalschlachten wurden ausgetragen. In der Elsässerstraße, einer roten Hochburg von Köln, warfen Frauen ihre Mistkübel aus den Fenstern auf Nazidemonstranten. Auf dem Weg vom Gymnasium nach Hause geriet ich stets in diskutierende Gruppen von Arbeitern. Ich erinnere mich an die feurige Rede eines neugebackenen Nazi, der seine Zuhörer davon überzeugen wollte, daß Kriege nötig sind, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen.

Die Antwort, einfach und klar, erhielt er in reinstem Kölsch: »Dann häng dich doch op. Dann is doch als *ein* winniger do.« (Dann häng dich doch auf, dann ist doch bereits *einer* weniger da.)
Am 20. Juli 1932 setzte die Reichsregierung von Papen per Notverordnung die sozialdemokratische preußische Regierung ab. Sie begründete das mit der Notwendigkeit, selbst für Ruhe, Ordnung und Sicherheit sorgen zu müssen, weil die Sozialdemokraten die von kommunistischer Seite hervorgerufenen Unruhen in Preußen nicht im notwendigen Umfange bekämpften.
Dieser kalte Staatsstreich der Reichsregierung brach der Republik das Rückgrat. Er verlief »programmäßig und ohne Zwischenfälle«. So von Papen in: *Der Wahrheit eine Gasse* (München 1952, S. 218). Um 10 Uhr morgens, am 20. Juli 1932, hatte der sozialdemokratische preußische Innenminister Karl Severing noch erklärt, er werde »nur der Gewalt weichen«. Um 20 Uhr abends erschien die Gewalt in Gestalt eines Polizeipräsidenten nebst zwei Polizeioffizieren, und er wich. Später sagte er, er habe Blutvergießen vermeiden wollen.
Hätte er es doch damals nicht vermieden! Dann wären uns Millionen in Zuchthäusern und Konzentrationslagern, Gefolterte, Erschlagene, Vergaste, im Zweiten Weltkrieg Gefallene vielleicht doch noch erspart geblieben. Evelyn Anderson jedenfalls schreibt über die ruhmlose Kapitulation der stärksten Festung der Sozialdemokratie: »In allen deutschen Städten standen Formationen des Reichsbanners und der Eisernen Front bereit, putzten ihre Gewehre und warteten auf den Befehl zur Tat« (*Hammer oder Amboß*, Nürnberg 1948, S. 206). Henning Duderstadt sagt noch bestimmter: »Wir fieberten, wir warteten auf das Signal zum Kampf! Generalstreik! Jeder bewaffnet sich, wo er kann. Sieg oder Tod!« (*Vom Reichsbanner zum Hakenkreuz. Wie es kommen mußte. Ein Bekenntnis*, Stuttgart 1933, S. 31 f.).
Der »Befehl zur Tat«, das »Signal zum Kampf«, sie blieben aus.
Die Stationen der schrittweisen Kapitulation vor den Nazis bis zur tiefsten Erniedrigung in den Schreiben des Führers des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), Theodor Leipart, vom 21. und 29. März 1933 an den Führer des Deutschen Reiches Adolf Hitler waren schändlich. Im Namen des Bundesvorstandes erklärte Leipart, der ADGB müsse seine sozialen Aufgaben erfüllen, »gleichviel welcher Art das Staatsregime ist«. Im Reichstag stimmten am 17. Mai 1933 die sozialdemokratischen Abgeordneten Hitlers »Friedensresolution« zu, weil – wie sie sagten – dies eine Bejahung einer friedlichen deutschen Außenpolitik und nicht ein Vertrauensvotum für Hitler sei. In Wirklichkeit hofften sie, durch ihren offenen Verrat an der sozialistischen Idee, ihre Organisation zu retten und gnädigst in die »deutsche Volksgemeinschaft« aufgenommen zu werden. All das

grub sich tief in die Herzen und Köpfe derer ein, die mit Gefängnis, Zuchthaus, Konzentrationslager oder Emigration bezahlen mußten, daß ihre Führer der Gewalt der Mächtigen kampflos gewichen waren.
Erst als ich den Fackelzug der bewaffneten SA durch die kommunistische Hochburg Kölns, die Thieboldsgasse, marschieren sah, vorbei an den haßerfüllten, stummen, durch ihre Führung wehrlos gemachten Proletariern und ihren vor ohnmächtiger Wut weinenden Frauen, wußte ich: es ist vorbei. Wir wurden geschlagen, ohne auch nur einen Versuch zur Gegenwehr. Wir wurden ausgeliefert.
Allen, die hinterher den »Massen« die Schuld für ihr eigenes Versagen aufbürden wollten, muß man in Erinnerung rufen: In den letzten einigermaßen freien Betriebsratswahlen, die von den Nazis im April 1933 durchgeführt wurden, weil die Nazis selbst daran glaubten, sie hätten in den Betrieben an Boden gewonnen, erhielten die Freien Gewerkschaften 73,4 Prozent der Mandate und die Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation (NSBO) 11,7 Prozent. Die Basis zum Widerstand war da. Aber die Führung war desertiert.

2.

Sieben Monate nach meinem Abitur, am 2. November 1933, kam ich in Palästina im Hafen von Haifa an. Es war der Jahrestag der 1917 vom britischen Außenminister Balfour abgegebenen Erklärung, die den Juden im arabischen Palästina eine »nationale Heimstätte« zusicherte. Die Araber streikten an diesem Tag. Sie protestierten gegen die Balfour-Deklaration. Wir wurden nach Jaffa verfrachtet, wo ich mit einem halben englischen Pfund in der Tasche landete. Mein Ziel war ein Kibbuz.
Würde man mich fragen, woher meine unverrückbare Zuversicht stammt, daß Menschen Habsucht, Jagd nach Geld, Konkurrenzneid, Selbstsucht, Unterwürfigkeit – jene ihnen zum großen Teil vom Kapitalismus mühsam anerzogenen »menschlichen« Eigenschaften – ablegen können; würde man mich fragen, wo die tiefste Wurzel meines Glaubens daran liegt, daß Menschen ohne jeden äußeren Zwang als Gleiche und Freie im Kollektiv ihr Leben selbst gestalten können, ich würde antworten: Das hat mir meine Erfahrung in der Praxis des damaligen Kibbuz bewiesen.
Isaac Deutscher schreibt in seinen *Essais sur le problème juif* (Payot 1969, S. 126 f.), ihm sei in einem Kibbuz, »dessen Mitglieder allen Grund haben, stolz zu sein auf ihre (gesellschaftliche) Moral und die sich dessen sehr wohl bewußt sind«, folgendes passiert: Der diplomatische Vertreter der Sowjetunion besuchte mit seinem Stab Kibbuzim, um sie mit den Kolchosen vergleichen zu können. Nachdem er die moderne Molkerei, die Schule, die Bibliothek und vieles andere gesehen hatte, erkundigte er sich nach dem

Gefängnis. »Das gibt es hier nicht«, erhielt er zur Antwort. »Das ist unmöglich«, stieß der Diplomat hervor. »Was zum Teufel fangt Ihr mit Euren Verbrechern oder Missetätern an?« Man bemühte sich vergeblich, ihm zu erklären, daß es noch kein so schweres Verbrechen gegeben habe, das eine Gefängnisstrafe gerechtfertigt hätte. Schließlich wähle man die Mitglieder des Kibbuz sorgfältig aus. Es seien Menschen mit einer hohen sozialistischen Moral. Man könne Mitglieder, deren Verhalten nicht gebilligt wird, auch ausschließen. Dem sowjetischen Diplomaten wollte es jedoch nicht in den Kopf hinein, daß eine Gemeinschaft von hunderten Menschen ohne Gefangene auskommen kann. Er glaubte, man wolle ihm »potemkinsche Dörfer« vorführen.

Aber welcher Anhänger unserer »sozialen Marktwirtschaft« würde glauben, daß der »Leistungswillen« in den Kibbuzim, in denen heute mehr als 100 000 Menschen leben, durch die egalitäre Befriedigung der Lebensbedürfnisse, ohne jegliche Geldentlohnung für die Arbeit, nicht beeinträchtigt wird? Wer von ihnen würde glauben, daß ein Genosse aus dem Kibbuz Parlamentsabgeordneter oder Diplomat sein kann und zu Hause als Traktorist oder Helfer in der Küche arbeitet, wenn er hierzu eingeteilt wird? Wer von ihnen würde begreifen, daß eine selbstverwaltete Gesellschaft ohne Vorgesetzte, ohne Polizei, mit frei gewählten, jederzeit absetzbaren Ausschüssen unter schwierigsten Bedingungen eine gewaltige Aufbauleistung vollbringen kann, wie die Kibbuzniks es taten?

Wer würde glauben, daß die *Gemeinschaft*serziehung der Kinder – sie sind nur wenige Stunden am Tag mit den Eltern zusammen – dazu führt, daß »die Kinder Kameraden sind, nicht Konkurrenten«, daß »die Hilfsbereitschaft bei diesen Kindern viel stärker ausgeprägt ist als das Streben nach Herrschaft. Da keine Eltern da sind, um deren Gunst man (im Kinderhaus) buhlen könnte, und da das Wetteifern allgemein nicht geschätzt wird, verhalten sich die Kinder wie Geschwister; die Starken üben einen gewissen Einfluß aus, aber sie wenden ihn auch im Interesse der Gruppe an« (Bruno Bettelheim, *Die Kinder der Zukunft*, dtv 888, S. 90).

Ich habe die Geburtswehen, die gesellschaftlichen Experimente, die großartigen Versuche zur Herstellung neuartiger Beziehungen zwischen Mann und Frau, zur Eingliederung von Alten und körperlich Behinderten, das Leben in Zelten, durch die nachts Schakale liefen, wie die Legende es vom Tempelplatz erzählte, das Leben in Baracken, Malariaanfälle, die oft unmenschlichen Arbeitsbedingungen in den Orangenplantagen, in denen wir Lohnarbeiter waren, ehe der Kibbuz Siedlungsland erhielt, fünfeinhalb Jahre lang nicht etwa nur »ertragen«. Mir war bewußt, an einem großen Abenteuer mitzuwirken, das einmal zur Schaffung des sozialistischen Menschen führen wird.

Viele Jahre später ging ich mit der siebenjährigen Nurith aus dem Kibbuz

Dalia durch die Altstadt von Jerusalem. Sie sah zum ersten Mal Bettler. Ich versuchte zu erklären, was das ist, gab ihr ein paar Münzen, damit sie eine gute Tat vollbringen konnte. Sie legte in die erste, in die zweite, in die dritte Hand, die sich ihr entgegenstreckte, eine Münze, dann trat sie entschlossen auf einen Bettler zu, gab ihm das ganze Geld und sagte: »Da, nimm das und teil es mit deinen Genossen!« In diesem Augenblick wußte ich, daß die gesellschaftliche Erziehung des neuen Menschen in Kibuzzim, in Kommunen, den neuen Menschen hervorbringen wird.

Ich trat aus dem Kibbuz nicht aus. Ich wurde ausgeschlossen. 1936 war ein arabischer Aufstand ausgebrochen. Wir zogen Stacheldraht um den Teil, der als Wohnfläche diente, schafften einen Scheinwerfer an, der nachts über das Lager kreiste, bauten aus Holz und Steinen Schanzen mit Schießscharten. Noch kurze Zeit zuvor hatte der als Nachtwächter eingeteilte Genosse zu unser aller Schutz nur einen Knüppel erhalten. Das war die einzige Waffe, die wir hatten. Sie war der Grundstock zu der heute so mächtigen israelischen Armee. Jetzt wurden illegale, geheime Waffenarsenale unter den Zeltstangen gut versteckt eingebaut. Sie waren leicht erreichbar. Die »Hagana« – die zionistische »Selbstschutzorganisation« – begann uns auszubilden: Revolver, Handgranaten, Gewehre, Maschinenpistolen. Aber wer war der Feind?

Das Dorf Karkur, wo unser Kibbuz damals war, lag an der Grenze des jüdischen Siedlungsgebietes. Als ich 1933 nach Palästina kam, lebten 175 000 Juden unter 1,5 Millionen Arabern. Der »Haschomer Hazair«, die linkssozialistische, stark stalinistisch beeinflußte Kibbuzbewegung, wollte, daß sich die arabischen zusammen mit den jüdischen Arbeitern in einer gemeinsamen Klassenorganisation, der »Histadruth« (Gewerkschaft) zusammenschließen. Der »Haschomer Hazair«, dem auch mein Kibbuz angehörte, erwartete, daß eines Tages ein »binationaler« arabisch-jüdischer Staat in Palästina entstehen wird. Beides wurde von der sozialdemokratischen Mehrheit in der Histadruth, der Mapai, abgelehnt.

Wenn man in einem solch armen Land wie in Palästina einen jüdischen Staat mit einer jüdischen Arbeiterklasse und nicht nur eine weiße Siedlerherrenschicht wie in Südafrika schaffen wollte, konnte dies nur auf Kosten der arabischen Bevölkerung gehen. Darum wurde propagiert: »Kauft die Produkte des Landes.« Das waren die jüdischen Produkte, die teurer waren als die arabischen. »Erobert die Arbeit« sagte man uns, also: ersetzt die billige, unorganisierte arabische Arbeit durch teure, organisierte jüdische (wobei man gleichzeitig die Histadruth, die Gewerkschaftsorganisation, für die Araber versperrte!). »Erobert den Boden« hieß die dritte Losung. Man kaufte von den reichen arabischen Effendis, den Großgrundbesitzern, den Boden mit Hilfe des jüdischen Nationalfonds, der ihn ausschließlich an jüdische Siedler verpachtete. Die armen arabischen Fellachen, die meist

Pächter waren, wurden mit Geld abgefunden, mit dem sie wenig anfangen konnten.
Die Haltung der Mapai war durchaus schlüssig. Man mußte bereits innerhalb des arabischen Palästina einen geschlossenen jüdischen Wirtschaftssektor schaffen und diesen immer mehr ausweiten, wenn man eines Tages einen jüdischen Staat haben wollte. Unterstützung hierfür kam von zwei Seiten: vom britischen Imperialismus, der trotz aller Schwankungen stets auf der Seite der Zionisten blieb, und von den amerikanischen Juden, die Geld spendeten.
Daß dieser Plan aber überhaupt Erfolg haben konnte, verdanken die Araber Hitler. Er hatte die sich auflösenden, in voller Assimilation befindlichen deutschen Juden zunächst ins Ghetto und später in die Todes- und Vernichtungslager geschickt. Für sie, aber auch für die nichtzionistische jüdische Arbeiterklasse in Osteuropa, wurde Palästina zum einzigen Schlupfloch, weil die so humanen demokratischen imperialistischen Staaten, gebeutelt von der Weltwirtschaftskrise, sich weigerten, jüdische Flüchtlinge in großer Zahl aufzunehmen.
Eines Tages, als ich im Kibbuz hinter unserer holzverkleideten steinernen Schanze auf Wache stand, sah ich Flugzeuge, die wie Raubvögel immer wieder auf einen kahlen Berg niederstießen. Dann folgten Maschinengewehrgarben, die mit einzelnen Schüssen beantwortet wurden. Einige Stunden später kamen britische Soldaten zu uns und erzählten, sie hätten eine arabische »Bande« – etwa 60 Menschen – wie Hasen abgeschossen. Die Briten bewunderten den Mut dieser Männer, die versuchten, mit ihren Gewehren die britischen Flugzeuge zu treffen und die sich, wenn man sie verwundet gefangen nehmen wollte, noch mit ihren »Djabries«, den arabischen Krummdolchen, auf die Soldaten stürzten.
(Dieser Tage las ich im *Stern*, Nr. 4/78, der GSG-Kommandeur Wegener habe sich in Mogadischu überrascht gezeigt über »die heftige Gegenwehr der Palästinenser«. Er habe geglaubt, daß Araber nicht sehr mutig seien. Jetzt kämpften sie wie Japaner auch in aussichtsloser Position weiter. Wegener: »Das war neu und erschreckend. Die Leute hatten eine riesige Energie und einen fanatischen Haß.«
Niemand fragt danach, ob die Wurzel dieses Hasses nicht in der unterdrückten Freiheitsliebe dieses Volkes liegt, sowie in dem unbändigen Zorn darüber, dreißig Jahre lang in Lagern zu vegetieren.)
Einige von uns im Kibbuz begannen damals Fragen zu stellen über unsere »Feinde«. Wir kamen zu dem Ergebnis: diesen Menschen geschieht unrecht. Wir, die wir selber Opfer Hitlers sind, verüben an ihnen Unrecht. Wenn wir es ernst meinen mit unserem Internationalismus, müssen wir einen Weg suchen zu diesen arabischen Massen.
Wir wollten den Kibbuz nicht verlassen, der unsere Heimat, unsere Lebens-

form, unsere Familie war. Bald aber mußten wir begreifen, daß, wer nicht mehr Zionist ist, nicht im Kibbuz leben darf, der trotz seiner fortschrittlichen gesellschaftlichen Experimente die Speerspitze des Zionismus bildet. Standen nicht auch die katholischen Klöster im Mittelalter, diese wunderbaren Kommunen, die alle damaligen Schätze der menschlichen Kultur aufbewahrten und mehrten, im Dienste der feudalistischen Kirche, die eine der furchtbarsten Unterdrückungsmächte war, gegen die sich Reformation und Bauernaufstände richteten?

Wenige Monate nachdem wir den Kibbuz verlassen hatten, zwei Monate vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, wurden drei von uns Ausgeschlossenen verhaftet und interniert. Administrativ, ohne jedes Gerichtsverfahren, erhielten wir 12 Monate zudiktiert, die beliebig verlängert werden konnten. Wir kamen zum ersten Mal mit dem britischen Imperialismus in Berührung, der jüdische Nichtzionisten als Gefahr ansah.

Im Polizeigefängnis von Haifa wurden etwa 30 Häftlinge so eng in einem Raum zusammengepfercht, daß man sich nicht einmal beim Schlafen ausstrecken konnte. Wir lagen nachts auf dünnen Matten, die von Gefangenen aus Lumpen geflochten waren; tagsüber saßen wir auf dem Zementboden zusammen mit Kriminellen, mit Menschen, die offene Tbc, Geschlechtskrankheiten, die Krätze oder Läuse hatten. Hier gab es zwischen Juden und Arabern keine Unterschiede mehr, ebensowenig wie zwischen Politischen und Kriminellen. In der Zelle gab es weder Tisch noch Stuhl. In der Ecke stand ein offener Pißkübel.

Einige Tage darauf wurden wir in die Festung Akko eingeliefert. Eine Nacht lang war ich dort mit Mitgliedern einer arabischen »Bande« zusammen, die wir heute Partisanen oder Freischärler nennen würden. Ihre Moral, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie diskutierten, ihr Kampfwille – einige von ihnen waren zum Tode verurteilt und wurden hingerichtet – hinterließen einen tiefen Eindruck auf mich.

Tags darauf wurden wir von einem Aufseher instruiert, wir würden nun ärztlich untersucht und müßten Fragen mit »Yes Sir« beantworten. Wir standen in einer langen Reihe, wurden einem britischen Militärarzt vorgeführt, der fragte: »Everything allright?« Wir antworteten: »Yes Sir«. Die medizinische Inspektion war beendet.

Nachdem 12 Monate meiner Internierung abgelaufen waren, wurde die Haft automatisch für weitere 12 Monate erneuert. Mit uns zusammen – wir waren inzwischen nach Sarafand überführt worden und kamen später nach Masra – war ein Sekretär der Palästinensischen Kommunistischen Partei, Meir Slonim, interniert – seit sechs Jahren, ohne Prozeß, ohne Urteil.

Eines Tages wurde eine Gruppe jüdischer Strafgefangener – 43 Mann – in das benachbarte Lager eingeliefert. Sie waren zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt worden, weil sie britischen Soldaten mit voller Bewaffnung in die

Arme gelaufen waren. Ihr Anführer hieß Mosche Dajan. Natürlich wurden sie lange vor Ablauf ihrer Strafe entlassen.
Unter uns Häftlingen übten wir Solidarität, und da wir als Internierte das Recht hatten, Geld zu erhalten und zusätzliche Nahrungsmittel zu kaufen, schmuggelten wir einen Teil davon in das Lager der Strafgefangenen, in dem auch Mosche Dajan saß, mit dem ich über den Zaun hinweg fruchtlose Diskussionen führte. Zusammen interniert mit uns waren auch die bedeutendsten Führer der rechtsradikalen zionistischen Terroristen, wie Abraham Stern, Abrascha Zellner und David Razill, Vorläufer Begins als Führer des »Irgun«.
Die Linken im Lager organisierten gemeinsam mit den arabischen Häftlingen, die zu hunderten interniert waren, einen Hungerstreik, um endlich ein ordentliches Gerichtsverfahren zu bekommen. Wir wurden zwangsernährt und erhielten nach sieben Tagen das Versprechen, daß wir vor eine Kommission gestellt würden, die unsere Fälle überprüfen werde.
In den zweieinviertel Jahren, die ich interniert war, habe ich nicht nur Sprachen gelernt, eine Art Lageruniversität mitorganisiert, sondern auch erfahren, was die drei Buchstaben CID (Criminal Investigation Department) bedeuten, die ich vor meiner Verhaftung gar nicht kannte. Sie bedeuteten, daß Häftlingen Holzstäbchen unter die Fingernägel getrieben wurden, daß man Feuer unter ihren Fußsohlen anzündete, daß sie an den Händen aufgehängt wurden, bis sie vor Schmerz brüllten; und all das, um Aussagen von ihnen zu erpressen. Ich lernte, daß der demokratische Imperialismus im Kampf für die Erhaltung seines Imperiums manchmal nicht weniger zimperlich ist als der Faschismus, der auszieht, ein neues Imperium zu erobern.
Drei Monate nach dem Einmarsch der Nazis in die Sowjetunion kam ich endlich vor eine britische Untersuchungskommission. Sir Hartley Shawcross, ein in Gießen geborener englischer Jurist, der 1945 Labour-Abgeordneter, dann Kronanwalt und später Hauptankläger für Großbritannien vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg war, führte den Vorsitz. Er wollte wissen, was eigentlich gegen mich vorliege, und war ebenso wie mein Anwalt, der bedeutende jüdische Arabist Goitein, über die »Beweise«, die von der Polizei geliefert wurden, überrascht, ja empört. Shawcross verfügte meine Freilassung.
In den zweieinviertel Jahren meiner Internierung hatte nur ein Vetter von mir es gewagt, mich ein einziges Mal zu besuchen. Jeder, der um die entsprechende Erlaubnis bat, wurde von der CID darauf aufmerksam gemacht, welchem Risiko er sich damit aussetzt.
Nach meiner Entlassung stand ich dennoch lange unter Polizeiaufsicht, was mich nicht daran hinderte, nun zum ersten Mal wirklich mit arabischen Linken Verbindung aufzunehmen, unter denen ich Freunde gewann. Wäh-

rend des Krieges kamen wir über sympathisierende marxistische Soldaten mit der ägyptischen Literaturzeitschrift *Megalla Gedidah* (Neue Zeitung) in Kontakt. Wir traten in eine politische Diskussion mit den Redakteuren ein, von denen 1947 einige an der ersten großen Massenstreikbewegung ägyptischer Arbeiter Anteil hatten.

Als das Kriegsende kam, bereitete ich mich auf die Rückkehr nach Deutschland vor. Einige meiner Freunde waren in die Armee, zur Marine oder zur UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) gegangen und setzten sich in Europa ab. Eine internationalistische politische Arbeit in Palästina schien mehr und mehr aussichtslos. Die terroristischen Attentate des rechtsextremen Irgun Zwai leumi (Nationale Militärorganisation) – einer ihrer Führer war der jetzige Ministerpräsident Israels, Menachem Begin –; die Anschläge der Stern-Organisation, das britische Hauptquartier in Jerusalem, das King David Hotel, wurde in die Luft gejagt, wobei fast 100 Menschen umkamen; der Terror vor den Raffinerien von Haifa, wo in der Schlange der dort nach einem Tag Arbeit anstehenden arabischen Fellachen eine Bombe explodierte, die mehr als 40 Menschen zerriß; schließlich der blutige Pogrom gegen das arabische Dorf Dir Yassin, in dem auch Frauen und Kinder ermordet wurden, und viele andere Attentate ließen eine friedliche Lösung immer weniger zu. Als ich sah, wie meist orientalische Juden aus arabischen Dörfern bei Jerusalem fortschleppten, was nicht niet- und nagelfest war, oder armselige Behausungen niederrissen, erinnerte ich mich wieder an den Pogrom der Polen. Nur: hier wurden Juden zu Pogromisten.

1947 beschlossen die Vereinten Nationen – die USA gemeinsam mit der Sowjetunion – die Zweiteilung Palästinas. Die Araber beantworteten dies mit einem Generalstreik. Tagtäglich explodierten nun arabische oder jüdische Bomben, wurden Menschen ermordet. Wenn man sich morgens verabschiedete und zur Arbeit ging, sagte man sarkastisch: »Auf Wiedersehen in der Abendzeitung«. Dort wurden die Bilder der Ermordeten veröffentlicht.

Anfang 1948 kam ich mit einem Touristenvisum und einem Paß des britischen Mandatsgebiets Palästina in Frankreich an. Von dieser Zeit an durchlebte ich zuerst in Frankreich, dann in Belgien das Schicksal eines Emigranten, dessen Mandatspaß seine Gültigkeit verlor und der stets im Clinch mit den Polizeibehörden lag, die ihn ausweisen wollten. Denn die britische Regierung hatte beschlossen, ihre Truppen aus dem Mandatsgebiet Palästina am 14. 5. 1948 zurückzuziehen. Am gleichen Tag wurde der Staat Israel ausgerufen. Die Truppen der arabischen Staaten, die versuchten, die Entstehung des Staates zu verhindern, wurden geschlagen. In Panik flohen Hunderttausende Araber in die Nachbarstaaten. Sie gingen in die Diaspora wie die Juden 1900 Jahre vor ihnen.

1933 war ich als Jude in das arabische Palästina gekommen. Als ich 1948 das Land verließ, waren die Araber zu Juden geworden. Ich kehrte im November 1948 als überzeugter Internationalist nach Deutschland zurück. In der falschen Hoffnung, die Geschichte würde dort weitergehen, wo sie nach der Revolution von 1918 unterbrochen worden war.

3.

Mag sein, daß es wirklich Menschen gibt, die niemals schwanken. Die Heiligen der katholischen Kirche etwa, oder die Bolschewiken aus der Retorte der stalinistischen Geschichtsfälscher. Aber die Entwicklung des Nachkriegseuropa, vor allem die enttäuschte Hoffnung auf das Verschwinden der blutigen Herrschaft Stalins nach dem Krieg und des Sieges der sozialistischen Demokratie in Europa und in der Sowjetunion machten mir schwer zu schaffen.

Drei Monate vor dem Tod Stalins veröffentlichte ich eine kleine Schrift: *Aufstieg und Niedergang des Stalinismus* – Kommentar zum kurzen Lehrgang der Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki). Unter den Linken in der Bundesrepublik, aber vor allem unter Kommunisten in der DDR, wo die Tradition der marxistischen Analyse durch den Faschismus und den Stalinismus angeschlagen war, löste diese Schrift Diskussionen aus.

Ein Kapitel darin trägt die Überschrift: »Revolutionärer und bürokratischer Terror«. Es beginnt mit der Feststellung, daß, wie immer man subjektiv den Terror, die Gewaltanwendung in der Geschichte verabscheuen mag, sich nicht leugnen lasse, daß die Gewalt zuweilen eine Hebamme der Geschichte gewesen ist.

»Angefangen von der puritanischen englischen Revolution bis zu den amerikanischen Befreiungskriegen gegen die Engländer, dem Kampf um die Befreiung der Sklaven in den Südstaaten Amerikas oder der Französischen Revolution hat die Gewaltanwendung eine Rolle gespielt. Gewalt wird in der gleichen Weise vom Chirurgen angewandt, der einen Patienten mit einem Skalpell behandelt, und vom Mörder, der sein Opfer mit einem Dolch tötet. Man kommt also um die Frage nicht herum, wer zu welchem Zweck Gewalt anwendet. Wie unterscheidet man jedoch die revolutionäre von der reaktionären Gewalt? Wie kann man feststellen, ob Gewaltanwendung dem Fortschritt dient oder den Fortschritt behindert?«

Ich zitierte, was Mark Twain, einer der aufrichtigsten amerikanischen Schriftsteller und Journalisten, ein wahrhafter Verfechter der amerikanischen Demokratie, über die Schreckensherrschaft der Französischen Revolution in seinem Buch *Ein Yankee am Hofe von König Artus* schrieb:

»Es gab *zwei* Schreckensherrschaften, wenn wir uns daran erinnern und es erwägen würden. Die eine verübte Mord in heißer Leidenschaft, die andere hatte tausend Jahre gedauert. Die eine verhängte Tod über zehntausend Personen, die andere über hundert Millionen, aber unser Schaudern gilt nur dem ›Schrecken‹ des kleineren Terrors, des momentanen Terrors sozusa-

gen: Was aber ist der Schrecken eines raschen Todes durch das Beil, verglichen mit dem lebenslangen Sterben durch Hunger, Kälte, Schimpf, Grausamkeit und an gebrochenem Herzen? . . . Trotz allem scheinheiligen Gewinsel vom Gegenteil hat noch kein Volk der Welt jemals durch gütliches Zureden und moralische Überredung seine Freiheit erlangt, da es ein unabänderliches Gesetz ist, daß jede Revolution, die Erfolg haben will, mit Blutvergießen beginnen muß, wenn auch nachher vielleicht etwas anderes genügt.«

Wie aber sah es mit der Schreckensherrschaft der russischen Revolution aus? Ich schrieb:

»Man kann ohne jede Übertreibung feststellen, daß die vom Stalinismus angewandten Mittel den von ihm selbst angegebenen Zweck beständig verfehlen. Die Sowjet-*Demokratie* hatte sich als hinreichend erwiesen, die herrschenden Klassen selbst zu vernichten. Aber um die ›Überbleibsel‹ (der herrschenden Klassen) in der Wirtschaft und im zurückgebliebenen Bewußtsein der Menschen zu bekämpfen, braucht Stalin angeblich den gewaltigen Machtapparat seiner Geheimpolizei! In Wirklichkeit ist es so, daß das Aufleben der Ideologie der geschlagenen antileninistischen Gruppen die immer wieder aufflackernde Idee des echten Marxismus und Leninismus ist, der eben nie ausstirbt, weil er von der Sowjetwirklichkeit selbst tausendfach immer neu hervorgebracht wird: jene tiefe Sehnsucht der Massen zur Wiederbelebung der Demokratie in der Sowjetunion und das Drängen zur Beseitigung jener stalinistischen Kaste, die, ohne im wissenschaftlichen Sinne eine besitzende Klasse zu sein, zehnfach die Laster aller besitzenden Klassen enthält.
Der stalinistische Terror, angeblich ein Mittel, die Klassenherrschaft zu beseitigen, ist in Wahrheit ein Mittel, das dieses Ziel beständig verfehlen muß, und insofern eben kein Mittel, das den Zweck heiligt, sondern ihn schändet . . .
Der bürokratische Terror ist im Gegensatz zum revolutionären hinterhältig, inquisitorisch und unehrlich. Er wendet sich mit größter Niedertracht gerade gegen jene, die sich weigern, in diesem Regime der Unterdrückung eine klassenlose sozialistische Gesellschaft zu sehen. Die Wahrheit ist der größte Feind der Bürokratie, aber sie kann auf die Dauer nicht mit terroristischen Methoden ausgerottet werden. Sie wird auch die stalinistische Geheimpolizei überleben.«

Das hat sie getan. Der 20. Kongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, die Arbeiteraufstände in den Satellitenstaaten, jetzt die Charta 77, das Buch von Bahro, der Protest der 14 polnischen Kommunisten, die Entwicklung der Eurokommunisten bei all ihren Mängeln – all das bezeugt, daß ich mich nicht in allem geirrt habe, als ich drei Monate vor Stalins Tod den Niedergang des Stalinismus kommen sah. Dennoch, meine optimistische Zeitrechnung, meinen Optimismus in bezug auf die Entwicklung der Linken in den sozialdemokratischen Parteien muß ich revidieren. Die kurze Zeitspanne eines Menschenlebens reicht eben nicht aus, um historische Prozesse an ihr zu messen, obwohl sich der Gang der Geschichte erheblich beschleunigt hat. Das macht uns ungeduldig.
Was für den stalinistischen Terror gilt, trifft abgewandelt auch auf den individuellen Terror zu. Auch er verfehlt beständig den selbst angegebenen Zweck. Er führt nicht zur »Vernichtung des Klassenfeindes«, sondern hilft seine Herrschaft zu stabilisieren. Er fördert nicht das zurückgebliebene Bewußtsein der Massen, sondern er verwirrt es. Der individuelle Terrorist

macht sich selbst zum Helden der Geschichte, anstatt die Klasse der Arbeitenden über ihre historische Aufgabe aufzuklären, sie ihr bewußt zu machen, damit sie selbst wieder als Held auf die Bühne der Geschichte tritt.

Noch zweimal wurde ich nach der Auseinandersetzung mit dem Stalinismus mit dem Problem der Gewalt konfrontiert. Das eine Mal – ich war damals Sozialreferent im diplomatischen Dienst der Bundesrepublik in Paris – als der Aufstand in Algerien ausbrach. Mir war, nach allem, was ich von den Terrormaßnahmen, den Folterungen, den Razzien, den Bombardierungen in Algerien wußte, unbegreiflich, daß die »Front de Libération Nationale« und das algerische Volk all dem standhielten und nicht zusammenbrachen; daß die Algerische Befreiungsfront, die seit 1954 pausenlos einem gnadenlosen Terror ausgesetzt war, *nicht* aufgab. In einem Pariser Café stellte ich diese Frage der jungen, algerischen Schriftstellerin Assja Djebar. Sie antwortete: »Wenn ein algerischer Fellache für den FLN rekrutiert wird, erhält er zum ersten Mal in seinem Leben ein paar Schuhe und ein Gewehr. Damit wird er zum ersten Mal zu einem Menschen. Das Selbstbewußtsein, das er hierdurch gewinnt, das Gefühl, daß er für die Befreiung seines Volkes kämpft, jetzt kämpfen kann, läßt ihn alles ertragen bis zum Sieg.«

Viele Jahre später kam dieser Sieg, wenn auch wiederum nicht so, wie ihn viele erhofft und erwartet hatten: als Sieg des Sozialismus in Algerien. Aber dennoch: Algerien wurde frei.

Das zweite Mal trat mir die Gewalt in Chile entgegen, als ich zwei Monate nach dem Militärputsch für die Gewerkschaftszeitung *Metall* nach Chile ging. Ich fragte chilenische Gewerkschafter, ob man der Regierung Allende vorwerfen könne, sie habe die Verfassung verletzt, wie das damals ein großer Teil der bürgerlichen Presse in der Bundesrepublik behauptete. Sie antworteten:

»Wenn die Regierung Allende zugrunde gegangen ist, so höchstens darum, weil sie sich allzu sehr an die Verfassung gehalten hat. Wir, die Gewerkschaften, wollten rechtzeitig der Sabotage der Unternehmer und dem Boykott der von ihnen aufgehetzten Lastwagenbesitzer und Ärzte entgegentreten. Wir forderten, den Kampf gegen die Terroristen von ›Patria e Libertad‹ aufzunehmen. Aber die Regierung Allende ließ im Parlament ein Gesetz verabschieden, das die Suche nach Waffen erleichterte. Gefunden wurden seltsamerweise nur die spärlichen Waffen, die Arbeiter zu ihrem eigenen Schutz in den Betrieben hatten, während die Rechtsextremisten bis an die Zähne bewaffnet blieben. Als der Putsch der Junta begann, befahl man uns, die Betriebe zu besetzen. Wir haben es getan. In der Hoffnung, daß die christlich-demokratische Partei von Eduardo Frei uns gegen die putschenden Generäle ebenso unterstützen würde, wie wir ihn

unterstützt hatten, als er an der Regierung war und General Viaux gegen ihn putschte. Aber er hat geglaubt, die Junta werde ihm nach ihrem Putsch die politische Macht überreichen. Sie denkt nicht daran. Wir aber waren in den Betrieben ohne Waffen, ohne Schutz, ohne die Möglichkeit, uns zu verteidigen.
Es war falsch, daß die Regierung Allende die Armee in die Politik hineingezogen hat, daß sie immer weiter zurückwich. Sie hätte mehr Vertrauen zu uns, zu den Gewerkschaften, zu den in den Betrieben Beschäftigten haben müssen, die bereit waren zu kämpfen, die aber mit leeren Händen nicht kämpfen konnten . . .
Mancher von uns denkt heute: Hätte die ›Unidad Popular‹ doch den Mut gehabt, zwei Dutzend Generäle und drei Dutzend Spekulanten so zu behandeln, wie man heute mit Tausenden von uns umgeht, dann hätte uns das viele Opfer und Qualen erspart.«
Ich fühlte mich wieder wie im Jahr 1933. Die politisch und militärisch unbewaffnete Gerechtigkeit hatte ihren Kampf gegen die waffenstarrende Ungerechtigkeit verloren.

4.
Aber aus welchen Quellen speist sich trotz aller Niederlagen meine Zuversicht in den Sieg des Sozialismus, den wir wollen? Die Befreiung Algeriens, Vietnams ist nur ein Teil der Antwort. Ein anderer Teil liegt in der Hoffnung, die jene vernichtete, in Gaskammern erstickte jüdische Arbeiterklasse Osteuropas bis zum letzten Atemzug, bis in ihrem Todesgesang aufrecht erhalten hat.
Die Hymne des »Bund« hatte in seltsam geheimnisvoller Weise einiges davon vorweggenommen, vorausgeahnt. In freier Übersetzung beginnt sie:

»Vielleicht bau ich in der Luft nur meine Schlösser.
Vielleicht ist mein Gott überhaupt nicht da.
Im Traum wirds leichter mir, im Traum wird es mir besser.
Im Traum ist der Himmel blau und völlig klar.«

Wer nicht im KZ ermordet, nicht in den Gaskammern umgebracht wurde, wer nicht in imperialistischen Kriegen gefallen ist, hat kein Recht dazu, den Kampf für den Sozialismus aufzugeben.
Lenin, der größte revolutionäre Realist war es, der sagte: »Der Mensch muß träumen können.«

FRÜHJAHR '78

Jutta Heinrich
DAS GESCHLECHT DER GEDANKEN
Roman. 144 S. DM 10.–
Einfach, spannend und uneingeschränkt subjektiv schildert die Autorin das ungewöhnliche, keinesfalls unmögliche Verhalten eines Mädchens, das während der Jahre des Dressuraktes zur Enteignung ihrer Psyche und ihres Körpers aus der Realität in eine Phantasiewelt flüchtet.

Anne Kent Rush
MOND, MOND
Großform., reich bebildert, ca. 384 S. ca. DM 25.–
Ein Versuch, den Mond in unser Bewußtsein zu integrieren. Sein Einfluß auf Körper, Emotionen, Politik und Gesundheit – von der Antike bis zur Gegenwart.

ICH TRÄUME WEIBLICH
Essays und Gedichte von Barbara Starrett. Gedichte deutsch/amerikanisch. 204 S. DM 14.50
Aus der theoretischen und praktischen Beschäftigung mit weiblicher Kultur hat sich ein neuer Bereich feministischer Erforschung entwickelt: Frauenspiritualität. Die Autorin ist in den USA eine führende pragmatische Theoretikerin und Dichterin auf diesem Gebiet.

Josefine Schreier
GÖTTINNEN
Ihre Bedeutung von der Urzeit bis zur Gegenwart.
Wiederaufgelegt. Herausgegeben von Gisela Meussling.
168 S. DM 13.50

Charlotte Perkins Gilman
DIE GELBE TAPETE
Erzählung aus dem Amerikanischen. 60 S. DM 6.50
Die Geschichte vom Nervenzusammenbruch einer Frau – mit psychologischem Einfühlungsvermögen und dramatischer Genauigkeit erzählt – ein kleines literarisches Meisterwerk.

Ti-Grace Atkinson
AMAZONEN-ODYSSEE
Ein Klassiker der neuen Frauenbewegung – feministische Theorie der ersten radikalen Jahre. Aus dem Amerikanischen. 192 S. DM 15.–

Frauenoffensive
8 München 80 • Kellerstr. 39

Inge Hornischer
Daß es so nicht wieder wird . . .

Herbst 1974 – »Winterreise«. Ich weiß nicht mehr, wie viele Wohnungen in Frankfurt an diesem Tag durchsucht wurden, wie viele Unbekannte, Bekannte, Fremde an diesem Tag »vorläufig festgenommen« wurden. Unser Telefon in der Kanzlei steht nicht mehr still. Anrufe von Betroffenen, Mitbewohnern, Freunden, Eltern, Verängstigten, Neugierigen, Journalisten. Am Nachmittag kommen bereits die ersten Anrufe der (vorläufig) »Entlassenen«, aber auch Mitteilungen über die und von denen, gegen die Haftbefehl ergangen ist wegen des dringenden Verdachtes der Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung, in welche Knasts der Bundesrepublik sie verbracht worden sind. Mannheim, Bühl, Gotteszell . . .

GOTTESZELL, welch ein Wort! Wo ist Gotteszell? In meinem Kopf ist etwas, ich finde es nicht, will, kann es nicht finden, ich klammre mich an dieses Wort Gottes-Zell und empfinde es als besondere Infamie. Irgend jemand in unserer Kanzlei treibt eine Deutschlandkarte auf, sucht, und findet angeblich irgendwo im tiefen Bayern nahe der tschechoslowakischen oder österreichischen Grenze ein »Gotteszell«. Ich spüre nur, daß dies gewiß nicht richtig ist, schau auch gar nicht auf die Karte, weiß aber plötzlich, daß ich »daheim« in Ulm bei meinen Eltern Antwort bekomme; Gotteszell hat etwas, muß ganz einfach etwas mit ihnen, mit mir zu tun haben. Als ich die Stimme meiner Mutter höre, brauche ich nicht mehr zu fragen. Wie Schuppen fällt es mir von den Augen. Gotteszell, natürlich, wie viele diffuse Ängste nicht nur meiner Kindheit und meiner Jugend haben mit Gotteszell zu tun!

Gotteszell ist der Knast von Schwäbisch Gmünd. Schwäbisch Gmünd liegt zwischen Stuttgart und Ulm. In Schwäbisch Gmünd ist mein Vater geboren, 1906, in Ulm ist meine Mutter geboren, 1900.

Weil kein Geld für eine Lehre da war – sie war eines von acht Kindern in einer Arbeiterfamilie –, mußte sie mit 14 »in Stellung gehen«, sprich Dienstmädchen werden. Das Schlimmste war, »gnädige Frau« sagen zu müssen, nicht satt werden zu können von den Resten der Herrschaft, und am allerschlimmsten war, mit dem Korb in der Hand über den Ulmer Wochenmarkt gehen zu müssen, drei Schritte hinter der »gnädigen Frau« her, die im Honoratiorenschwäbisch die Preise ausfeilschte: »Was koschten

die Möhren heute?« Und weil dies so war, ging meine Mutter in die Fabrik, in die »Lira«, eine Zigarettenfabrik. In der »Lira« müssen wohl so etwas wie Kommunisten gewesen sein, es war im Krieg, noch vor der Gründung der KPD. Die haben meine Mutter mit zum Wandern genommen, und das Lied von den grauen Mauern und den Fabriken, die den Menschen kaputt machen, wenn er sich nicht wehrt, hat sie gesungen, seit ich denken kann. Bei und mit ihnen hat sie zum ersten Mal erfahren, was Solidarität heißt, auch praktisch, konkret.

Die Familie meiner Mutter war arm, arm im buchstäblichen Sinne: Fleisch war eine Besonderheit. Für diese Armen und vielleicht auch andere gabs die »Freibank«. (Im Ulmer Schlachthaus wurden natürlich auch kranke und verendete Tiere geschlachtet. Die mußte ein Veterinär begutachten und nach bestem Wissen und Gewissen im ganzen oder Teile davon aussondern bzw. zum Verkauf freigeben. Wohl weil nicht alle Zweifel auszuschließen waren, war dieses Fleisch wesentlich billiger, es wurde auf der »Freibank« verkauft.) Wer vom billigen Freibankfleisch etwas haben wollte, mußte sich schon in aller Herrgottsfrühe, d. h. gegen 3 oder 4 Uhr morgens anstellen. Keiner aus dem Viertel – es war ein Arbeiterviertel – wollte aber auf der Freibank gesehen werden, das hat wohl etwas mit dem Schindertrauma zu tun gehabt. Meine Mutter mußte für die Familie – inzwischen war auch noch ein uneheliches Kind ihrer älteren Schwester hinzugekommen, das diese mit 16 auf die Welt gebracht hatte – zweimal in der Woche zur Freibank. Die Genossen von der »Jugend« begleiteten sie regelmäßig, nachdem sie fast ein Jahr gebraucht hatte, ihre vermeintliche Schande, ihre tatsächliche Scham zu erzählen, zu erklären. So haben sie ihr die Angst vor der Freibank genommen.

Als sie irgendwann – noch immer unter 20 oder gerade darüber – beim illegalen Flugblattverteilen für die Kommunistische Jugend erwischt wurde, kam sie zum ersten Mal nach Gotteszell. Sie wurde nach der Gerichtsverhandlung, auf die sie sehr stolz war, zum Strafantritt dorthin geladen. Ich weiß die Jahre nicht (ich war ja noch nicht auf der Welt), aber ich weiß, daß auch Tante Anna, die ältere Schwester meiner Mutter, in Gotteszell war, mehrmals. Weil es nichts »Politisches« war, wurde darüber nur ganz leise geredet. Sie war wegen Abtreibung eigener und fremder Leibesfrucht in Gotteszell und hat dort auch ein Kind geboren, das in Gotteszell gestorben ist. Und zu dieser Zeit war meine Mutter zum zweiten Mal in Gotteszell, 1933, und keiner hat ihr gesagt, daß ihre Schwester auch da sei. Da war sie nicht »zum Strafantritt geladen« worden, da hatten sie sie einfach geholt, die Nazis, die meinen Vater nicht finden konnten und an seiner Stelle, zur besseren Besinnung aller, seine Freundin und spätere Frau mitgenommen haben. »Schutzhaft« war das Wort dafür.

Auch mein Vater war Arbeiter und Kommunist. Und weil er daraus nie

einen Hehl gemacht hatte, wollten ihn die Nazis – wie so viele andere Kommunisten – gleich nach dem Reichstagsbrand verhaften. Er war gerade noch rechtzeitig geflohen; den Weg über die Grenze hat er alleine nicht geschafft. Beim Versuch, mit anderen vereinzelt Untergetauchten Kontakt aufzunehmen, erwischten sie ihn nach kurzer Zeit in Stuttgart auf der Königstraße und brachten ihn ins »Landesgefängnis«. Meine Mutter ließen sie wieder laufen.

1935, wenige Tage nach seiner Entlassung, haben sie geheiratet. Ihre Eheschließung war eine Bedingung für seine Freilassung, weil ein Teil der »Fluchtgefahr« damit ausgeschlossen war. (Ob sie auch ohne das geheiratet hätten, hab ich nie gefragt, es war aber auch nie wichtig.) Ihre Hochzeitsfeier im Nebenzimmer vom »Herrenkeller« in Ulm war ein legaler Anlaß, all die alten Freunde und Genossen zu treffen. Es soll ein schönes Fest gewesen sein.

Die Nazis haben meinen Vater nie in Ruhe gelassen und immer wieder geholt, für Wochen, für Monate, für Jahre. Und 1936, als meine Schwester geboren wurde, und 1940, als ich geboren wurde, wollten meine Eltern uns beide ganz bestimmt nicht. Nach mehreren Seifenlaugenabtreibungen vorher, Tante Klaras Tod infolge verpfuschter Abtreibung, Tante Anna im KZ wegen Abtreibung, brachte sie es nicht mehr fertig abzutreiben, obwohl mein Vater jeweils im Zuchthaus bzw. im KZ Buchenwald war und sie für uns alleine sorgen mußte.

Was wir zum Leben hatten, verdiente sie durch Putzen, Paketaustragen und Kohleschippen und konnte nie sicher sein, nicht auch wieder geholt zu werden. Trotzdem waren wir auch 1940 und die Zeit danach nie allein. Es gab Oma und Opa und »die Logisherren«. Ständig wohnten im kleinen Zimmer der ohnehin kleinen Wohnung (40 m²) diese Logisherren. Es waren »Illegale«, die uns die sichersten Bombenbunker gezeigt haben, Lebensmittel »organisiert« haben und vor denen ich oft staunend und fasziniert gesessen habe, weil sie ganz allein für sich mit einem Buch in der Hand nicht nur schmunzeln, sondern richtig laut lachen konnten. Daß es »verbotene Bücher« waren, hab ich schon damals gewußt, daß sie von Oskar Maria Graf und Tucholsky waren, erst später erfahren, als ich selbst lesen gelernt hatte. Manchmal gabs auch Einquartierung von Uniformierten, das war anders, meiner Erinnerung nach haben die nie gelacht, sie waren aber auch nicht »aus der Bewegung«.

»Illegale« und »verbotene Bücher« waren ein ganz selbstverständlicher Bestandteil meiner Kindheit, so wie für andere Kinder jener Jahre vielleicht der Blockwart oder der heimlich gezogene Tabak. Zuhause wurde mir nicht weiter erklärt, was es damit auf sich hatte, aber ich wußte genau, daß man vor anderen nicht darüber spricht. Ich hätte auch kaum Gelegenheit dazu gehabt. Alle Versuche mit dem Kindergarten sind binnen kurzem geschei-

Goethe Institut e. V. Bibliothek

tert, weil es nur christliche und solche von den Nazis gab und ich nicht getauft war, nie beten gelernt hatte und nicht »Heil Hitler« sagen konnte, wollte, durfte. Und auf der Straße wurden die Kinder, mit denen ich gerade spielte, immer wieder von ihren Müttern von mir wegbeordert. Auf ihr, auf unser »Warum?« kam mehr als einmal vom Fenster her laut die kategorische Antwort auf die Straße: »Der ihr Alter ist im Zuchthaus, mit so einer spielt man nicht!«

Zuchthaus, was war das? Ich habe mich bei meiner Mutter erkundigt und erfahren, daß das ein Ort sei, wo man mit Schippe und Spaten arbeite; jedenfalls war es etwas sehr Ehrenvolles, dieses Zuchthaus, dieses Gefängnis, dieses Lager. Ich sollte, wollte stolz darauf sein, daß mein Vater da war. Ob ich's immer war in dieser Zeit, weiß ich nicht mehr; sicher hab ich auch oft geheult, wenn ich niemand zum Spielen hatte.

Später, in den frühen 50er Jahren – mein Vater war jetzt zu Hause und arbeitete »legal« politisch – hat sich in diesem Punkt wenig geändert. Ich weiß, daß ich oft daheim geheult, geschrien hab vor Zorn, wenn die eine oder andere Mitschülerin vom Mädchengymnasium ihre Kindergeburtstagseinladung zurückgenommen hat, weil der Vater es verboten hat, sei's mit einer billigen Ausrede, sei's »weil dein Vater doch *der Kommunist* ist«. War ich dennoch mal eingeladen, wurde ich von den Erwachsenen gefragt, ob ich etwa die Inge Hornischer vom Otto Hornischer sei, der immer an allen Litfaßsäulen hänge. Ja, die sei ich, war meine Antwort. Entweder war dies dann die erste und letzte Einladung, oder die erwachsenen Väter nahmen mich in Beschlag, weil sie endlich einen leibhaftigen Kommunistensproß »zum Politisieren« hatten – Freiheit, Oder-Neiße, Kriegsgefangene, Nestbeschmutzung, Ostzone, Planwirtschaft, Neger, Religion waren ihre Lieblingsthemen. Sie haben mich frühzeitig lernen, lesen, reden, mich wehren gelehrt, diese politisierwütigen Väter ihrer höheren Töchter. Nur, ich gebe es zu, ich hasse diese verlogenen Kleinbürger bis zum heutigen Tag für ihre maßlose Intoleranz im Namen der Freiheit, die nicht einmal gegenüber Kindern Andersdenkender ihre Borniertheit abzulegen imstande sind.

Meine Wochenenden verbrachte ich mit allen möglichen Kindergruppen aus der Arbeiterbewegung. Hauptsächlich gingen wir wandern und verwalteten im übrigen uns selbst. Und in den großen Ferien, im August, fuhr ich mit diesen Kindern in die DDR, jedes Jahr in ein anderes Pionierzeltlager, eines hieß Kim Ir Sen, ein anderes Thomas Münzer, ein anderes Phillipp Müller (Phillipp Müller war ein junger Arbeiter, der auf einer Demonstration im Ruhrgebiet Anfang der 50er Jahre von Polizisten erschossen wurde). Ich weiß nicht mehr, wie oft ich bei diesen Gelegenheiten feierlich Mitglied der Jungen Pioniere geworden bin, wie viele Lieder ich gelernt habe, wie oft ich mich verliebt habe, wie oft ich bei den Thälmannfeiern (er

wurde im August 1944 ermordet) geheult habe und all denen, die am Faschismus schuld waren, Rache geschworen habe, wie oft ich bei den jungen Naturforschern den kleinen oder großen Touristenschein gemacht habe, ob ich gar einmal das Abzeichen für Gutes Wissen in silber oder gold erworben habe, ich weiß aber, daß wir öfters »schwarz« über die Grenze sind, und zwar von hier aus in die DDR, und daß wir bei der Heimreise von der bayrischen Grenzpolizei regelmäßig gepäck- und leibesvisitiert wurden und daß bei dieser Gelegenheit die erwachsenen Begleitpersonen gänzlich mitgenommen wurden. Da ich lange Zeit Grenzüberschreitungen nur so erlebt und erfahren habe, bin ich bis heute noch bei jeder Einreise in die Bundesrepublik, egal von woher kommend, ganz verwundert, wenn ich nicht kontrolliert werde.

Die Zeit in der Schule nach den großen Ferien war immer besonders schlimm und wurde es von Jahr zu Jahr mehr. Die ersten Genossen, die ich von klein an kannte, saßen bereits wieder im Gefängnis. Man mußte wieder unterscheiden lernen zwischen »Büchern« und »verbotenen Büchern«. Solche – hauptsächlich Marx-, Engels-, Lenin- und Stalin-Bände – wurden aus unserem Wohnzimmer kistenweise auf Dachböden befreundeter Familien evakuiert, woanders waren sie bereits wieder »beschlagnahmt« worden, manche Zeitung, manches Schriftstück kam gleich unter Omas Matratze (sie hatte es, über 80jährig, selbst angeboten). Im August 1956 war an einem Tag klar, was kommen würde. Mein Vater war tags zuvor kurz zu Hause gewesen und mußte dann wieder weg. Meine Mutter und ich standen früh auf und warteten und warteten. Am späten Vormittag war es so weit. Wenige Minuten davor hatte das Bundesverfassungsgericht sein Urteil, das KPD-Verbot verkündet.

Aus der gegenüberliegenden Fabrik schauten die Hutmacher in Pyramiden gestaffelt zu den Fenstern raus, unser Reihenhäuschen war umstellt, die Straße abgesperrt. Und dann waren sie auch wieder in der Wohnung, die Uniformierten. Meine Mutter begrüßte einige mit Namen und erinnerte daran, daß man sich doch unter ähnlichen Umständen vor knapp 20 Jahren schon mal begegnet sei, und ob ihnen dies nicht zu denken gebe. Mir ist, als hätten sich einige geschämt, unverschämt war jedenfalls keiner. Wenn ich mich recht erinnere, haben sie so gut wie nichts mitgenommen; die Bücher, Broschüren und andere Schriftstücke waren ja längst weg. Nur, wir gehörten jetzt, amtlich und besiegelt, wieder einmal zu »den Verbotenen«; Worte wie legal und illegal kamen von neuem in Gebrauch, und es gab auch wieder »das Gefängnis«.

Wie so viele Kommunistenkinder vor, mit und nach mir ging ich 1956, 16jährig, in die DDR, und zwar alleine, ohne meine Eltern. Ich sollte, wollte »etwas lernen«, d. h. Abitur machen und studieren. Beides schien für meine Familie und mich in der Bundesrepublik ein Ding der Unmöglichkeit

zu sein. Vor allem aber wollte ich, einmal im Leben, in jeder Hinsicht eine von ganz ganz vielen sein. Daß daraus nichts wurde, ist eine andere Sache. Sieben Jahre habe ich in der DDR gelebt, in Dresden und in Leipzig. Daran, daß ich nach der Schule, dem Studium wieder in die Bundesrepublik wollte, bestanden weder für mich noch für andere jemals irgendwelche Zweifel. Die Bundesrepublik, ihre Justiz, hat mich nie losgelassen. Zu Hunderten wanderten zu dieser Zeit wieder Kommunisten in die bundesdeutschen Gefängnisse. Außer den Betroffenen nahm hier kaum einer Notiz davon. Viele der Verurteilten hab ich von klein auf gekannt, wenn auch den einen oder anderen nur aus Erzählungen.

Auch mein Vater hatte wieder mal »einen Prozeß«. Er hatte – wie schon öfters – einen Leserbrief an die Schwäbische Donauzeitung geschrieben. Ob er abgedruckt wurde, weiß ich nicht; ich weiß aber, wie das gedruckte Urteil, das erste Originalurteil, das ich in Händen hatte, aussah. »Im Namen des Volkes« stand darüber, und darunter stand, daß er zu neun Monaten Gefängnis verurteilt sei und daß dies so sein müsse, weil er durch das Schreiben eines Leserbriefes irgendeinen Bestand, vermutlich auch die freiheitlich demokratische Grundordnung, gefährdet habe. »Im Namen des Volkes« – wie oft ich das später aufrecht stehend gehört, sitzend gelesen und alptraumartig erfahren habe!

»Im Namen des Volkes« stand und steht über so vielen Entscheidungen, die – kaum beachtet – unendlich vielen alten Antifaschisten die Wiedergutmachungszahlungen, Rentenzahlungen wegen Beschädigungen des Körpers, erlitten in zum Teil zehn- bis zwölfjähriger KZ-Haft, verweigern, weil sie nach dem 23. Mai 1949 gegen die freiheitlich demokratische Grundordnung verstoßen haben, nämlich Kommunisten geblieben sind. All dies hab ich in der DDR nicht nur zur Kenntnis genommen, es war der eigentliche Grund, warum ich Jura studierte, Rechtsanwältin in der Bundesrepublik werden wollte. Ich wollte unmittelbar erfahren, wer dieses Volk sei, ich wollte selbst ein bißchen Volk sein, in dessen Namen so viel Lebensentscheidendes entschieden wurde, zumindest die Möglichkeit haben, dagegen vor der Entscheidung laut und deutlich zu protestieren.

Als ich 1963 als Diplomjuristin der Deutschen Demokratischen Republik in die Bundesrepublik zurückkam, waren mir dieses Land, diese Menschen dennoch unendlich fremd geworden. Marxismus, marxistische Staats- und Rechtstheorie hatte ich studiert, Stalinismus hatte ich erfahren, kollektives Zusammenarbeiten, -wohnen und -leben hatte ich praktiziert, beim Kollektivierungseinsatz in der Landwirtschaft war ich zusammen mit jungen Arbeitern aus sozialistischen Brigaden nicht nur einmal von den Bauern mit Mistgabeln von den Höfen gejagt worden; meinem Selbstverständnis entsprach, daß jede Vorlesung, jedes Seminar unmittelbar im Anschluß diskutiert, kritisiert werden konnte, daß Studienpläne gemeinsam erarbeitet

wurden, daß Diplom- und Doktorarbeiten von Studienkollektiven kollektiv geschrieben wurden und in Volkseigenen Betrieben, Produktionsgenossenschaften des Handwerks oder der Landwirtschaft thesenartig vorgetragen und dort vor Ort verteidigt werden mußten, daß Kinderkriegen mit Heiraten und Studiumabbrechen nichts zu tun hatte, daß Frau sein nicht per se von Nachteil war. Ich hatte aber auch erfahren, wie schwierig und schwerwiegend es war, die einfachen Regeln beim Sagen der Wahrheit zu beachten.

Marx, Engels, Lenin und Maos Schriften »Über die Praxis« und »Über den Widerspruch« hatte ich fleißig gelesen und exzerpiert, »das dialektische Verhältnis« und »die nichtantagonistischen Widersprüche« zwischen Theorie und Praxis hatte ich in den alljährlichen mehrmonatigen Praktikumseinsätzen in der sozialistischen Industrie und Landwirtschaft studiert und heiß debattiert – schlimm wurde alles, als ich mich in einen Zementwerker und Philosophen verliebte. Er war Blochschüler, 1956 von der Uni und aus der Partei geflogen, von »seiner sozialistischen Brigade« im volkseigenen Zementwerk 1960 wieder zum Studium delegiert worden und nahm auch 1960 die Theorie genauso ernst wie die Praxis. Die Widersprüche waren plötzlich ohne Ende. – Auch im ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaat »verbotene Bücher«? Bücher von Bloch, Lukács, Liebknecht, Luxemburg bis hin zu Kinsey, die angeblich in der Deutschen Bibliothek zu Leipzig in Giftschränken lagerten? Ich mußte sie haben. Mein Vater, der alte Kommunist in Ulm, schenkte mir einige. Da hatte ich noch mehr Fragen und stellte sie laut und öffentlich, so wie ich's gelernt hatte. Das Ende war Entsetzen.

Mein Freund flog wieder von der Universität und anderswo, ich wurde zu einer erklärt, die sich beharrlich weigerte, sozialistische Selbstkritik zu üben, an ideologischen Abweichungen litt. Aufgrund meiner Jugend und proletarischen klassenbewußten Herkunft wurde ich jedoch letztlich als »Verführte« eingestuft. So hatte ich denn erfahren, daß der Satz »Die Partei, die Partei, die hat immer recht . . .« nicht nur der Text eines Liedes war, das die Chöre in der DDR am 1. Mai und zu anderen Gelegenheiten singen.

Ich ging zuerst wieder nach Ulm, zu meinen Eltern. Sie waren inzwischen Marktfahrer, ambulante Händler geworden, nachdem mein Vater nach dem KP-Verbot jahrelang arbeitslos, weil »nicht vermittlungsfähig« gewesen war. Sie handelten mit Messern, Gabeln, Kraut- und Gurkenhobeln, Rettichschneidern, Büchsenöffnern, Holzbrettern und Plastikgeschirr. Mit einem alten VW-Bus fuhren sie über Land und verkauften ihre Ware dem Marktkalender folgend auf Bauernmärkten und -messen im Schwäbischen und Bayrischen, den Verfassungsschutz stets im Gefolge. Es war harte Arbeit, Knochenarbeit. Ein Markttag hatte 14 Arbeitsstunden und mehr, und den Stundenlohn wollte keiner errechnen. Es reichte zum Leben für

zwei oder auch drei, es reichte aber nicht für ein Studium der erwachsenen Tochter in einer anderen Stadt. An meinem Berufsziel hatte sich jedoch nichts geändert. Also versuchte ich Geld zu verdienen, fürs Studium, und ging in die Fabrik. Erst wollte mich keine nehmen in Ulm, weil ich doch »die Hornischer vom Hornischer« war und lange in der »Ostzone« war und sie ja nicht wüßten, ob ich nicht »eine Agentin« sei. Ein alteingesessener Familienbetrieb nahm mich schließlich doch als Hilfsarbeiterin. Zweimarkundelf war der Stundenlohn und wurde nach zwei Monaten auf Zweimarksechzehn erhöht; nach drei Monaten hatte ich etwas mehr als tausend Mark, und damit ging ich im Sommersemester 1963 nach Frankfurt am Main zum Studium der Rechtswissenschaften. Ich wollte nach Frankfurt, weil ich wußte, daß es in Frankfurt auch in der Justiz Antifaschisten gab, daß es einen Generalstaatsanwalt Bauer und einen Oberlandesgerichtspräsidenten Staff gab, und weil ich wußte, daß Frankfurt eine große Stadt war, in der nicht jeder jeden Namen kannte.

Bald fand ich am Schwarzen Brett in der Universität neben vielen anderen Zetteln einen, auf dem stand: »Sozialisten trinken schwarzen Tee – Sie auch? Sozialistischer Deutscher Studentenbund SDS lädt Sie am . . . um . . . da und da zu einem zwanglosen Informationsgespräch ein . . .« Daß sie heimatlos und links seien, stand da auch noch und, da ich mir genau so vorkam, ging ich hin. Verstanden hab ich die Sprache der SDSler lange nicht – sie redeten von Frustrationen, Verdinglichung, Kontemplation, es gab schwierige Differenzierungen zwischen dem an-sich und für-sich, von Hochschulreform war auch viel die Rede, und überhaupt fand ich sie sehr exotisch. Ich habe ihnen erzählt, wer ich sei, woher ich komme, was ich wolle. Vermutlich haben auch sie mich als ziemlich eigenartig empfunden, aber zuallererst haben sie mir ganz praktisch geholfen. Daß es auch in der Bundesrepublik Stipendien gab, auf die ich gar einen Anspruch hatte, war mir neu, ebenso, daß Jura vor allem beim Repetitor gepaukt wurde und daß nicht nur Korporierte in Studentenhäusern lebten. Noch mehr erstaunte mich, daß staatliche Hoheitsakte bei einem Gericht, dem Verwaltungsgericht, angefochten werden konnten. Beim Verwaltungsgericht Frankfurt fand denn auch mein erster Prozeß statt, den ich mit Hilfe der wenigen Juristen, die es im SDS gab, dort in eigener Sache führte. Von meinem abgeschlossenen Studium in der DDR wollte »der Minister« kein einziges Semester anrechnen. Das fanden ich und die anderen empörend. Daß das Gericht unseren Argumenten folgte, veränderte mein Bild, das ich bislang vom Rechtsgefüge dieser Republik hatte, beträchtlich.

Die ersten Jahre in Frankfurt wollte ich alles wissen. Die Tage und Nächte waren angefüllt mit Lesen, Reden, Diskutieren, Musikhören, Kochen, Mateteetrinken; Freud, Horkheimer, Reich, Sweezy, Mandel, Habermas, Benjamin, Vietnam, Südafrika, die Beatles, »Soziologie des Lächelns« als

Gegenstand eines Adornoseminars. Todmüde ging ich oft morgens zum Repetitor oder zu meinen verschiedenen Jobs. Einen gewissen Neid auf »die Bürgerskinder«, die alles oder vieles – auch ihren Protest – so leicht nehmen konnten und das allermeiste zuallererst an ihren ganz persönlichen Bedürfnissen zu messen wagten, wurde ich nie ganz los, genausowenig die Angst vor den Uniformierten auf jeder der zahlreichen Demonstrationen, waren sie auch noch so »machtvoll aber friedlich«.
»Enteignet Springer« – »Alle Macht den Räten« – »Wir wollen alles« . . . Daß Utopie konkret werden konnte und links-sein auch unheimlichen Spaß und Freude hier und heute und nicht erst »nach der Revolution« verhieß, erfuhr ich unmerklich und war bestimmt glücklich, als wir – unsere Wohngemeinschaft – durch die »August Bebel Schneise« über den »Ho Chi Min Pfad« kommend in die besetzte »Karl Marx Universität« zu einem der zahllosen teach-ins gingen.
Als die Notstandsgesetze trotz allem verabschiedet wurden und gegen Tausende von Demonstranten Strafverfahren wegen Land-, Haus- und Messefriedensbruchs, Aufruhrs, Auflaufs und Nötigung eingeleitet wurden, Strafverfahren gegen prügelnde Polizisten dagegen in Windeseile eingestellt wurden, war klar, daß ich mein in den letzten Jahren eher widerwillig erlerntes Handwerk, die Juristerei, praktisch in konkrete Rechtshilfearbeit umsetzte und zusammen mit anderen SDSlern die Republikanische Hilfe gründete und dort arbeitete. Was wir wollten, war, daß die Beschuldigten, die Angeklagten nicht als vereinzelte Opfer und Märtyrer vor der Richterbank zu erscheinen brauchten, sondern vor einer breiten Öffentlichkeit nach allen Regeln der Kunst diejenigen politischen Konflikte anklagen konnten, die der »Regelverletzung« zugrunde lagen, nämlich den Krieg der Amerikaner in Vietnam, die Gewalt der Springerpresse, den Inhalt der Notstandsgesetze. Wir wollten erreichen, daß jede einzelne Norm des Strafgesetzbuches auf diesem Hintergrund problematisiert und an der Wertvorstellung des Grundgesetzes, an den Grundrechten dieses Grundgesetzes gemessen wurde. In zahllosen Prozessen dieser und anderer Art erfuhr ich aber auch den Konsens der Gebildeten. Prozesse gegen wortgewandte intelligente Angeklagte glichen oft eher gepflegten Hochschulseminaren über Wahrnehmungsstrukturen und Vorurteilshaltungen bestimmter Zeugen. Daß die, die da auf der Angklagebank saßen, die Töchter und Söhne derer hätten sein können, die in den Roben oben saßen, offenbarte sich auch noch in dieser Rollenverteilung. Der Ton gegenüber den Alltagskunden der Justiz im Saal nebenan oder gegenüber den wenigen jungen Arbeitern, die beim Demonstrieren erwischt worden waren, war anders, war gekennzeichnet durch Herablassung oder väterliches Zureden; von großer Politik und allgemeiner Psychologie war da nicht mehr die Rede. Dazu beizutragen, daß beides auch und gerade für die »Sprachlosen«, d. h.

Anderssprechenden vor Gericht zur Rede kommt, habe ich mir seither vorgenommen und probier es zumindest in meinem Berufsalltag als Rechtsanwältin.
Daß »Recht der zum Gesetz erhobene Wille der herrschenden Klasse ist«, habe ich in der PolÖk- und DiaMat-Schulung in Leipzig gelernt, »pacta sunt servanda« (= Verträge müssen gehalten werden) hat mir der Repetitor in Frankfurt beigebracht, daß beides stimmt und nicht stimmt und daß auch bestehende Gesetze in der Bundesrepublik zu Gunsten Benachteiligter veränderbar sind, wenn und soweit eine breite politische Bewegung da ist, die das Bedürfnis zur Veränderung ausdrückt, habe ich in meinem Berufsalltag erfahren.
Jahrelang haben in Frankfurt vor allem die zahllosen Arbeitsemigranten, die italienischen, türkischen, spanischen, griechischen, jugoslawischen, portugiesischen Gastarbeiter Wuchermieten, d. h. Quadratmeterpreise bis zu DM 17 und manchmal noch mehr, für elende Drecklöcher bezahlt. Konnten oder wollten sie nicht mehr bezahlen, wurden sie auf die Straße gesetzt, sei es durch den Patrone und seine willigen »Hausmeister« in persönlich geübter Selbstjustiz, sei es durch einen Gerichtsvollzieher mit dem Vollstreckungstitel, einem Räumungsurteil in der Hand, in dem in deutscher Sprache stand, daß die Räumung nach § 554 BGB berechtigt ist, weil der Mieter mit mehr als zwei Monatsmieten im Rückstand sei. Ob sie bezahlt oder nicht bezahlt hätten, danach waren sie vor Gericht befragt worden, und sonst nach nichts.
Erst nachdem in Frankfurt einige seit Jahren leerstehende Häuser von wohnungslosen Studenten und Arbeitsemigranten besetzt wurden und Tausende solcher Mieter in »Mietstreik« traten, nämlich gar keine oder nur noch die angemessene Miete bezahlten und vor Gericht nicht einzeln, aber im einzelnen erklärten, warum sie dies für »Recht« und die Wuchermieten für »Unrecht« hielten, veränderte sich auch Recht und Gesetz. Zwar gibt es den § 554 BGB immer noch, es gibt aber auch eine Tabelle, in der genau beschrieben ist, wieviel Miete in Frankfurt ein Vermieter für welche Wohnung nehmen darf und wo die »strafbare Wuchermiete« anfängt. Vor Gericht ist inzwischen die »angemessene Vergleichsmiete« keine abenteuerliche Rechtskonstruktion irgendwelcher linker Anwälte mehr, sondern gängiger Sprachgebrauch.
Jahrzehnte stand gesetzlich fest, daß ein Kind aus einer sogenannten »Gemischtehe« – ein Ehepartner ist Deutsche(r), der andere Ausländer(in) – dann als Ausländer auf die Welt kam, wenn der Vater Ausländer war. Es war und blieb Ausländer, auch wenn es nie das Land betrat, dessen Staatsangehörigkeit es durch Geburt erworben hatte mit allen rechtlichen und tatsächlichen Nachteilen, die für Ausländer in der Bundesrepublik gelten. Manche Mutter brachte ihr gewünschtes Kind deswegen unehelich

auf die Welt, weil es dann zwar unehelich war, dafür aber die deutsche Staatsangehörigkeit hatte. Erst nachdem sich viele Frauen, die mit Ausländern verheiratet sind, und andere Frauen zusammentaten und ihren Protest gegen diese absurde Regelung immer wieder laut und öffentlich vorbrachten, wurde auch diese gefestigte Norm des internationalen Privatrechts in der Bundesrepublik geändert.

Ich weiß und habe es nicht nur mittelbar, sondern ganz persönlich erfahren, daß es in den letzten Jahren in unserem Land auch die exakt entgegengesetzte Rechtsetzungs- und Rechtsprechungspolitik gibt.

Irgendwelche absurden Behauptungen irgendwelcher mehr als suspekten Personen genügen bereits wieder, um Dutzende von Personen in großangelegten Polizeieinsätzen – so geschehen bei der »Winterreise« – zu verhaften, vorausgesetzt sie sind das, was man hierzulande »links« nennt. Die Auftakte und die Begleitmusik dazu liefern die öffentlichen Medien, die bar jeden Schamgefühls und dessen, was gemeinhin journalistische Sorgfaltspflicht genannt wird, die persönliche Diffamierung solcher Personen perfekt machen.

Es gibt wieder »verbotene Bücher«, verbotene Gesinnungen, verbotene Freunde.

Es gibt wieder Personen, die von den Arbeitsämtern als »nicht vermittlungsfähig« eingestuft werden; dafür gibt es sogar einen hochoffiziellen Begriff, »das Berufsverbot«.

Trotzdem: vom »neuen Faschismus« zu sprechen, halte ich für falsch und empfinde es als Verhöhnung der zahllosen Opfer des Faschismus. Auch ist noch nicht die Eiseskälte und das tödliche Schweigen der fünfziger Jahre über und in uns. Daß es so nicht wieder wird, liegt nicht zuletzt an denen, die sich als Linke bezeichnen. Wie und was im einzelnen geschehen könnte, müßte, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß eines bestimmt falsch wäre: das Maul zu halten und sich zu verkriechen.

Alfred Andersch

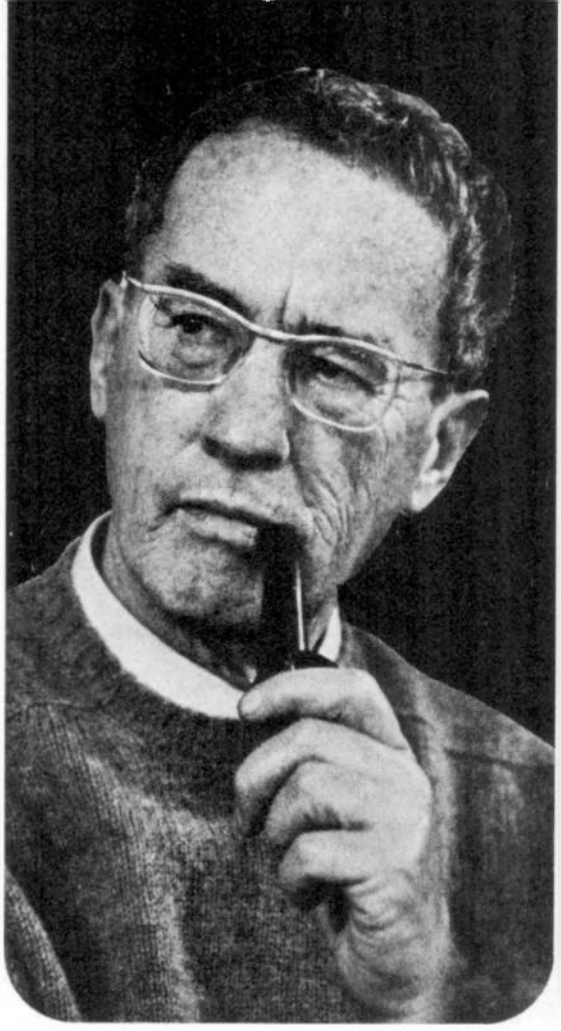
"artikel 3 (3)"

z.B. in

empört euch der himmel ist blau

Gedichte
und Nachdichtungen
1946 - 1977

238 Seiten, Pp., 24.80
Diogenes



Das von Hermann Glaser herausgegebene Lesebuch versammelt über 70 verschiedenartige Texte, Aufsätze, Reden, Berichte, Briefe, Tagebücher etc., die Schlaglichter auf die bundesrepublikanische Geisteslandschaft dreier Jahrzehnte werfen. Aussagen von Denkern sowohl wie von »Machern« – von Adenauer, Adorno, Amery über Habermas, Heinemann, Hesse, Heuss bis Weizsäcker, Zuckmayer, Zwerenz – belegen den mehrfachen Wandel des geistigen Klimas einer Epoche, die Biographie eines Staates wird sichtbar.

Bundesrepublikanisches Lesebuch
Herausgegeben von Hermann Glaser. Drei Jahrzehnte geistiger Auseinandersetzung. Etwa 550 Seiten. Leinen ca. 39.80 DM. ISBN 3-446-12501-9.

CARL HANSER VERLAG

Yaak Karsunke
Trennen Sie sich von diesen Leuten

»Die Herren machen das selber, daß der gemeine Mann ihnen Feind wird.« (Thomas Müntzer)

wie ich den Krieg gewann

Wenn das Deutsche Reich (dessen Rechtsnachfolger bekanntlich die Bundesrepublik ist) den zweiten Weltkrieg gewonnen hätte, säße ich heute vermutlich als Verwaltungsjurist in einer östlichen Randprovinz des germanischen Imperiums. Die Familie Karsunke hatte sich schon 1943 auf den Weg gemacht: mein Vater wurde Direktor einer Fabrik, die ein heute noch bestehender Konzern in der besetzten lettischen Sowjetrepublik (damals: Riga/Ostland) wohl weniger eingerichtet, als sich unter den Nagel gerissen hatte. Das Ansinnen, für diesen Auslandsposten in die NSDAP einzutreten, lehnte der vierzigjährige Diplom-Ingenieur ab – da bleibe er lieber als leitender Angestellter in Berlin. Er wurde dann auch so befördert.
In Riga bezogen wir die größte Wohnung, in der die Familie jemals gelebt hat, ich bekam mein erstes eigenes Zimmer, meine Mutter hatte zwei Dienstmädchen statt des einen in Deutschland, und die Birkenscheite für die jeweils zwei Zimmer beheizenden, deckenhohen Kachelöfen schleppten zwei ›Fremdarbeiter‹ aus der Ukraine, vor deren Flöhen meine Mutter uns warnte, die Treppen hoch. (Auch die Dienstmädchen waren ›zwangsverpflichtete‹ Russinnen, eine davon eine Leningrader Lehrerstudentin namens Ada; wir Kinder mochten die bäurische Prochorowa lieber, weil sie herzlicher zu uns war – wo ihre eigenen Kinder bei der Deportation abgeblieben waren, wußte sie nicht.)
Wir waren keine Nazis, wir waren nur ihre Nutznießer – was es meiner Mutter etwas schwer machte, ihr Erziehungskonzept zu verwirklichen: aus ihren drei Kindern in einer von ihr partiell abgelehnten Gesellschaftsform ›anständige Menschen‹ zu machen. (Ein jüdischer Freund hatte sie Anfang 1938 gebeten, ihn nicht mehr zu besuchen: sie solle sich und ihre Familie nicht gefährden. Meine Mutter, hochschwanger mit ihrem zweiten Kind, akzeptierte das. Dreidreiviertel Jahre später, zum 1. September 1941, wurde der Judenstern eingeführt; ich hatte inzwischen zwei Schwestern, ging schon zur Schule, hatte auch Tafel und Griffel bereits hinter mir gelassen und schrieb stolz mit Tinte in Hefte. Zum Schutz der Tischdecke bekam ich bei den Schularbeiten zuhause immer eine Zeitung als Schreibunterlage – auf deren Rand malte ich im Herbst 1941 die in unserer Klasse viel bewitzelten Davidssterne. Meine Mutter ohrfeigte mich dafür: etwas unver-

ständlich für einen Siebenjährigen, der bei jedem Blitzkrieg-Sieg im Schulhof anzutreten und sich zusammen mit seinen Mitschülern die Jubelreden des Volksschuldirektors anzuhören hatte. Anschließend wurde mit ausgestreckt erhobenem rechten Arm Deutschland- und Horst-Wessel-Lied gesungen, spätestens beim zweiten tat mir immer der Arm weh.)
In Riga nun war die Familie gegen den Staat noch weniger abzuschotten. Die Lehrer in der Schule trugen Partei-Uniformen, meine Aufnahme-Prüfung für die Oberschule war ›weltanschaulich‹, es ging um Albert Leo Schlageter, ab Anfang 1944 mußte ich zur Hitler-Jugend. Nachdem wir im Sommer 1944 vor der anrückenden Roten Armee aus Riga evakuiert worden waren und in einem kleinen Dorf in der Mark Brandenburg bei meinen Großeltern lebten, schickte mich meine Mutter nicht mehr zum HJ-Dienst in die nächste Kleinstadt – aber als sie am 20. Juli auf die ersten Attentatsberichte hin in Tränen ausbrach, glaubte ich, sie weine darüber, daß da böse Männer dem lieben Führer ans Leben gewollt hatten, das – richtige – Gegenteil begriff ich erst nach Kriegsende.
Im Frühjahr 1945 hängten die Großeltern – auch sie keine PGs – ihr Exemplar von *Mein Kampf* aufs Klo, meine Lektüre blieb so fragmentarisch. Dann kamen die Russen. Einer von ihnen holte meinem Vater eine Kiste mit Zigarren aus dem Schrank – den Protest meines Vaters beantwortete er mit zwei Ohrfeigen (bot ihm anschließend aber versöhnlich eine der soeben geklauten Zigarren an). Mein Vater schlug sonst uns Kinder, ich hatte nie gesehen, daß er geschlagen worden war: und er wehrte sich nicht einmal. Vielleicht fing damit wirklich meine Befreiung an.
Für ein paar Jahre duldeten die Erwachsenen dann all das, was sie sonst verboten hatten. Ich klaute Holz aus den Dachböden halbzerbombter Berliner Häuser und Kohlen von den Lastwagen, die aus dem Güterbahnhof Pankow-Heinersdorf kamen: keinen interessierte, woher ichs hatte, aber meine Mutter nähte mir einen Beutel für die Kohlen, als ich sie drum bat. Auf einer der lebensnotwendigen Hamsterfahrten band sich meine Mutter ein schwarzgeschlachtetes Kaninchen unter dem Kleid um den Leib und beschwor den an der Berliner Stadtgrenze kontrollierenden Polizisten weinend, sie doch »in ihrem Zustand« mit ihren – ebenfalls ›getauschten‹ – zwei Broten durchzulassen: tatsächlich bekam sie so sich und mich (mit meinem halben Zentner Kartoffeln) durch, ohne daß uns was abgenommen wurde. Ich selber schob mit Silbermünzen, die ich auch sammelte. Als die Russen ihre ersten Einheiten abzogen, stiegen mit der verstärkten Nachfrage nach Edelmetallen die Preise am Alexanderplatz ums Doppelte bis Dreifache: die Rotarmisten bildeten Rücklagen für die Heimkehr und ich machte meinen ersten großen Schnitt, indem ich fast meine gesamte Sammlung verkaufte. Ein Brot kostete damals in der ersten Monats-Dekade auf dem Schwarzen Markt vierzig, in der zweiten sechzig und in der dritten

achtzig Mark: ich erzählte meiner Mutter, ich bekäme am 25. eines Monats noch eins für vierzig und legte die andere Hälfte aus meiner Schwarzkasse drauf. Von dem, was mein Vater – inzwischen wieder in seiner früheren Angestelltenposition – nach Hause brachte, hätten wir uns das nicht leisten können.

die Hitler kommen und gehen

Stalins Satz von den Hitlern, die kommen und gehen, während das deutsche Volk, der deutsche Staat aber bleibt, läßt sich auf zwei Arten verstehen. Gedacht als Versprechen der russischen Sieger, die nationale Einheit und Kontinuität der Besiegten respektieren zu wollen, ermöglicht er aber auch die Lesart von einer deutschen Nation und Geschichte, in der ein faschistischer Diktator dem anderen die Klinke in die Hand gibt – Aufklärung und Umerziehung sollten dem vorbeugen, zumindest war das der Teil des Programms, den ich abbekam.
Im Sommer 1945 kehrten wir nach (inzwischen: Ost-)Berlin zurück. Am 13. Juli nahmen mich meine Eltern zum ersten Mal ins ›Erwachsenen‹-Theater mit: »Der Parasit oder Die Kunst sein Glück zu machen«, ein Lustspiel nach dem Französischen des Picard von Friedrich von Schiller. Das ist ein eher harmloses Vergnügen, in dem nach allerlei Intrigen der Böse endlich doch entlarvt wird, während der Gute die Braut heimführen darf. Das Schlußwort hat ein Minister: »Der Schein regiert die Welt, und Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne« – die Inbrunst, mit der wir alle diese salvatorische Moral von der Geschichte beklatschten, scheint mir noch heute einiges über die in Deutschland bleibenden Werte zu verraten.
In der Schule dagegen hatte sich wirklich einiges verändert. Nazi-Lehrer waren entlassen worden, statt Siegsfeiern gab es Besuche von KZ-Ausstellungen. Unser Klassenlehrer, ein ›unbelasteter‹ Bürgerlicher, führte uns schweigend an Prügelböcken, Schrumpfköpfen und Lampenschirmen aus Menschenhaut vorbei – auch an den schnell aufkommenden Diskussionen über technische Details der Schrumpfkopfherstellung beteiligte er sich nicht. Das geschah häufiger: die Dinge sprachen deutlich und die Erwachsenen schwiegen. Auf einem Sonntagsspaziergang über einen Friedhof entdeckte die Familie Holzkreuze mit einem roten Dreieck in Ölfarbe – mein Vater, der einem sonst gern alles erklärte, fand diese zumindest ungewohnten Symbole keiner Erläuterung wert.
Ich war – neben allem anderen – eine Leseratte und versorgte mich vornehmlich aus der Leihbücherei »BÜFA – Bücherei für Anspruchsvolle« am Rathaus Pankow. Dem Herrn Nagel, der sie betrieb, war es ernst mit seinem Anspruch (ob er seinen einen Arm im Krieg oder im KZ eingebüßt

hatte, interessierte mich damals noch nicht). Karl May war – weil auch Hitler ihn gelesen hatte – nicht en vogue, also bekam ich Jack London in Gesamtausgabe empfohlen, von den Tiergeschichten bis zum *Wolf von Wallstreet*, von den *Abenteuern des Schienenstranges* bis zu den *Slums von London*, was mir alles nicht weniger spannend erschien als Winnetou. Ich kaufte auch viel Bücher, damals waren sie billig. So geriet ich 1947 (mit dreizehn Jahren) an eine Neuerscheinung des Druckhauses Tempelhof für zwei Mark, sie trug das auf dem Friedhof nicht erklärte rote Dreieck auf dem schwarzen Titelblatt, *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager* von Eugen Kogon. Bei der Lektüre stieß ich (im Zusammenhang mit einem Unterkühlungsversuch an Häftlingen) erstmals auf das Wort ›Koitus‹ – ich fragte einen älteren Klassenkameraden danach, nicht meine Eltern.

(Auf dem Seegrundstück in der Mark hatte ich im Frühjahr 1945 in einem Baum am Ufer Wache gesessen, um meine Mutter vor heranrudernden Russen zu warnen: sie versteckte sich dann immer. Über Sexualität sprach sie mit mir acht Jahre später, als sie mir das Versprechen abnahm, mit keinem Mädchen zu schlafen, bevor ich nicht in der Lage wäre, ein dabei eventuell herauskommendes Kind auch zu ernähren. Zu diesem Zeitpunkt war ich 19 Jahre und schlief seit einem Jahr mit meiner Freundin, also gab ich ihr das Versprechen – bei dem Lebenslauf, den sich meine Eltern für mich ausgedacht hatten, hätte es zehn weitere Jahre Zölibat bedeutet. Mein Vater hat mit mir nie über Sexualität geredet.)

Kogon erklärte einiges. Als im Sommer 1948 KZ-Filme liefen, ging ich aus eigenem Interesse hin. Meine Mutter hingegen forschte brieflich nach ihrem jüdischen Vorkriegsfreund – als sie erfuhr, daß er während des Krieges abgeholt und in einem Vernichtungslager ermordet worden war, weinte sie. Die Leute, die ihr das mitteilten, machten ihr gleichzeitig Vorwürfe, weil sie den Toten damals im Stich gelassen habe – diese Anschuldigung empfand sie als ungerecht.

Unsere Schule hieß nach dem Gründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika Carl Peters (der uns noch als ›Afrika-Forscher‹ nahegebracht worden war), sie wurde umbenannt in Carl-von-Ossietzky-Schule. Zum Festprogramm gehörte auch ein Theaterbesuch, wir konnten wählen zwischen Schillers »Braut von Messina« und Lessings »Nathan der Weise«. Ich entschied mich für Lessing, weil ich gehört hatte, daß das Stück bei den Nazis ›unerwünscht‹ gewesen war. In der Woche darauf tauschte ich bei einem Klassenkameraden, der aus Hunger seinen Eltern den Bücherschrank ausräumte, für zwei Portionen Schulspeisung Lessings *Poetische und dramatische Werke* in einem Band (1908 bei Reclam) ein. In der Carl-von-Ossietzky-Schule verteilte inzwischen unser – russischer – Russischlehrer Beitrittserklärungen für die »Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft«;

keiner unterschrieb. Er ging mit den beiden Klassenbesten auf den Flur, kam nach einiger Zeit mit ihnen zurück – jetzt unterschrieben beide. Wir fragten sie nicht, warum. Einer von ihnen war unser Klassensprecher, er wurde nicht wiedergewählt. Da die gewählte Schülervertretung zunehmend durch die FDJ-Schulgruppen verdrängt wurde, war auch das ohne Bedeutung.

Das war die Zeit, in der die elften Klassen der Oberschule mehrheitlich Witze über die SED und über die Russen rissen, sich ein Jahr später aber fast geschlossen um Aufnahme in die SED bewarben, um bessere Chancen fürs Abitur zu haben. An der FDJ störten mich die Uniformen (obwohl die neuen Hemden blau waren), der Gleichschritt und die Musikzüge. Ich erinnerte mich auch noch an die Abschlußfeier des Schuljahres 1943/44 in Riga, bei der die Abiturienten geschlossen in die NSDAP ›übernommen‹ worden waren (eine lange Zeremonie, bei der ein Fahnenträger ohnmächtig umkippte) – vier Jahre sind eine zu kurze Zeit, um das zu vergessen.

Für uns in der Unterstufe gab es andere Methoden. Der Russischlehrer bekam das Fach Gegenwartskunde dazu, Ende 1948 gab er mir ein Exemplar der »Berliner Informationen / herausgegeben vom Landesvorstand Groß-Berlin der SED, Abt. Werbung, Presse, Rundfunk« – ich solle ein Referat darüber halten. Das Skript trug den Titel: »Über ›die Russen‹ und über uns«, der Verfasser hieß Rudolf Herrnstadt (nach dem 17. Juni 1953 als Mitglied der abweichenden Parteigruppe Zaisser/Herrnstadt ›entlarvt‹ und abgehalftert). 1948 plädierte er vornehmlich für die Lektüre der Stalinschen »Geschichte der KPdSU«, denn: »Indem man diese Darstellung liest, wird einem völlig klar, warum die Ausbeuter in allen fünf Erdteilen so hemmungslos kreischen und warum die Ehrlichen in allen fünf Erdteilen mit Recht so siegessicher sind: weil die KPdSU wie ein Schneepflug die bestimmende Furche zieht durch den Klassenkampf auf dieser Erde. Der Arbeiter, der das erkannt hat, hält in der Linken die ›Geschichte der KPdSU‹ und in der Rechten – das Gesetz des Handelns.«

Heute wiedergelesen – fast drei Jahrzehnte später und als Einschub in die Lektüre von Bahros »Alternative« – wirkt dieser Text eher belustigend (zumal in ihm die »450 Millionen Chinesen« noch ungeschmälert auf der »Seite der großen Friedensfront« bilanziert sind). Damals wollte ich mich weigern, das Referat zu halten. Es kostete meine Eltern einige Überredung, mich doch dazu zu bringen – ausschlaggebend war zuletzt das Argument, ich solle unsere bevorstehende Übersiedlung nach Westberlin nicht gefährden: dort werde eh alles anders.

Anfang Oktober 1949 zogen wir von Berlin-Pankow nach Berlin-Wilmersdorf um. Mein letztes nachhaltiges Erlebnis ›drüben‹ war zuvor noch ein Theaterbesuch von der Schule aus gewesen: in Max Reinhardts Deutschem Theater spielte das neugegründete »Berliner Ensemble« seit Januar Brechts »Mutter Courage«. Ich kaufte mir das Stück (stieß im selben Band der *Versuche* auch auf die »Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit«), ich kaufte mir die Noten zu den Liedern und terrorisierte meinen Klavierlehrer damit – er saß übrigens nach wie vor in Ostberlin, ebenso wie der Friseur, zu dem ich immer noch fuhr, um Westgeld zu sparen.
In der neuen Klasse verteilte ein Mitschüler »Botschaft und Programm der Abendländischen Union« sowie das Programm der »Sozialistischen Reichspartei«, in das erstere hatte er Hakenkreuze gestempelt. Die übrigen Klassenkameraden hielten ihn für einen Spinner – meine Empörung über diese Neonazi-Schriften teilten aber eigentlich nur drei Fahrschüler aus dem Ostsektor, die dort wegen ›undemokratischen Verhaltens‹ von der Oberschule relegiert worden waren und nun in Westberlin Abitur machen wollten.
1950 hielt ich im Deutschunterricht ein Referat über Brecht (der inzwischen Kästner und Tucholsky von der Spitze meiner Literatur-Skala verdrängt hatte). Als ich die »Legende vom toten Soldaten« vorlas, gab es einen Skandal. Ich wußte nicht, daß ausgerechnet dieses Gedicht von den Nazis als Begründung für Brechts Ausbürgerung mit herangezogen worden war – als ›Verächtlichmachung‹ nationaler ›Werte‹ provozierte es die 16-17jährigen Oberschüler der Rheingauschule zu Berlin-Friedenau jedenfalls noch immer. Es gab eine lebhafte, auch lautstarke Diskussion, in der ich mich plötzlich sagen hörte: »Ich *bin* auch ein Kommunist, klar!«
Denunziert hat mich für diesen Satz damals keiner, er blieb auch ohne Folgen für das Verhältnis zu den Klassenkameraden. Unser Deutschlehrer hatte sich ohnehin aus der ganzen Debatte herausgehalten. Er war erst zu Beginn des Schuljahres wieder eingestellt worden, nachdem ihn die Alliierten als NSDAP-Mitglied nach dem Krieg als Straßenfeger eingesetzt hatten: einen Mann, der vor dem ersten Weltkrieg summa cum laude promoviert hatte, im ersten Weltkrieg als Offizier mehrfach verwundet und ausgezeichnet worden war (das kam später, als Dr. Buchholz pensioniert wurde, in der Rede des Direktors vor – was nicht vorkam:) als protestantischer Deutschnationaler schließlich bei den Nazis gelandet. Er liebte Thomas Mann, ich Heinrich Mann, wir gerieten oft aneinander, was nie Einfluß auf meine Noten hatte. (Jahre später hospitierte ich mit einem amerikanischen Austauschschüler und einem FU-Studenten im Deutsch-Unterricht einer ostberliner Schule, zum Vergleich wollte ich nochmal in eine Stunde bei

Buchholz. Er schickte mich zum Direktor wegen einer Genehmigung, die der verweigerte; Buchholz sagte: »Ich bin ein alter Mann, Herr Karsunke, was soll mir schon noch passieren« und nahm mich in seinen Unterricht mit.)

Buchholz ließ gern Referate halten, schon weil ihm das Arbeit sparte. Die zwei Literatur-Interessierten in der Klasse, mein Freund Reddy und ich, nutzten das aus: so kamen die verblüfften Mitschüler auch in den Genuß unserer Vorträge über Camus und Sartre. Unser Katechismus damals war des letzteren Essay *Ist der Existenzialismus ein Humanismus* – die von den Amerikanern eingerichtete Lincoln-Bibliothek im Titania-Palast besaß ein einziges Exemplar davon und mußte Reddy oder mich meist per Postkarte an die Rückgabe erinnern. Im allgemeinen gab es der eine zurück und der andere holte es sich wieder, manchmal kam uns ein anderer Interessent dazwischen. Als das wieder mal passiert war, fragte ich eines Tages nach: die freundliche Dame in der Ausleihe konnte es in ihrer Kartei nicht finden und verwies mich an die Zentralkartei – vielleicht sei es beschädigt und werde neu gebunden. In der Zentralkartei wurde alles durchgeblättert, dann bekam ich die Auskunft: »Tut mir leid. Das haben wir aber auch nie gehabt.«

Im *Spiegel* erschien damals eine Notiz über zwei Beauftragte des Senators McCarthy, die Europa bereisten und die Büchereien der Amerika-Häuser von ›kommunistischem‹ Schrifttum ›säuberten‹, wir lasen den *Spiegel* aber nicht. Was wir gelesen hatten, war Orwells *1984*, in dem Berichte über historische Ereignisse mit dem Vermerk »nennt Unperson« auf dem Schreibtisch des Winston Smith landen, der sie daraufhin umzuschreiben hat (gelesen hatten wir das übrigens in Fortsetzungen einer Zeitschrift, die vom CIA mitfinanziert wurde – wie man heute weiß). Ich kannte auch noch Erich Kästners Rede zum Jahrestag der Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 – aber diese Kenntnis nutzte nur wenig.

Wir lebten in einem Staat, dessen Präsident Hitlers Ermächtigungs-Gesetz zugestimmt hatte (und wohl deshalb in einer viel beachteten Rede die ›Kollektiv-Schuld‹ ablehnte und für eine ›Kollektiv-Scham‹ plädierte – die ihn aber nicht hinderte, Bundespräsident zu werden), in dem PGs und SA-Leute Minister werden konnten und in dem der Staatssekretär des Bundeskanzlers jener Dr. Hans Globke war, dem das *Ministerial-Blatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Inneren* unter dem 11. März 1936 bescheinigt hatte, daß er und der damalige Staatssekretär Stuckart »am Zustandekommen der Rassengesetzgebung amtlich beteiligt waren und daher zu ihrer Auslegung in erster Linie berufen sind«. Nun war er zu anderem berufen, und wir empörten uns darüber mit dem hilflosen Antifaschismus, der von unserer ›Umerziehung‹ übrig geblieben war.

Den Kommunismus als historische Alternative zu sehen, waren wir durch

die Realität der DDR gleichermaßen gehindert wie durch die antikommunistische Propaganda im Westen: daß Westberlin ein Leuchtturm, eine Insel der Freiheit im roten Meer der Unfreiheit sei, bestätigten uns die Rajk- und Slansky-Prozesse so gut wie der Aufstand vom 17. Juni 1953 – daß es keine Insel der Freiheit war, wußten wir aus eigenem Erleben. Zwischen 17 und 21 – dem ersehnten Datum der Volljährigkeit, des Abhauen-dürfens – lebten wir in Elternhäusern, die wir nicht mochten und die uns nicht mochten: unsere zu langen Haare, unsere Vorliebe für Jazz und abstrakte Malerei, unsere Freundinnen, von unseren ›schulischen Leistungen‹ gar nicht erst zu reden. Politik war ein zweitrangiges Problem gemessen an den Schwierigkeiten, einen Ort ausfindig zu machen, an dem man ungestört mit seiner Freundin schlafen konnte, oder an den Bemühungen, das Geld für eine Abtreibung zusammenzukratzen und einen Arzt zu finden, der so entgegenkommend war, es einem abzunehmen.
Wir nannten alles, was uns unterdrückte, ›spießig‹ und zogen uns auf die Kunst zurück: zwei wollten Maler werden, einer Bildhauer, vier spielten Jazz-Instrumente, fast jeder schrieb Gedichte. Wir verschlangen alle Kunst-Theorien, wie sie gerade auf den Markt kamen, hörten bebob- und cool-Platten, hielten uns in Jazzkellern stundenlang an einem Bier oder einer Coca fest, tauschten unsere Bilder und Gedichte aus und diskutierten halbe Nächte darüber (wobei wir einander mehr bestätigten als kritisierten), kamen nachts zwischen drei und vier nachhause, schlichen ins Bett – und ließen uns anderntags von Müttern und Lehrern gleichermaßen anmeiern; mit den tröstenden Witzeleien darüber begann der nächste Abend.

5000 Westberliner marschierten – für Moskau

Die Ausnahme war Jost. Seine Eltern waren bereit, ihm nach dem Abitur ein Bildhauerstudium an der HfBK zu finanzieren – er studierte lieber Publizistik. (Die beiden ›Maler‹ dagegen mußten sich mit der Bühnenbildklasse der »Meisterschule für das Kunsthandwerk« abfinden, weil das nach Ansicht ihrer Eltern wenigstens eine Andeutung von ›ordentlicher Berufsausbildung‹ darstellte; mir machte meine Mutter das Jura-Studium mit dem Hinweis auf Goethe schmackhaft, der ja auch Minister gewesen war und nebenbei . . .) Jost nahm mich auch am 6. August 1957 mit zum japanischen Generalkonsulat, eine Adresse zum 22. Jahrestag von Hiroshima zu überreichen.
Wir – ein Dutzend Leute etwa – standen also vor einer Villa in Dahlem, während einer von uns mit dem Pförtner verhandelte, bis der das Papier wenigstens annahm. Von den Japanern ließ sich keiner sehn. Dafür tauchten nach erfolgreicher Übergabe plötzlich ein paar Herren in Zivil auf. Zwei

Frauen, Mitte vierzig, aus unserer Gruppe kannten sie offenbar – sie entfernten sich eilig, zwei der Herren hinter ihnen her. Auf deren Anrufe reagierten die Frauen nur indirekt: sie gingen mit eigentümlich versteiften Rücken weiter, bis sie eingeholt, angehalten und überprüft wurden. Einer der Zivilisten, der sich nun als Kriminalbeamter auswies, wollte auch meinen Ausweis sehen – als ich ihn aus der Brieftasche nahm, fiel mein Flüchtlingsausweis heraus: den wollte er nun auch haben.
Ich bin in Berlin geboren, mein Vater in Gleiwitz im ehemaligen Oberschlesien. Er hat seine Geburtsstadt nach dem Abitur verlassen, in Berlin studiert, geheiratet und gelebt. Um die Zahl der ›Heimatvertriebenen‹ zu vergrößern, waren die Bestimmungen für Flüchtlingsausweise aber so gehalten, daß meine Mutter für mich und meine zwei Schwestern ohne Mühe welche erhalten hatte (wenn auch die einer minderen Kategorie). Der Kripo studierte meinen ebenso sorgfältig wie meinen Personalausweis, schließlich bekam ich beides mit dem ernst, aber nicht unfreundlich erteilten Rat zurück: »Herr Karsunke, trennen Sie sich von diesen Leuten.«
Ich trennte mich zunächst mal von meinem Flüchtlingsausweis, den Satz verleibten wir unserem Zitatenschatz ein; zehn Tage später bekamen wir allerdings schon anderes zu hören. Jost hatte als Publizistik-Student eine Sondergenehmigung zum Bezug des *Neuen Deutschland* aus Ostberlin (das brauchte man damals!) und hatte dieser Zeitung eine Meldung über ein geplantes Traditionstreffen einer Waffen-SS-Einheit in einem Schöneberger Lokal entnommen. Zusammen mit einem weiteren Freund, einem jungen Drucker, gingen wir zum angegebenen Termin dorthin, sahen uns im Lokal um: nichts. (Daß das Treffen abgeblasen worden war, stand erst am anderen Tag im ND.) Hätte die Veranstaltung stattgefunden, wären wir ebenso ratlos gewesen – wir hatten nichts besprochen oder geplant –, so standen wir wieder unschlüssig auf der Straße, als die Polizei (diesmal in Uniform) auftauchte. Wir wurden zum Weitergehen augefordert, fragten nach den Gründen, bekamen keine Antwort. Endlich beschlossen wir, das Feld zu räumen, unklugerweise quer über die Fahrbahn: auf der anderen Seite hatte inzwischen ein Einsatzwagen gestoppt. Wir standen auf der Mittel-Insel, als zwei Polizisten auf uns zukamen, von denen uns einer noch halblaut warnte »nu haun'se doch schon ab«, da gab der Einsatzleiter in unserem Rücken auch schon das Kommando: »Nehmt die mal gleich mit!« Der eben noch komplizenhafte Polizist packte mich am Oberarm, war jetzt laut: »Mitkommen!« – wir wurden in die Minna verladen.
Auf dem Revier ließen wir uns dann von dem Inspektionsleiter erzählen, wir hätten uns wohl auch im Osten ein Bier zahlen sen, um jetzt hier Rabbatz zu machen, meist kenne er seine Pappenheimer ja schon, aber paar neue Gesichter wären immerhin eine Abwechslung. Wir hörten uns das schweigend an und wurden schließlich in Abständen von je einer Viertel-

stunde entlassen, ich als letzter. Nach Aussagen meiner Freunde hatte ich den Herrn derartig unverhohlen arrogant angesehen, daß es selbst ihnen aufgefallen war. Ich arbeitete zwar schon ein halbes Jahr als Hilfsarbeiter, hatte aber im Bedarfsfall noch immer die Mimik des Sohnes aus besserer Familie drauf.

In der Folge bauten Jost und ich die Berliner Gruppe des »Kampfbundes gegen Atomschäden« mit auf: eine der Organisationen, die den Widerstand gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr und die Kampagne zum Stop der Atombombenversuche organisierten, die letzte größere außerparlamentarische Bewegung der Adenauer-Zeit. Wir hielten Versammlungen in Hinterzimmern von Kneipen ab, zu denen wir mit ein paar hundert in den Häusern der Umgebung verteilten Handzetteln einluden und zu denen dann zwischen zwölf und (maximal) dreißig Personen erschienen. (Jahre später diagnostizierte ein bekannter SPD-Wahl- und Selbsthelfer, der Radikalismus solcher Leute wie wir resultiere aus unserer Abneigung vor Basis- und Kleinarbeit – er verkündete das am liebsten vor Hundertschaften seiner Leser.)

Jost eröffnete, dann referierte ich die wissenschaftlichen Fakten, gestützt hauptsächlich auf das Weißbuch der indischen Regierung, angereichert mit Daten aus einem selbst angelegten Ausschnitt-Archiv, dann wieder Jost über politische und organisatorische Fragen, zum Schluß Diskussion. Wichtig waren die Nachbesprechungen: während der eine redete, beobachtete der andere die Leute und machte sich Notizen – wann das Interesse nachließ, welche Fremdwörter oder Zusammenhänge nicht verstanden wurden etc. Wir hatten uns geeinigt, nicht mit ›positiver Verhetzung‹ zu arbeiten, also keine Emotionalisierung durch Grauen zu betreiben (obwohl die Tatsachen grauenhaft genug waren). Wir wollten den Leuten was beibringen, sie befähigen, auch ohne uns z. B. Meldungen der Presse zu verstehen oder notfalls zu durchschauen. Ob es uns gelungen ist, vierzig- bis sechzigjährigen Kreuzbergern mit Volksschulbildung die Gefahren von Erbschädigungen durch Strontium 90 klarzumachen, darf bezweifelt werden.

Zu unseren Versammlungen kamen bald Beamte der politischen Polizei: anfangs meldeten sie sich bei uns, später saßen sie ›unerkannt‹ rum. Im Sommer 1958 erfuhren wir, daß uns der Westberliner Innensenator auf eine Liste ›kommunistisch unterwanderter‹ Organisationen gesetzt hatte, die »von der Vergabe öffentlicher Räume und Anlagen auszuschließen« seien. Tatsächlich arbeiteten wir auch mit SED-Mitgliedern zusammen, und tatsächlich haben ein paar von denen auch versucht, uns diese Mitgliedschaft zu verschweigen und sich – als Jost als Volontär nach Westdeutschland ging – in den Vorstand wählen zu lassen. Gravierender war schon ein aus dieser Ecke vermitteltes Treffen von Jost mit einem ›sowjetischen

Friedensfreund‹, der sich erkundigte, ob Jost mit einer Minox umgehen könne. Auf der anderen Seite habe ich, als mir jemand hartnäckig ein ähnliches Rendezvous vermitteln wollte, mich an einen anderen SED-Mann wenden können, der einen Wutanfall auf die eigenen Leute bekam und dafür sorgte, daß ich in Ruhe gelassen wurde.
Was die öffentlichen Anlagen angeht, so nutzten wir sie am 15. April 1958 zu einem »Schweigemarsch gegen den Atomtod«, zu dem 18 Westberliner Jugend- und Studentenorganisationen aufgerufen hatten. Springers BZ kommentierte ihn mit der Schlagzeile »5000 Westberliner marschierten – für Moskau!«, Untertitel: »Die BZ meint dazu: Politik gehört nicht auf die Straße.« Dieser Ansicht schloß sich später auch die SPD an, die die Kampagne gegen den Atomtod anfangs (noch unter dem Eindruck ihrer Wahlniederlage und der absoluten Unions-Mehrheit 1957) mit unterstützt hatte. Der SDS, der schon bei der Vorbereitung des Schweigemarschs mehr im Bremserhäuschen als auf der Lokomotive zu finden gewesen war, wurde zurückgepfiffen; er ließ sich da auch noch zurückpfeifen – als das nicht mehr ging, wurde er 1961 exkommuniziert.

nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf

Während meiner drei Semester Jura an der FU Berlin 1953/54 hatte ich an der Studentenpolitik so wenig teilgenommen wie am Vorlesungsbetrieb – vornehmlich jobte ich und wartete auf meinen 21. Geburtstag. Den 17. Juni 1953 verbrachte ich in den Tiefkellereien der Schultheiß-Brauerei damit, Flaschen mit Berliner Weiße zu etikettieren. Ein Jahr später trennten sich meine Eltern; als dann die Freundin meines Vaters bei uns einzog, nutzte ich diesen Glücksfall, um ein halbes Jahr früher auszuziehen. Mein Vater drohte, mich mit der Polizei zurückholen zu lassen, ich konnte ihm aber klarmachen, daß wohl auch das Jugendamt es unzumutbar finden werde, wenn ein Sohn aus einer noch nicht geschiedenen Ehe unter einem Dach mit der Geliebten seines Vaters leben müsse. (Wie man sieht, bot die moralische Heuchelei der Adenauer-Ära auch Vorteile.)
Ich bestand die Aufnahmeprüfung an der Max-Reinhardt-(Schauspiel-) Schule des Landes Berlin, zwei Jahre Studium genügten, um mir klarzuwerden, daß ich nicht Schauspieler werden wollte. (Ich hatte mir z. B. niemals vorher überlegt, daß die Akteure ihre fabelhaften Rollen nicht nur an dem einen Abend abzuliefern hatten, an dem ich mich ins Parkett setzte – die Aussicht, von anderen geschriebene Texte x-fach wiederholen zu müssen, war wenig verlockend.) Einen auf Anraten von Freunden und Bekannten angestrengten Unterhaltsprozeß verlor ich Anfang April 1957: ich hatte einen Vergleichsvorschlag abgelehnt, nach dem mein Vater weiter für mich

zahlen, ich dafür aber nach Hause zurückkehren sollte. Statt dessen fing ich als Schweißerhelfer in einer Baugerüstbude für DM 1,53 Stundenlohn an, nach einem halben Jahr gabs eine Erhöhung auf DM 1,61. Anders als die Studenten ein gutes Jahrzehnt später ging ich nicht im Rahmen einer Kampagne in den Betrieb: meine Freundin erwartete ein Kind und wir mußten von irgendwas leben – fragen kann man nur, warum ich mir nicht eine etwas weniger anstrengende und besser bezahlte Beschäftigung etwa in einem Büro gesucht habe.

Politisches Bewußtsein hat meine Entscheidung nicht bestimmt. Ich wußte nur: in den Büros saßen Leute wie die Freunde und Bekannten meiner Eltern, eine Sorte Menschen, von denen ich die Nase voll hatte. Vielleicht hat auch eine Rolle gespielt, daß mir zuhause bei schlechten Schulzeugnissen (oder als ich im Sommer 1950 sitzengeblieben war) immer angedroht wurde, man werde mich demnächst von der Schule nehmen und dann könne ich ja Steineklopfer werden – die Kehrseite dieser Medaille stellte das von meiner Mutter gern zitierte Nietzsche-Wort dar: »Nicht fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf.« Als ich mir 1962 einen Paß ausstellen ließ, gab ich »Arbeiter« als Beruf an; meine Mutter reagierte empört, als sie das entdeckte: »Du bist doch kein Arbeiter!«

Tatsächlich war ich auch nur Hilfsarbeiter, das allerdings sieben Jahre. Natürlich wollte ich außerdem nach wie vor Schriftsteller werden, nur wurden nicht nur meine Kunsttheorien in der neuen Umgebung nachhaltig beschädigt. Ich versuchte zunächst, eine – wenn auch nur ›innere‹ – Überlegenheit dadurch zu gewinnen, daß ich den sozialen Abstieg vor mir selber als Material-Recherche tarnte: zwar ging ich in die Fabrik, weil ich Geld brauchte, aber ›in Wirklichkeit‹ betrieb ich dort Studien. 1957 auf 1958 plante ich einen Roman, der zu gleichen Teilen in dem Bohème-Milieu, aus dem ich kam, und unter Arbeitern spielen sollte: es wurde nichts draus. Ich wußte zu wenig über die Fabrik, um darüber schreiben zu können, und an den nächtelangen Kunstdebatten beteiligte ich mich schon aus Zeitgründen nur noch selten.

Als Schweißerhelfer arbeitete ich abwechselnd eine Woche Tag- und eine Nachtschicht. Die Pausen verbrachten wir auf einem kleinen, von Wohnhäusern umgebenen Hof – in einem Fenster brannte regelmäßig nachts um drei noch Licht. Ich stellte mir vor, da sei einer wie ich zugange (früher schrieb ich vorzugsweise nachts), und versuchte, das Gespräch möglichst unauffällig auf dieses Fenster zu bringen: komisch, immer noch Licht um die Zeit, was das wohl für einer ist? Einer der Kollegen sah hoch, befand: »vermutlich 'n Arbeitsloser«, und damit war das Thema erledigt.

Mein Milieu-Wechsel mit 23 Jahren war ziemlich komplett: auch meine (erste) Frau, die ich auf der Schauspielschule kennengelernt hatte, kam aus einer Arbeiterfamilie. Mein ›Forschungsprogramm‹ in der Fabrik endete

zunächst in einer völligen Desorientierung: die Kollegen bewerteten nahezu jede Tatsache anders, als ich es zuhause gelernt hatte. Nach einem dreiviertel Jahr sagte ich einem Freund, für mich sei es jetzt weniger dringlich, Antworten auf bestimmte (von uns früher als drängend empfundene) Fragen zu bekommen, als herauszufinden, wonach ich sinnvollerweise überhaupt fragen solle.

Fragwürdig wurden in der Folge jedenfalls einige meiner intellektuellen Vorbilder, wie zwei Notizen aus dem Herbst 1959 belegen: »9. Oktober – Erschüttert, in letzter Zeit bei vielen geschätzten Autoren auf Mengen von Sätzen zu stoßen, die der Nachprüfung nicht standhalten. Haufen von nachweislich unwahren Thesen, die gewisse Realitäten verschleiern (sollen?).« In der Klammer meldet sich zaghaft ein Verdacht – anderthalb Monate später heißt es schon entschiedener: »25. November – Abneigung gegenüber dem – das Konkrete völlig vernachlässigenden – Denken der Philosophie, das dennoch Autorität in Aussagen über Konkretes (z. B. den Menschen) beansprucht. All diese mit Fremdwörtern vollgestopften Sätze, die meist mit einem Blick auf die Straße, in die Zeitung oder auch nur in den Spiegel aus den Angeln zu heben sind. Philosophie als Spiel des Geistes: gerne, nur ist es mehr ein Festspiel, etwas für Prominente und Kulturschaffende.«

So etwas notierte ich in karierten Schulheften, in denen ich Einzelbeobachtungen und -überlegungen sammelte, ohne sie auch nur ansatzweise systematisieren zu können. Nebenbei schrieb ich immer noch Gedichte: alle zwei Monate eins. In der Schweißerbude hatte ich es nicht länger als neun Monate ausgehalten, dann schlug ich mich zwei Jahre als Gelegenheits- und Transportarbeiter durch. Als meine Frau unser zweites Kind erwartete, ging ich in den Dauernachtdienst beim Postamt SW 11, hauptsächlich der Nachtzuschläge wegen.

In den zweieinviertel Jahren bei der Post lernte ich am meisten, wenn ich auch nicht alles begriff. Innerhalb einer Nachtschicht entwickelt sich ein stärkeres Verbundenheitsgefühl als in einer Tagschicht, man erzählt sich mehr. In den rund fünfhundert Nächten in SW 11 konnte ich mir komplette Biografien zusammenfragen, deren Widersprüche heilsam mit meinen handlichen Wertvorstellungen kollidierten. Was sollte ich z. B. von einem Mann halten, der in den zwanziger Jahren in die KDP eingetreten war (wie schon sein Vater), unter den Nazis noch Flugblätter verteilt und Parolen gemalt hatte – »und wenn man erwischt wurde bei: ›Rübe ab‹ hieß es damals« – 1940 aber wie alle andern auch Frankreich mit überfallen hatte, nicht zuletzt vermutlich, um sich im Soldatenpuff mal die Realisierung seiner kühnsten Träume leisten zu können: »Wir ham se aber auch imma anständich bezahlt!« Nach dem Krieg war er in alter Treue der SED beigetreten, arbeitete auch – obwohl er nun im Westsektor wohnte – bei

einem Postamt im Ostsektor (was schlechtere Bezahlung bedeutete), bis man ihm dort 1952 nahelegte, auch seinen Wohnsitz in den Osten zu verlegen. Kutte liebte seinen Kietz, hatte auch einen Schrebergarten nahebei, lehnte also den Umzug ab – und wurde daraufhin entlassen: »Außer Partei binnick denn von alleine.« Ein Versuch, nun bei der Post im Westen anzukommen, scheiterte: angeblich an seiner Gesundheit, tatsächlich wohl an seiner politischen Vergangenheit: »Da mußtick det erste Mal so'n Revers ausfülln, von wegen ›Mitgliedschaft in totalitäre Vereine‹ und so: ha' ick allet rinjeschriehm, die kriegen et ja doch raus.« 1956 trat er dann als Teilkraft in den Nachtdienst ein (dafür waren die Bestimmungen laxer), er hoffte, so doch noch mal den Sprung in den Volldienst zu schaffen. Als nach dem Bau der Mauer der Westberliner Post von einem Tag auf den anderen hunderte von ostberliner Grenzgängern fehlten, schlug Kuttes Stunde: er kam in den Volldienst – das war der letzte Gefallen, den Ulbrichts Partei einem ehemals kommunistischen Arbeiter erwies.

Mein Freund Jost wurde im Herbst 1960 von einem betrunkenen Scharfschützen des zweiten Weltkriegs auf einer Party erschossen. Meine neuen politischen Mentoren waren SDSler. Ich hatte sie kennengelernt, als ich in Reinhard Streckers Ausstellung »Ungesühnte Nazi-Justiz« aushalf, das Unternehmen war personell so schwach, daß Strecker jeden Hilfswilligen anstellte. Ich bewachte also die Fotokopien von Terror-Urteilen immer noch im Amt befindlicher Richter (übrigens in einer Galerie, in der ich sechs Jahre zuvor zum ersten Mal Gemälde von Max Ernst gesehen hatte) und diskutierte mit den Studenten.

Ihre Versuche, mich für den Marxismus zu agitieren, schlugen zunächst fehl: die Aussagen der SDS-Genossen über ›das Proletariat‹ waren mit meinen Erfahrungen unter Arbeitern schwer zu vereinbaren. Immerhin bekam ich aber Interesse an einem ihrer Arbeitskreise: »Entfremdung. Das Bewußtsein der lohnabhängigen Massen«. Ich rief bei Michael Mauke, der den Arbeitskreis leitete, an, gab mich als lohnabhängig, wenn auch nicht als Masse, zu erkennen und behauptete, mir auch etwas Bewußtsein erworben zu haben. Ich war vorgewarnt worden, es gehe in diesem Arbeitskreis etwas esoterisch zu und die würden wohl unter sich bleiben wollen – Mauke wimmelte mich denn auch mit dem Hinweis ab, das Projekt laufe schon im zweiten Semester und es wäre sicher zu schwierig für mich, diesen Vorsprung der anderen aufzuholen. Vielleicht wolle ich es mal in einem anderen Arbeitskreis versuchen – aber ich wollte nicht.

mein dreißigstes Jahr

Weihnachten 1963 steckte mir eine meiner (beide in den USA verheirateten) Schwestern fünf Dollar in den Festtagsbrief. Ich hielt es für eine hübsche Idee, mir wenigstens für einen Teil dieses kapitalistischen Geldes die *Frühschriften* von Karl Marx zu kaufen (damals für DM 13,50 bei Kröner in Stuttgart). Schuld daran war weniger der SDS als Ernst Bloch. Dessen *Spuren* hatte mir 1960 ein Freund geschenkt – daß dieses Buch ein erklärter Marxist geschrieben hatte, verunsicherte mich stark. Ich sparte mir weitere Blochs zusammen und las mich so allmählich an Marx heran.
Für die 560 Seiten der *Frühschriften* brauchte ich ein halbes Jahr, manche Seiten mußte ich drei- bis viermal lesen. Trotzdem war die Lektüre spannender als Jack London es knapp zwanzig Jahre früher gewesen war. Der größte Teil meiner nur ansatzweise begriffenen Erfahrungen aus den letzten sieben Jahren (und auch aus denen davor) verwandelte sich beim Lesen nahezu in Belegstücke dessen, was ich da las. Es war verblüffend: als wäre man jahrelang in unübersichtlichem Gelände herumgestolpert und fände plötzlich eine Mappe mit exakt vermessenen und gezeichneten Landkarten eben dieser Landschaft.
Im Herbst desselben Jahres (1964) kehrte ich ins Bürgertum zurück: ich begann vom Schreiben zu leben.

Rotbuch

Leben gegen Gewalt

Rotbuch 185:

Internationales Russell-Tribunal Zur Situation der Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland

Dokumente – Verhandlungen – Ergebnisse **Band I**

ca. 160 Seiten ca. DM 7.– (Abo 6.–)
erscheint ca. Ende April

Dieser Band wird vom Internationalen Russel-Tribunal herausgegeben und ist die **offizielle Publikation über die Verhandlungen der Jury** „Zur Situation der Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland". Der erste Teil des Tribunals beginnt am 28. März in Frankfurt und untersucht vorrangig die **Praxis der Berufsverbote.** Entsprechend enthält der erste Band die **Materialien, Zeugenaussagen, Verhandlungsprotokolle und Ergebnisse der ersten Sitzungsperiode.** Dazu Gutachten über die Fragestellungen der zweiten Sitzungsperiode, die im Herbst stattfinden soll.

Es liegt jetzt die zweite überarbeitete, auf der Höhe des Rechtsstaats befindliche Ausgabe vor. Cobler analysiert, wie eine bestimmte Politik mit juristischen Mitteln gedeckt werden soll, u.a. am Beispiel des Kontaktsperregesetzes.
Rotbuch 152, 168 S., DM 9

Leben gegen Gewalt – am Beispiel dreier Chilenen und ihrer Wahrnehmung der politischen Entwicklung Chiles von den 60er Jahren bis nach dem Putsch. Dieser Roman, geschrieben im Asyl, befreit uns von Klischeevorstellungen über Chile.
Rotbuch 136, 142 S., DM 10

Leben gegen Gewalt, wie sie uns jeden Tag gegenüberstehen kann. Es gibt jetzt eine 5. überarbeitete Auflage, ebenfalls ›auf der Höhe des Rechtsstaates‹ und da muß man sich ja heute beeilen, um die Entwicklung nicht zu verpassen.
Rotbuch 107, ca. 112 S., ca. DM 7

Geissler schreibt die Geschichte eines jungen Mädchens und zweier junger Männer, ihren Erfahrungen unter einer Herrschaft, die aus der Niederhaltung und Zerstörung des Menschen ihre Kraft holt und vom Entstehen einer Entscheidung zum organisierten Handeln gegen diese Herrschaft.
Rotbuch 154, 238 S., DM 14

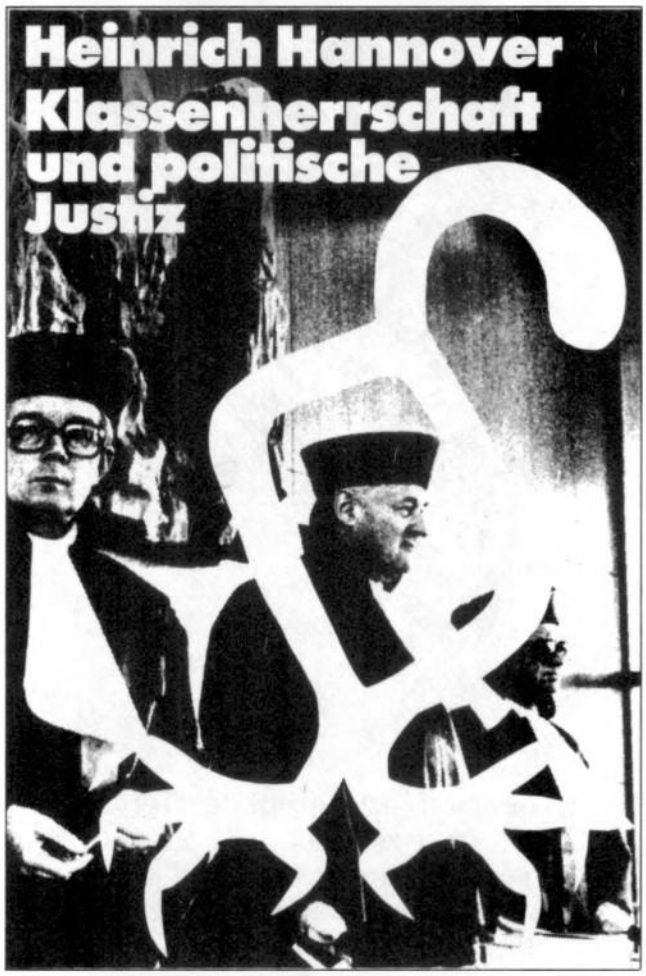
„Theweleit rechtfertigt den Terror
gegen die Frau,
der ja nicht nur im Krieg und in den
Männerphantasien
stattfindet.
Ich bin sicher, daß Klaus Theweleit
dem deutschen Manne
und der Wissenschaft
keinen besseren Dienst hat leisten können,
um seine Vormacht sowohl zu legitimieren
wie auch gleichzeitig zu entschuldigen."
Ulrike von Guretzky
in berliner frauenzeitung Courage 2/78
über Band 1 von
Klaus Theweleits

Männerphantasien

Band 2
Männerkörper — zur Psychoanalyse
des Weißen Terrors
564 Seiten, 200 Abb., DM 25,—
erscheint Ende Februar 1978

Verlag Roter Stern
Postfach 180 147, 6000 Frankfurt/M

● Berufsverbote ● Verfolgung von Kommunisten und Sozialisten ● Kriminalisierung von Strafverteidigern ● Die BRD, ein Rechts- oder Polizeistaat?



Heinrich Hannover
Klassenherrschaft und Politische Justiz
Plädoyers für ein demokratisches Recht in der Bundesrepublik; 320 Seiten; Hardcover mit Schutzumschlag; DM 22,–

Inmitten einer vermeintlich aufgeklärten Gesellschaft spielt sich ein Stück Mittelalter ab. Der Angeklagte ist ein Untertan – von der gerichtlichen Untersuchung bis zum Strafvollzug. Das Ganze nennt sich Strafrecht und soll dem Schutz von Rechtsgütern dienen. Statt Rechtsgüter werden aber „Güter der Rechten" geschützt.

VSA-Verlag, Eiffestr. 598, 2 Hamburg 26

Heinrich Hannover
Höre ich richtig: Vertrauen zum Rechtsstaat!?

Zwischenbilanz eines Strafverteidigers

Im Mai 1945, als das Hitler-Reich zusammenbrach, war ich 19 Jahre alt. Ich gehörte also zu denen, die noch umlernen konnten. Ich nahm das Grundgesetz von 1949 ernst. Aber meine eigentliche Lehrzeit begann erst, als ich Menschen anwaltlich zu vertreten hatte, die sich auf die im Grundgesetz garantierten Verfassungsrechte beriefen. Als Anwalt von Kriegsdienstverweigerern war ich von Anfang an nicht nur rechtskundiger Prozeßbegleiter, sondern auch politischer Verbündeter. Die Reflexion meiner eigenen Kriegserfahrungen hatte mich zum Pazifisten gemacht. Zum Sozialisten wurde ich erst durch die Reflexion von Erfahrungen, die ich mit der Justiz machte. Dabei habe ich sowohl von meinen Mandanten als auch von der Justiz gelernt und mich vom erschrockenen Zeugen der politischen Entwicklung zum Betroffenen gewandelt.

Als ich im Oktober 1954 in Bremen eine Rechtsanwaltspraxis eröffnete, schwebte mir ein Berufsbild vor, das mich kaum in ernstzunehmende Konflikte mit der Staatsgewalt verwickelt hätte. Aber schon eines der ersten Mandate – eine mir von der Geschäftsstelle des Landgerichts zugewiesene Pflichtverteidigung – zwang mich zu beruflichem Engagement für Menschen, deren Behandlung durch Polizei und Justiz mich empörte. Es ging um folgendes:
Am 25. November 1953 hatten sich etwa 60 Arbeitslose vor dem Bremer Arbeitsamt versammelt und waren von hier aus in einem Protestmarsch durch die Stadt gezogen. Die Demonstration sollte einer Forderung der Arbeitslosen Nachdruck verleihen, ihnen zu Weihnachten eine Beihilfe (Kohlen- und Kartoffelgeld) zu gewähren. Die Polizei hatte die Demonstration mit der Auflage »genehmigt«, daß sie an der Ruine des Theaters enden müsse, damit die an demselben Tage im Rathaus stattfindende Bürgerschaftssitzung nicht gestört werde. Die Demonstranten dürften nur eine Delegation zur Bürgerschaft entsenden, um ihre Forderung zu vertreten. Der Umzug erreichte ohne Störungen den Platz vor der Theaterruine. Dort wurde nach einer kurzen Ansprache eine aus drei Demonstrationsteilnehmern bestehende Delegation zum Rathaus entsandt. Kurz darauf löste sich die Demonstration auf, die Teilnehmer entfernten sich in kleineren und

größeren Gruppen nach verschiedenen Richtungen. Der größte Teil bewegte sich durch die Bischofsnadel in Richtung Domshof, wo an diesem Tage Wochenmarkt war. Da sich jenseits des Domshofes das Rathaus befindet, befürchtete der Einsatzleiter der Polizei, daß ein Teil der Demonstranten sich dorthin begeben würde und ließ am Eingang der zum Domshof führenden Straße (Bischofsnadel) eine aus 11 Beamten bestehende Sperrkette bilden, vor der sich nach und nach etwa 80 bis 100 Personen ansammelten, zum großen Teil Passanten, die mit dem Umzug gar nichts zu tun hatten. Es kam zu Unmutsäußerungen aus dem Publikum, doch begannen die vor der Sperrkette angesammelten Menschen sich schließlich entsprechend den polizeilichen Aufforderungen in der Richtung zurückzubewegen, aus der sie gekommen waren. In diesem Augenblick begann der Teil des Geschehens, der acht Demonstrationsteilnehmer auf die Anklagebank brachte. Nach der Anklageschrift soll der Angeklagte Bauer* den Demonstranten zugerufen haben, sich nicht um »die paar Polizisten« zu kümmern, sondern mit Gewalt zum Rathaus vorzudringen. Darauf habe sich der Zug wiederum in Bewegung gesetzt und versucht, die Polizeibeamten beiseite zu drängen und zu überrennen, die Demonstranten hätten die Beamten tätlich angegriffen. Auf Befehl des Polizeimeisters S. kam es dann zum Einsatz des Gummiknüppels. Mehrere Demonstranten, darunter der später von mir verteidigte Angeklagte Rühmann*, sollen versucht haben, die Festnahme des Angeklagten Bauer zu verhindern. »Sie sprangen«, so heißt es in der Anklageschrift, »den Hauptwachtmeister G. von hinten an und versuchten, ihn umzureißen. Polizeimeister S. packte den Angeschuldigten Rühmann am Kragen und riß ihn zurück. Da er dabei gleichzeitig von einem Demonstranten gestoßen wurde, fielen er und Rühmann zu Boden, wobei dieser am Auge verletzt wurde.«

Es gab Zeugen, die es anders gesehen hatten: Rühmann habe sich nicht an einem Versuch, den festgenommenen Bauer zu befreien, beteiligt, sondern sei von dem Polizeimeister S. auf den Kopf geschlagen worden, als er sich niedergebückt hatte, um heruntergefallene Transparente aufzuheben. Durch diesen Schlag sei Rühmann zu Boden gefallen. Als er sich wieder aufraffte, habe ihm S. noch einen zweiten Schlag mit dem Gummiknüppel versetzt, der ihn am linken Auge traf. Dieser Schlag hatte für Rühmann schwerwiegende Folgen: die Sehfähigkeit auf dem linken Auge erlosch nahezu. Dazu die Anklageschrift: »Selbst wenn Rühmann, wie er behauptet, durch einen Gummiknüppelschlag verletzt worden ist, so ist daraus ein Vorwurf gegen die Polizei nicht zu erheben, da diese sich in der rechtmäßigen Ausübung ihres Amtes befand.« Den Zeugen aber, die sich für Rühmanns Mißhandlung gemeldet hatten, widerfuhr folgendes: die Staatsanwaltschaft erhob gegen sie ebenfalls Anklage und warf ihnen vor, sich des

* Name geändert.

Aufruhrs in Tateinheit mit Auflauf und Landfriedensbruch schuldig gemacht zu haben. Zwar mußten sie von diesem Vorwurf auf Kosten der Staatskasse freigesprochen werden, aber durch den Kunstgriff der Staatsanwaltschaft, sie in den Angeklagtenstatus zu versetzen, büßten sie an Glaubwürdigkeit ein (»am Ausgang der Sache interessiert«) und konnten meinen Mandanten nicht vor einer Verurteilung zu zwei Monaten Gefängnis wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt in Tateinheit mit versuchter Gefangenenbefreiung schützen. Auch eine später von mir erstattete Strafanzeige gegen den Polizeimeister S. wegen Meineids und gefährlicher Körperverletzung im Amt wurde von der Staatsanwaltschaft auf Grund der Aussagen der beteiligten Polizeibeamten eingestellt. »Da S. und G. die in erster Linie Betroffenen waren, besteht kein Anlaß, den sich ergänzenden Aussagen dieser beiden Polizeibeamten über den Vorfall zu mißtrauen.« Ein seltener Fall, daß den Angaben der Betroffenen der Vorzug gegeben wird gegenüber Aussagen von Zeugen, die an dem Vorfall völlig unbeteiligt waren: »Demgegenüber reichen die widerspruchsvollen Aussagen der von Ihnen benannten, an dem Ausgang des Verfahrens interessierten Zeugen nicht aus, das Gegenteil festzustellen.« Die angeblichen Widersprüche waren von der Art, ob Rühmann in dem Augenblick, als er geschlagen wurde, Transparente aufheben wollte oder nicht, ob er gebückt oder aufrecht stand, aber die Schläge waren von allen Zeugen gesehen worden und der Zustand des Auges bestätigte ihre Darstellung. Und »am Ausgang des Verfahrens interessiert« war einzig und allein der Kronzeuge der Staatsanwaltschaft, der Polizeimeister S., der nicht nur strafrechtliche, sondern wegen des am Auge seines Opfers eingetretenen Dauerschadens auch zivilrechtliche Konsequenzen zu fürchten hatte. Die Unterstellung, daß die von mir benannten Zeugen am Ausgang des Verfahrens interessiert seien, konnte nur darauf beruhen, daß sie für die Staatsanwaltschaft als »Staatsfeinde« galten. Der Umstand, daß die politische Gesinnung der Angeklagten (und Zeugen) in dem Verfahren breiten Raum einnahm und offensichtlich auch für die Beurteilung der Glaubwürdigkeit eine Rolle spielte, war etwas, das mich – damals ein Anfänger im Umgang mit der Klassenjustiz – sehr erschreckte. So hieß es in der Anklageschrift:

Die Angeschuldigten Bauer, Rühmann, D., St., W., E. und R. stehen der KPD nahe. Ob sie der KPD angehören, ist unbekannt; dies steht lediglich bei der Angeschuldigten E. fest. Der Angeschuldigte Rühmann verteilte einige Male das Organ der KPD-Betriebsgruppe der A.G.-Weser *Das Werftecho*. Der Angeschuldigte D. ist Angehöriger der »Deutsch-Sowjetischen Freundschaft«. Im Juli 1952 trat er erstmals als Mitglied eines Komitees der Hafenarbeiter auf, das unter dem Einfluß der KPD steht. Der Angeschuldigte St. nahm an verschiedenen Veranstaltungen der KPD teil. Auf einer Versammlung am 3. 3. 1954 hielt er eine kurze Ansprache. Der Eintritt der Angeschuldigten E. in die KPD wurde auf einer Feierstunde der KPD im Parkhaus öffentlich ausgerufen. Lediglich der Angeschuldigte G. hat sich bisher von der KPD ferngehalten und nur an Demonstrationen der Erwerbslosen teilgenommen.

Die KPD war damals eine legale Partei! Das hinderte die Staatsanwaltschaft nicht, in der Anklageschrift lange Ausführungen darüber zu machen, daß es sich bei dem Arbeitslosenausschuß, der den Protestmarsch vom 25. 11. 1953 veranstaltet hatte, um eine »kommunistische Tarnorganisation« handle, die der »kommunistischen Wühlarbeit« diene.
Am ersten Verhandlungstag hatte ich nur den Angeklagten Rühmann verteidigt, am zweiten Verhandlungstag beauftragten mich fünf weitere Angeklagte, die sodann sämtlich freigesprochen wurden, als Wahlverteidiger. Sie wären wohl auch ohne mein Zutun freigesprochen worden. Aber die Sache sprach sich herum, und so wurde ich zum Kommunistenverteidiger. Eine Aufgabe, für die ich weder durch meine bürgerliche Herkunft noch durch mein damaliges politisches Bewußtsein prädestiniert war.

Am 17. August 1956 wurde die KPD durch Urteil des Bundesverfassungsgerichts verboten. Ihr Vermögen wurde eingezogen. Wenige Stunden nach Erlaß des Urteils erschienen im Hause Lindenhofstraße 13 in Bremen Polizeibeamte unter Führung des Kriminalkommissars W. Herr W. erklärte dem im Hause anwesenden Geschäftsführer Walter Ewert, daß aufgrund des KPD-Verbots das Haus mit allem Inventar der Beschlagnahme unterliege. Herr Ewert wies darauf hin, daß es sich bei dem Haus Lindenhofstraße 13 und dem darin vorhandenen Inventar um das Eigentum der Robert-Stamm-Haus-Genossenschaft handele, die mit der verbotenen KPD nicht identisch sei. Lediglich ein Teil des Hauses sei an die KPD vermietet. Herr W. erklärte, das sei jetzt nicht interessant, es werde auf jeden Fall alles beschlagnahmt. Sodann wurde das gesamte Inventar aus den bisher an die KPD vermieteten Räumen aufgeladen und abgefahren. Die in den Räumen anwesenden Personen wurden aufgefordert, das Haus zu verlassen, die Räume wurden versiegelt.
Das Haus war im Jahre 1950 von der Stadtgemeinde Bremen im Wege der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts auf die Robert-Stamm-Haus e.G.m.b.H. übertragen worden. Das nationalsozialistische Unrecht hatte darin bestanden, daß nach Hitlers Machtergreifung das Parteihaus der KPD auf Grund des Gesetzes zur Einziehung kommunistischen Vermögens vom 26. 5. 1933 zugunsten des Bremischen Staates eingezogen worden war. Sowohl diese Vorgeschichte als auch die Wahl des Namens Robert Stamm – er war vor 1933 Bezirksleiter der KPD und wurde im Dritten Reich als Widerstandskämpfer hingerichtet – wirkten sich in dem nachfolgenden Prozeß vor dem Verwaltungsgericht in Köln für die Genossenschaft nachteilig aus, da sie die These des Bundesinnenministeriums stützten, es habe sich bei dem Vermögen der Genossenschaft um getarntes KPD-Vermögen gehandelt. In einem Schriftsatz vom 5. 11. 1957

trug der Beauftragte des Bundesinnenministers vor: »Die Gründung der Genossenschaft lag durchaus in den Erfahrungen begründet, die die Kommunistische Partei schon lange Jahre vor 1933 und dann während der nationalsozialistischen Herrschaft gemacht hatte.« Meine Erwiderung: »Die Persönlichkeit des ersten Bundesinnenministers der Bundesrepublik (Gustav Heinemann) ließ nicht befürchten, daß sich diese Erfahrungen wiederholen würden.«

Das Verbot der KPD stellte die relativ wenigen Kommunisten, die das Hitler-Regime überlebt hatten, vor die Alternative, entweder illegal weiterzuarbeiten, oder, wie sich bald herausstellte, auf jede politische Aktivität zu verzichten. Das betraf Genossen, die zum Teil schon vor 1933 gegen den Faschismus gekämpft und während des Dritten Reiches jahrelang in Zuchthäusern und Konzentrationslagern zugebracht hatten. Vielen Verfolgten des Nazi-Regimes, die auch nach dem KPD-Verbot mit sozialistischer Zielsetzung weiterarbeiteten, wurden die Wiedergutmachungsrenten aberkannt. Viele, die schon bei Hitler in Haft gesessen hatten, wurden erneut wegen ihrer auf Verwirklichung des Sozialismus gerichteten politischen Arbeit zu Freiheitsstrafen verurteilt.

Als sich der auch bei politischen Gegnern hochangesehene Kommunist Willy Meyer-Buer als parteiloser Kandidat an der Bundestagswahl 1961 beteiligen wollte, holte er anwaltlichen Rat ein, ob er damit gegen das KPD-Verbotsurteil verstoße. In Übereinstimmung mit Äußerungen, die aus dem Bundesinnenministerium bekanntgeworden waren, hielt ich eine solche politische Betätigung für zulässig, da das Verbot nur die Parteiorganisation betraf, nicht aber den ehemaligen Mitgliedern der KPD die jedem Bürger zustehenden politischen Rechte aberkannte.

Willy Meyer-Buer bewarb sich daraufhin in Bremen um ein Abgeordnetenmandat für den Bundestag. Bei seinen öffentlichen Wahlveranstaltungen und in Flugblättern machte Meyer-Buer kein Hehl daraus, daß er seiner kommunistischen Überzeugung treu geblieben war und forderte die Wähler auf, sich für ihn, »den Kommunisten Meyer-Buer«, zu entscheiden. Alles andere wäre unehrlich gewesen, denn in Bremen wußte damals jeder, wer Meyer-Buer ist. Er war 1931, als Zwanzigjähriger, der KPD beigetreten, hatte nach Hitlers Machtergreifung und dem Verbot der KPD im illegalen Parteiapparat weitergearbeitet und wurde von der Justiz des Dritten Reiches zweimal wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt – das erste Mal 1934 zu zwei Jahren und drei Monaten Zuchthaus, das zweite Mal 1936 zu vier Jahren und sechs Monaten Zuchthaus.

Den Bremern war er als kommunistischer Bürgerschaftsabgeordneter bekanntgeworden. Er hatte dem Bremer Landesparlament von 1946 bis zum KPD-Verbot 1956, dem Stadtparlament darüber hinaus bis 1959 angehört. Aber gerade der Umstand, daß er sich bei seiner Wahlkampagne als

Kommunist bekannte, wurde ihm zum Verhängnis. Seine Wahlveranstaltungen wurden verboten, seine Flugblätter beschlagnahmt, die Staatsanwaltschaft klagte ihn an und eine Strafkammer des Landgerichts Bremen verurteilte ihn am 20. 5. 1963 wegen Verstoßes gegen das KPD-Verbot zu acht Monaten Gefängnis (mit Bewährung). Das 356 Seiten umfassende Urteil gibt eine Wahlrede und weitere mündliche und schriftliche Äußerungen des Angeklagten im vollen Wortlaut wieder und liefert damit den dokumentarischen Beweis dafür, daß Meyer-Buer nicht als Kandidat einer verbotenen Partei aufgetreten ist. Aber obwohl ihm selbst das Urteil des Landgerichts bescheinigt, daß einem Kommunisten das Recht der Wählbarkeit durch das KPD-Verbot ebensowenig genommen worden ist wie das Recht der freien Meinungsäußerung, kam es zu seiner Verurteilung, denn:

> Als mit den Lehren des Kommunismus vertrauter ehemaliger profilierter Funktionär war es ihm darum zu tun, wieder einmal als Kommunist und zur Vorbereitung des Kommunismusses (Originaltext; H. H.) – jeweils mit der Zielsetzung der verbotenen KPD – eine Massenwirkung zu erzielen, um die kommunistischen Lehren nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Auf dem Hintergrund der allmählichen Remilitarisierung der Bundesrepublik im Zeichen des Kalten Krieges spielten sich unzählige Strafprozesse ab. Einer der wichtigsten: der Prozeß gegen die maßgeblichen Persönlichkeiten des Friedenskomitees der Bundesrepublik Deutschland, vom 9. 11. 1959 bis 8. 4. 1960. Obwohl Bestandteil einer weltweiten Friedensbewegung, schafften es die Richter des Düsseldorfer Landgerichts unter Anwendung der vom Bundesgerichtshof vorgezeichneten Muster, das Friedenskomitee als kommunistische Tarnorganisation zu disqualifizieren. Auf der Verteidigerbank saßen damals: Walther Ammann, Friedrich Karl Kaul, Diether Posser, der britische Kronanwalt Pritt (er war 1933 Vorsitzender des Reichstagsbrandgegenprozesses in London gewesen) und ich. Es war mein erster großer Organisationsprozeß. Die Angeklagten waren auf freiem Fuß. Alles wurde von den Verteidigern mit den Angeklagten kollektiv erarbeitet: Die Prozeßstrategie, eine Fülle von Beweisanträgen, direkte Ladung und Betreuung von Zeugen, Beschaffung von Informationsmaterial, Literatur, Beweisurkunden, Prozeßkritik, Öffentlichkeitsarbeit. In einem Düsseldorfer Hotel hatten wir ein vollständiges Büro mit allen technischen und personellen Hilfsmitteln eingerichtet. Unsere Beweisanträge, die dem Gericht ein umfassendes Bild von den historischen Voraussetzungen, von der politischen Notwendigkeit, der weltanschaulichen Unabhängigkeit und der verfassungsmäßigen praktischen Arbeit der Weltfriedensbewegung und des Friedenskomitees vermitteln und die These der Anklage widerlegen sollten, daß es sich bei den Angeklagten um Rädelsführer in einer verfassungsfeindlichen Vereinigung handle, wurden vom Gericht mit wenigen Ausnahmen abgelehnt, obwohl es sich durchweg um präsente Beweismittel handelte

(§ 245 StPO). Diether Posser zum Gericht: »Wenn Sie alle unsere Beweisanträge ablehnen, dann würde ich es ehrlicher finden, die Angeklagten durch Verwaltungsakt ins Konzentrationslager einzuweisen, anstatt uns Verteidiger hier als rechtsstaatliches Dekor zu mißbrauchen.« Der für Staatsschutzsachen zuständige Senat des Bundesgerichtshofs hat die von der Düsseldorfer Strafkammer praktizierte Vergewaltigung der Strafprozeßordnung in einem Grundsatzurteil vom 3. 7. 1962 abgesegnet, das inzwischen zum ständigen Rüstzeug der politischen Justiz gehört (BGHSt 17, 337).
Es hat nach dem Düsseldorfer Prozeß gegen keinen der beteiligten westdeutschen Anwälte ein Ehrengerichtsverfahren gegeben. Den Satz »Klassenjustiz stolpert nicht über die juristischen Zwirnsfäden der Strafprozeßordnung« – inzwischen Gegenstand eines ehrengerichtlichen Verfahrens – habe ich erst später gesagt.

Die Kriminalisierung von Organisationen, die gegen Wiederaufrüstung und für friedliche Koexistenz eintraten, lief über den Vorwurf personeller Kontakte und inhaltlicher Übereinstimmungen mit Kommunisten. Auch Einzeltäter sahen ihr Verhalten in den Urteilsgründen auf den Hintergrund der kommunistischen Weltverschwörung projiziert.
Ein Beispiel aus dem Jahre 1962:
Ein Betriebsrat aus Bremen, der SPD nahestehend, hatte im Februar 1960 eine Einladung des FDGB zu der am 22./23. 10. 1960 in Berlin-Karlshorst stattfindenden »gesamtdeutschen Metallarbeiterkonferenz« erhalten. Er folgte der Einladung, hörte sich die Referate an und leistete selbst einen Diskussionsbeitrag, über den im *Neuen Deutschland* zu lesen war:

Stürmischer Beifall brandete auf, als der Betriebsrat sagte: »Wer auf den Zusammenbruch der DDR wartet, kann auf den Sankt-Nimmerleins-Tag warten. Wer Frieden und sozialen Wohlstand in der Bundesrepublik will, muß mit der DDR zusammenarbeiten, ob es ihm paßt oder nicht.«

Die für Staatsschutzsachen zuständige Kammer des Landgerichts Lüneburg verurteilte den Mann wegen verfassungsfeindlicher Beziehungen in Tateinheit mit Zuwiderhandlung gegen das KPD-Verbot zu einer Gefängnisstrafe von sieben Monaten. Auf sieben Schreibmaschinenseiten legt das Urteil dar, daß es das Ziel der SED sei, die im Grundgesetz verankerte freiheitliche demokratische Grundordnung zu beseitigen und sie durch die Diktatur des Proletariats zu ersetzen, daß der FDGB ihr dabei als Transmissionsriemen diene und durch seine Westarbeit die durch das Verbot der KPD aufgetretene Lücke in der kommunistischen Propaganda auszufüllen habe. Der Angeklagte habe durch sein Auftreten auf dem Kongreß die »hinter dem Kongreß stehende Gesamtorganisation, die auch die illegale KPD umfaßt«, unterstützt.

Dieses Urteil entsprach der ständigen Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs, es hat hunderte von gleichartigen Urteilen gegeben, die sich alle darauf beriefen, die freiheitlich-demokratische Grundordnung schützen zu müssen, während es, wie heute kaum jemand ernstlich bestreiten kann, in Wahrheit darum ging, eine für den Weltfrieden höchst gefährliche politische Forderung strafrechtlich abzusichern: keine Verhandlungen mit der DDR! Selbst Siegfried Buback hat sich bei einer Podiumsdiskussion in Frankfurt im Jahre 1973 von dieser Rechtsprechung des Kalten Krieges distanziert.

Aber das von mir beispielhaft herausgegriffene Lüneburger Urteil hatte noch einen besonderen Aspekt, der auch zum Thema »Leben gegen Gewalt« gehört. In der mündlichen Urteilsbegründung sagte der Vorsitzende der Strafkammer, strafmildernd habe das Gericht berücksichtigt, daß der Angeklagte im Kriege seine Pflicht getan habe. Diese Pflichterfüllung bestand darin, daß er als Angehöriger der Waffen-SS »am Rußlandfeldzug teilgenommen« hatte. Derselbe Lebensabschnitt, den das Lüneburger Gericht noch im Jahre 1962 positiv bewertet, hatte für den Bremer Betriebsrat einen ganz anderen Stellenwert. Seine Erkenntnis hat er in einem Artikel niedergelegt, den das Urteil als Beleg für seine verfassungsfeindliche Gesinnung zitiert:

Deutschlands Jugend ist einmal durch die kapitalistische braune Uniform mit Trara und Tamtam irregeführt worden und später auf Grund der großen Prophezeiungen auf den Schlachtfeldern für die abendländische Kultur verblutet. Niemals darf es dazu kommen, daß durch Irreführung junge Menschen die besten Jahre ihres Lebens in Kriegsgefangenenlagern oder als Kriegsverbrecher darben, während die Verantwortlichen sich ihrer Verantwortung entziehen. Jede Wiederaufrüstung Westdeutschlands führt zu einem neuen Krieg; denn wozu brauchen wir Soldaten? Wer will uns angreifen?

Die sieben Monate Gefängnis für das verfassungsfeindliche Tun des Bremer Betriebsrats wurden zur Bewährung ausgesetzt. »Die Strafkammer ist zwar nicht davon überzeugt, daß der Angeklagte seine Auffassung alsbald ändern werde. Es ist aber anzunehmen, daß er durch das Strafverfahren und unter dem Eindruck der ausgesetzten Strafe eine Betätigung seiner Gesinnung unterlassen wird.« Wie großzügig, daß nach dem Freiheitsverständnis deutscher Richter das bloße Haben einer Gesinnung nicht verboten ist, wenn man sie nur nicht betätigt.

Zu den Kritikern einer Rechtsprechung, die »Ostkontakte« jeder Art kriminalisierte, gehörte damals auch Werner Maihofer. Auf der 10. Arbeitstagung des Initiativausschusses der Verteidiger in politischen Strafsachen – einer später ebenfalls offiziell als kommunistische Tarnorganisation diffamierten Arbeitsgruppe – hielt Maihofer im November 1963 in Frankfurt ein Referat über »Staatsschutz und Rechtsstaat«. Zitat:

Hatte der 6. Strafsenat des Bundesgerichtshofs im Jahre 1957 noch entschieden: »Wer nur bemüht ist, für die Anschauungen und Ziele der SED in der Bundesrepublik Anhänger zu

werben, sammelt keine Nachrichten im Sinne des § 92 und unterstützt auch keinen darauf gerichteten Nachrichtendienst«, so gilt heute, 1963, schon die Tatsache, daß ein Bürger der Bundesrepublik zu einem politischen Gespräch mit einem DDR-Vertreter bereit ist, als eine Nachricht im Sinne des § 92 und wird bereits deren Mitteilung vor jedem Versuch einer Kontaktaufnahme als vollendeter staatsgefährdender Nachrichtendienst bestraft. Entgegen Art. 11 unseres Grundgesetzes und dem verfassungsmäßigen Wiedervereinigungsgebot hat die Rechtsprechung damit ohne gesetzliche Grundlage heute praktisch einen ungeschriebenen Straftatbestand geschaffen, den Posser dahin umschreibt: »Wer als Mitglied einer in der DDR bestehenden politischen Organisation zu einem anderen als ausschließlich privaten Besuchen dienenden Zweck in die Bundesrepublik einreist oder einzureisen versucht, wird wegen Staatsgefährdung bestraft.«

Sodann brachte er zwei »alltägliche Beispiele aus der Praxis der politischen Justiz von heute«, von denen er eines einer Veröffentlichung von mir entnahm:

Das Mitglied eines Betriebes in der Ostzone entschließt sich nach langen Jahren einmal seine Mutter in Hamburg zu besuchen. Die Betriebsgewerkschaft, die sein Urlaubsgesuch genehmigen muß, bittet ihn bei dieser Gelegenheit, er möge doch, wenn er schon in Hamburg sei, auch den X und den Y aufsuchen und sie zur Leipziger Messe einladen, was er, nichts Böses ahnend, tut. Durch den Besitz einer östlichen Zeitung fällt er einem Beamten der politischen Polizei auf, der ihn wegen des Verdachts der Verbreitung illegalen Schrifttums vorläufig festnimmt. Zwar erweist sich dieser Verdacht bald als unbegründet, aber durch seinen arglosen Bericht über seine Reise und seine Besuche handelt der Mann sich einen ebenso schlimmen Vorwurf ein: Dadurch, daß er den Auftrag seiner Betriebsgewerkschaft übernommen habe, X und Y zur Leipziger Messe einzuladen, habe er sich den verfassungsfeindlichen Bestrebungen des FDGB der DDR »eingegliedert« und so einen verfassungsverräterischen Nachrichtendienst unterstützt, indem er die »Nachricht gesammelt« habe (wie es in § 92 unseres Strafgesetzbuches heißt), ob X und Y bereit seien, zur Leipziger Messe zu kommen. Als diesen Mann sein Anwalt, ich nehme an Herr Hannover, im Untersuchungsgefängnis aufsucht, sagt er: »Etwas anders hatte ich mir die Freiheit schon vorgestellt.«

Im Laufe der 60er Jahre verlagerte sich die außerparlamentarische Opposition und damit das Objekt der politischen Justiz auf andere, insbesondere der jüngeren Generation angehörende Bevölkerungsschichten. Die Ostermarschbewegung vereinte Atomwaffengegner verschiedener politischer Richtungen und Nationalitäten. Das herkömmliche Diffamierungs- und Kriminalisierungsmuster versagte. Solange in menschenleeren Gegenden marschiert wurde, nahmen Polizei und Justiz keinen Anstoß, aber die Konflikte begannen, als die Bewegung das Recht auf Straße auch dort beanspruchte, wo sie gesehen und gehört wurde.
Ein Fall aus dem Jahr 1963:
Während des Ostermarsches 1963 wurde bekannt, daß auf dem Düsseldorfer Flughafen 55 Engländer, die am Ostermarsch der Atomwaffengegner teilnehmen wollten, keine Einreiseerlaubnis in die Bundesrepublik erhalten hatten und in ihrem Flugzeug polizeilichen Schikanen ausgesetzt waren. Ihren Rückflug verhinderten sie durch eine Aktion gewaltlosen Widerstandes, indem sie sich weigerten, im Flugzeug die Sitzgurte anzulegen. Gegen

Abend ließen sich 40 bis 60 Demonstranten auf der Düsseldorfer Königsallee an der Ecke Graf-Adolf-Straße nieder, um sich mit den Engländern zu solidarisieren und gegen deren Behandlung zu protestieren. Sie zeigten Transparente, sangen Lieder und veranstalteten Sprechchöre. Ein Sprechchor »Nicht nur Einreise für Militaristen, sondern auch für Pazifisten« nahm auf die Tatsache Bezug, daß fast gleichzeitig die ungehinderte Ein- und Ausreise eines früheren hohen SS-Offiziers bekanntgeworden war, dem die Beteiligung an Morden vorgeworfen wurde. Als die Polizei erschien, sammelten sich nach und nach etwa 1500 Menschen an. Die Polizei verkündete über Lautsprecher, daß die Versammlung aufgelöst sei – Begründung: sie sei nicht vorschriftsmäßig (nämlich 48 Stunden vorher!) angemeldet worden. Daß es ein Recht auf Spontandemonstration gibt, wußte die Polizei nur, wenn der Anlaß die Demonstration politisch erwünscht erscheinen ließ (z. B. beim Mauerbau 1961 in Berlin). Nachdem die Menschen zum größten Teil der drohenden polizeilichen Gewalt gewichen waren, verblieb ein harter Kern von Demonstranten, gegen den die Polizei aus nächster Nähe den schmerzhaften Strahl des Wasserwerfers einsetzte. Sodann wurden 49 zum Teil völlig durchnäßte jugendliche Demonstranten beiderlei Geschlechts in Polizeigewahrsam verbracht. Man hätte sie auch wegtragen können, als sie noch trocken waren. In den nachfolgenden Prozessen bestrafte die Justiz die jungen Demonstranten wegen Auflaufs und Verstoßes gegen das Versammlungsgesetz. Als Verteidiger hatte ich vergeblich geltend gemacht, daß die Polizei sowohl bei der Versammlungsauflösung als auch bei Anwendung von Gewalt rechtswidrig gehandelt hatte.

Das Recht auf Straße – die einzige kostenlose Demonstrationsform, die das Volk den Kapitalisten entgegenzusetzen hat, die auf Grund ihres Eigentums über den Inhalt von Zeitungen bestimmen – wurde in den folgenden Jahren mit immer neuen Begründungen bestritten. Dabei machte es allerdings einen Unterschied, ob für oder gegen die Interessen der herrschenden Klasse demonstriert wurde. Am 18. 2. 1968 demonstrierten in Berlin etwa 12 000 Studenten auf Initiative des SDS gegen den Vietnam-Krieg. Bürgermeister Schütz hatte diese Demonstration verboten. Erst das Berliner Verwaltungsgericht ermöglichte ihre Durchführung. Die Demonstration verlief, wie in der Berichterstattung der Tagespresse einhellig anerkannt wurde, in guter Ordnung, ohne daß es zu den befürchteten Zwischenfällen und Zusammenstößen kam. Fünf Tage später fand eine Gegendemonstration statt, über die man in der kritischen bürgerlichen Presse folgendes nachlesen konnte:

Stern vom 3. März 1968:

Über 100 000 Menschen folgten Mittwoch letzter Woche dem Aufruf des Senats zu einer Kundgebung. Der Westberliner CDU-Chef Franz Amrehn hetzte die Menge auf: Mit dem

»gefährlichen Rüpelspiel der Randalierer« dürfe es nicht weitergehen. Sofort nach Ende der Kundgebung schritten die Bürger zur Tat: Bei schweren Schlägereien wurden 25 Menschen verletzt, 31 mußten vorübergehend in Haft genommen werden – zum Schutz vor der aufgeputschten Bevölkerung.

Spiegel vom 26. Februar 1968:

Enttäuscht von dem Richterspruch forderte Klaus Schütz die Berliner zur Volksjustiz auf: »Helfen Sie mit, Straftäter festzustellen.« Doch die einzigen, die dann am Sonntag während der Demonstration quer durch Charlottenburg straffällig wurden, waren Schützens »beherzte Berliner« *(Bild)*. Schlägertrupps – darunter Mitglieder der »Jungen Union« – entrissen den Demonstranten Fahnen, inszenierten Prügeleien und verdroschen den dänischen Journalisten Jacob Ludvigsen. Unter den Augen der Polizei hieben Gegendemonstranten auf die vorbeiziehenden Vietnam-Demonstranten ein . . . Was nach Student aussah, geriet unter die Fäuste – so auch der *Zeit*-Korrespondent Kai Hermann. Bärte und Kord-Hosen markierten den Feind, der sich freilich nur spärlich zeigte. Über 100 Polizisten mußten ein eingekeiltes Polizeiauto befreien, in dem jener junge Mann, der wie Rudi Dutschke aussah, vor der lynchlustigen Menge Zuflucht gesucht hatte; der echte Dutschke war derweil in Holland. »Schneidet ihr die Haare ab, schlagt sie tot«, grölten Berliner und schlugen vor dem Rathaus auf ein Mädchen ein, als es bereits am Boden lag . . .

Als ein Pfarrer dem Mädchen helfen und die Schläger beschwichtigen wollte, stürzten sich mindestens 20 Leute auf ihn, schlugen ihn und beschimpften ihn als »Kommunistenschwein«. Ein einziger – ein ebenso wie der Pfarrer dem SDS keineswegs freundlich gesonnener Rechtsanwalt – versuchte ihm beizustehen. Der Pfarrer in einem Brief an Bürgermeister Schütz:

Jetzt war ich auf einmal vergessen, Leute drängelten mich fort und fielen über Herrn Prelinger her. Ich sah nur noch, wie man ihn am Hals packte und an seinem Kragen riß. Einige Leute hörten das Wort »Rechtsanwalt« und fingen an zu schreien: »Das ist der Mahler, schlagt ihn tot!«

Daß es sich nicht um Einzelfälle handelte, ergibt eine von Manfred Rexin im Auftrage der Internationalen Liga für Menschenrechte herausgegebene Dokumentation, in der Zeugenaussagen über ähnliche Vorfälle zusammengestellt sind.
Mir ist nicht bekanntgeworden, daß es auch nur einen einzigen Strafprozeß gegen diese Terroristen von rechts gegeben hätte. Aber als ich die Berliner Gegendemonstration bei der Verteidigung junger Demonstranten, die durch gewaltlose Aktionen gegen die Erhöhung von Straßenbahnpreisen protestiert hatten, erwähnte und dabei den Ausdruck »faschistischer Mob« verwendete, beschwerte sich der Richter bei der Rechtsanwaltskammer und führte meine Äußerung als Beweis dafür an, daß ich »der geltenden Rechtsordnung und den staatlichen Ordnungsorganen negativ gegenüberstehe«.

Am 11. April 1968 wurde Rudi Dutschke, damals wohl der bekannteste Sprecher der Studentenbewegung, durch Revolverschüsse eines Attentäters

lebensgefährlich verletzt. Am folgenden Tag kam es in zahlreichen Städten zu spontanen Demonstrationen, die sich in erster Linie gegen die Verlagshäuser und Druckereien des Axel-Springer-Konzerns richteten. *Bild, Bild am Sonntag, Welt, Welt am Sonntag* und andere Springer-Zeitungen hatten in einer jahrelangen Hetzkampagne gegen die außerparlamentarische Opposition das Pogromklima geschaffen, das diesen Mordanschlag möglich machte.

In Hannover fanden sich am Abend des 12. April 1968 nach und nach 600 bis 700 Personen vor dem Pressehaus ein, wo eine Redaktion der *Bild-Zeitung* untergebracht war und damals rund 500 000 Exemplare der Auflage gedruckt wurden. Die Demonstranten wollten, wie im nachfolgenden Strafprozeß festgestellt wurde, die Auslieferung der *Bild-Zeitung* um einige Stunden verzögern und versperrten deshalb die Ausfahrt des Gebäudes. Nachdem die Polizei die Demonstration zunächst toleriert hatte, forderte sie gegen 2.30 Uhr durch Lautsprecher zur Räumung der Toreinfahrt auf. Nachdem die Aufforderung nicht befolgt wurde, setzte die Polizei zunächst Wasserwerfer und sodann Schlagstöcke ein. Die Demonstranten, die der polizeilichen Gewalt am längsten widerstanden hatten, verbrachten die Nacht durchnäßt und zum Teil mit Verletzungen in Polizeihaft.

Am 28. 11. 1968 wurden fünf Angeklagte wegen Nötigung zu je 100,– DM Geldstrafe verurteilt. Die wahrscheinlich von einem jungen Gerichtsassessor verfaßte Urteilsbegründung des Schöffengerichts ist sehr interessant. Sie verwirft die Auffassung der Anklage, daß die Angeklagten auch wegen Landfriedensbruchs hätten verurteilt werden müssen. Die Angeklagten seien von Anfang an entschlossen gewesen, gegen niemand Gewalt zu üben; selbst als die Polizei mit Wasserwerfern vorgerückt sei, habe man noch die Parole verkündet, der Gewalt nicht mit Gewalt zu begegnen. Nach kritischer Auseinandersetzung mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts stellt sich das Urteil auf den Standpunkt, »daß diese Kundgebung, deren geistige Väter Mahatma Ghandi, Martin Luther King und alle anderen Männer des gewaltlosen Widerstandes waren, im Lichte der heutigen Verfassungswirklichkeit keine Gewalttätigkeit im Sinne des § 125 StGB« gewesen sei. Zur Verurteilung wegen Nötigung kam das Gericht nur aus der Erwägung, daß die Blockade der Zeitungsauslieferung zwar eine Zeitlang rechtmäßig gewesen, durch ihre Dauer aber unrechtmäßig geworden sei. In diesem Zusammenhang finden sich im Urteil folgende bemerkenswerte Sätze:

Der mächtige Zeitungskonzern, der mit seinen Zeitungen und Zeitschriften unmittelbar oder mittelbar fast jeden Bundesbürger erreicht, wurde durch diese Demonstration nicht um ein einziges Zeitungsexemplar geschmälert, denn die *Bild-Zeitung* dieses Tages ist in ihrer vollen Auflagenhöhe erschienen und es steht dahin, ob es wirklich eine Gefahr für die Meinungsfreiheit darstellte, wenn eine einzige Auflage der *Bild-Zeitung* diejenigen Leser, die sich aus ihr ihre politische Meinung zu bilden pflegen, einmal etwas später als sonst erreichte. Es handelte sich mithin gar nicht darum, daß die Demonstranten dem Verlag Axel Springer das Recht der

freien Meinungsäußerung vorenthalten wollten, das wollten sie gar nicht und das konnten sie auch nicht. Da sie über keine wirkungsvolleren Publikationsmittel verfügten, wollten sie vielmehr lediglich dokumentieren, daß es noch eine andere Meinung als die der sogenannten »Springer-Blätter« gebe und im allgemeinen Interesse geben müsse. Eine solche Kundgebung stellte aber gegenüber dem gewaltigen Zeitungsunternehmen Springer zunächst allenfalls eine Belästigung dar. Eine solche Belästigung in Ausübung eines verfassungsmäßig garantierten Rechts, des Demonstrationsrechts, kann aber nach dem allgemeinen Grad sittlicher Anschauung auch unter dem Grundrechtsvorbehalt aus Artikel 2 Abs. 1 GG nicht als »verwerflich« angesehen werden.

In der Berufungsinstanz wurden auch die restlichen fünf Angeklagten freigesprochen. Einige Zitate aus dem ebenfalls von einem jungen Gerichtsassessor formulierten Urteil des Landgerichts vom 12. 3. 1969, das in mustergültiger Weise die vom Bundesverfassungsgericht in seiner besten Zeit entwickelten Grundsätze weiterführte:

Demonstrationen sind mehr als nur einfache Kundgebung und Darlegung von Anschauungen und Meinungen. Sie enthalten neben dem Moment der Willensäußerung auch das der Willensdurchsetzung. In diesem Rahmen darf daher ein gewisser Zwang auf Dritte ausgeübt werden, eine politische Meinung zur Kenntnis zu nehmen, was den klassischen Demokratien selbstverständlich ist . . .

Bei der Beurteilung von Demonstrationen sind in weitaus größerem Maße als bisher die Auswirkungen der Grundrechte der Meinungs- und Versammlungsfreiheit auf die allgemeinen Gesetze zu beachten . . .

Und das Erstaunliche: das Urteil ließ es nicht bei solchen Spruchweisheiten, sondern machte mit ihnen ernst. Es setzte sich mit dem Bericht der auf Beschluß des Bundestags vom 11. Mai 1967 eingesetzten Pressekommission auseinander, der eine Gefährdung der Pressefreiheit durch den Marktanteil des Springer-Konzerns festgestellt hatte, und gelangte von daher zu einem Verständnis des der Demonstration zugrunde liegenden politischen Ausgangspunkts, das bei deutschen Gerichten Seltenheitswert hat. Auch was die Notwendigkeit der polizeilichen Gewaltanwendung gegenüber dem gewaltlosen Verhalten der Demonstranten anbelangt, scheute sich das Gericht nicht vor der klaren Feststellung, daß die Menschenmenge ab 23 Uhr immer mehr abnahm und sich »auch ohne den nachfolgenden Polizeieinsatz alsbald verlaufen hätte, weil das Ziel der Demonstration – die Verzögerung der Auslieferung – erreicht worden war«.

Wenn nicht die Amnestie von 1970 dazwischengekommen wäre, hätte sich jedoch eine andere Strafkammer des Landgerichts Hannover erneut mit der Sache befassen müssen, denn der frische Wind, den die Studentenbewegung auch in die Köpfe mancher Juristen geblasen hatte, war nicht bis Celle gedrungen. Auf die Revision der Staatsanwaltschaft hob das Oberlandesgericht Celle am 21. 10. 1969 das Urteil des Landgerichts Hannover auf und verlangte, daß die Angeklagten sowohl wegen Landfriedensbruchs als auch wegen Nötigung und Auflaufs verurteilt werden müßten. Nur dieses Urteil, das sich in sonst verpönter Weise in die Beweiswürdigung des Landgerichts

einmischte und in rechtlicher Hinsicht wieder alles auf den Stand von 1871 zurückdrehte, wurde in einer Fachzeitschrift veröffentlicht. Hier nur zwei Sätze, die dabei unter den Tisch gefallen sind:

Selbst wenn die Angeklagten »sich eingekreist fühlten«, ist ohne nähere Feststellungen nicht erkennbar, warum sie »eingedenk früherer Vorkommnisse in Berlin Übergriffe der Polizei befürchteten«. Denn die Angeklagten hatten es mit niedersächsischen Polizeibamten zu tun.

Ulrike Meinhof kannte ich aus ihrer Zeit als Kolumnistin bei *konkret*. Es gibt Leute, die sie schon damals, als sie noch mit Druckerschwärze für die Erhaltung des Grundgesetzes und seiner 1949 festgelegten Prinzipien, gegen Remilitarisierung, Atomwaffen und Notstandsgesetze kämpfte, gehaßt haben. Als Helmut Schmidt noch Senator in Hamburg war, wurde ich einmal von der Humanistischen Union zu einer Podiumsdiskussion mit ihm und Ulrike Meinhof eingeladen. Thema, glaube ich, Notstandsgesetze. Helmut Schmidt lehnte ab. Begründung: mit Ulrike Meinhof und Heinrich Hannover setze er sich nicht an einen Tisch.

Als Ulrike Meinhof in den Untergrund ging – ein Entschluß, der die politische Linke um einen ihrer besten Köpfe gebracht hat –, war ich ebenso betroffen wie viele ihrer politischen Freunde. Sie selbst hat sich kritisch zum Ablauf der Baader-Befreiung geäußert und die Verletzung eines Unbeteiligten bedauert. Was möglicherweise als Fortsetzung einer Provokationsstrategie gedacht war, die mit Happenings der Kommune 1 in Berlin, mit Farbeiern aufs Amerikahaus, Zigarren im Gerichtssaal und dergleichen Regelverletzungen als »fröhliche Gewalt« begonnen hatte, wurde plötzlich blutiger Ernst. Ulrike Meinhofs weiterer politischer Weg trennte sie von ihren alten politischen Freunden. Aber als sie einen Anwalt brauchte, habe ich mich nicht geweigert, mich mit ihr an einen Tisch zu setzen.

Als ich sie kurz nach ihrer Festnahme (16. 6. 1972) in Köln-Ossendorf besuchte, mußte ich mich zum ersten Mal, seit ich Anwalt bin, auf Waffen durchsuchen lassen. Es war der Beginn eines Abschnitts bundesdeutscher Verfassungswirklichkeit, in dem der Terrorismus-Verdacht den neuen Bezugspunkt zur Diffamierung und Kriminalisierung antikapitalistischer Opposition bildet. Die Rechtsanwälte, die von den politischen Gefangenen als Verteidiger gewählt wurden, waren das erste Objekt einer von der Springer-Presse unter Mitwirkung des Bundeskriminalamtes und der Generalbundesanwaltschaft inszenierten Haß- und Hetzkampagne. Als 1959 Leute wie Diether Posser und ich wegen unserer Verteidigertätigkeit im Düsseldorfer Friedenskomitee-Prozeß von der Springer-Presse als »SED-Anwälte« apostrophiert wurden, konnten wir noch lachen, aber jetzt wurde die systematische Identifizierung von Verteidigern mit ihren Mandanten zur realen Existenzgefährdung. Die Gefahr erwuchs nicht nur aus der systematischen Diffamierung der »Terroristen-Anwälte«, sondern auch daraus, daß

es in der Bundesrepublik bisher noch nie Gefangene gegeben hat, die derart terroristischen Haftbedingungen' unterworfen worden sind, so daß sich für die Verteidiger die Notwendigkeit zu einem Engagement ergab, das mehr als sonst üblich den Weg in die Öffentlichkeit einschloß.
Am 20. 6. 1972 ordnete der Ermittlungsrichter des Bundesgerichtshofs an, daß Ulrike Meinhofs Postverkehr auf Angehörige und amtliche Stellen beschränkt wird. Dieser Beschluß, gegen den ich vergeblich Rechtsmittel einlegte, bedeutete praktisch, daß sie sich von diesem Tage an nicht mehr öffentlich äußern konnte. So war es trotz Anrufung des Bundesverfassungsgerichts nicht möglich, eine Erklärung von Frau Meinhof zu den Ereignissen anläßlich der Münchener Olympiade an die Redaktion der *Frankfurter Rundschau* zur Veröffentlichung zu übersenden. Diese totale Entmündigung widersprach nach meiner Auffassung dem auch einem Untersuchungsgefangenen zustehenden Grundrecht auf freie Meinungsäußerung und dem ebenfalls durch Artikel 5 des Grundgesetzes geschützten Informationsinteresse des Leserpublikums. Die vom Bundesverfassungsgericht gebilligte Begründung des Bundesgerichtshofs, es sei damit zu rechnen, daß auch ausgehende Briefe verschlüsselte Nachrichten über Fluchtmöglichkeiten oder Einzelheiten der Ermittlungen enthalten, die von dem die Post kontrollierenden Richter nicht entdeckt werden können, entlarvt sich schon durch ihre Inkonsequenz als bloßer Vorwand. Denn wenn man sie ernst nimmt, hätte sie logischerweise auch zum Verbot des Postverkehrs mit Angehörigen führen müssen.
Auch hätte ein Aufsatz zu aktuellen Tagesereignissen, bevor er wirklich veröffentlicht worden wäre, alle denkbaren Kontrollen durchlaufen – sicher nicht nur die eines Richters und die der Redaktion einer bürgerlichen Zeitung –, und ich weigere mich zu glauben, daß die Zensurbeamten einer computerbewehrten hochtechnisierten Staatsapparatur unfähiger sein sollten, als es die Zensoren klassischer Diktaturen waren. Nein, es ging nach meiner Überzeugung darum, Ulrike Meinhof (und andere Gefangene) mundtot zu machen, und schon das war für einen Menschen, der etwas zu sagen hatte, ein letztlich tödlicher Eingriff in seine Identität.
Anwälte, die sich angesichts dieser totalen Entmündigung der politischen Gefangenen für berechtigt und verpflichtet hielten, Meinungsäußerungen ihrer Mandanten ohne Genehmigung der Karlsruher Zensurinstanzen direkt der bürgerlichen Presse zu übergeben, sehen sich heute dem Vorwurf ausgesetzt, eine kriminelle Vereinigung unterstützt zu haben.
Eine Überlebenschance verblieb noch: die nichtöffentliche Kommunikation der politisch gleichgesinnten Gefangenen untereinander. Anwälten, die diese vermittelt haben, wird heute der Prozeß wegen Errichtung eines Informationssystems gemacht. Dabei werden Stellen aus einzelnen Briefen genüßlich zitiert, die freilich nicht die Sprache der Herrschenden sprechen,

mit deren Veröffentlichung jedoch Justiz und Exekutive einen eklatanten Eingriff in die bisher in allen Rechtsstaaten selbstverständliche Vertraulichkeit des Mandatsverhältnisses zwischen Gefangenen und Verteidigern schamlos eingestehen.
Ich verteidige einen Kollegen, dem vorgeworfen wird, durch Vermittlung von Informationen über den Stand eines Hungerstreiks – bekanntlich das letzte (gewaltlose!) Mittel, das einem Gefangenen verbleibt, um sich gegen die totale Übermacht des Staates zu wehren und humanere Haftbedingungen zu erkämpfen – seine anwaltlichen Pflichten verletzt zu haben. Eine weitere Pflichtverletzung soll darin bestehen, daß er auch Informationsmaterial als Verteidigerpost in die Zelle geschickt hat, das nicht unmittelbar die Verteidigung betroffen habe (z. B. das Gutachten einer Rechtsanwaltskammer über die Zulässigkeit einer Sprechzelle mit Trennscheibe). Ich selbst habe die Übersendung von politischen Druckschriften vorsichtshalber durch den BGH genehmigen lassen, der in einem Beschluß vom 21. Februar 1973 ausführte, daß der Inhalt, zumindest der Druckschriften *Roter Morgen* und *Die Niederlage der RAF ist eine Niederlage der linken Bewegung*, insbesondere im Falle einer Weitergabe an Mithäftlinge, geeignet sei, Störungen der Anstaltsordnung herbeizuführen:

Indessen ist hier zu berücksichtigen, daß die Druckschriften von dem Verteidiger der Beschuldigten, Rechtsanwalt Hannover, beschafft worden sind und nach dessen Vorbringen für die Vorbereitung ihrer Verteidigung benötigt werden. Daß sie – jedenfalls aus der Sicht der Beschuldigten – hierfür von Bedeutung sein könnten, vermag der Senat nicht auszuschließen.

Es ist nicht einzusehen, weshalb anderen Kollegen, die sich dieser Vorzensur von Verteidigerpost nicht unterworfen haben, der Prozeß gemacht wird. In einem Staat, nach dessen Verfassung eine Zensur nicht stattfindet, ist es Sache des Verteidigers zu entscheiden, was nach seinem pflichtgemäßen Ermessen Verteidigerpost ist und was nicht.
Ein weiterer Fall höchstrichterlich gebilligter Zensur betrifft den Schriftsteller Peter-Paul Zahl[2], der, damals Untersuchungsgefangener in der Justizvollzugsanstalt Köln, ein Buchmanuskript »Isolation« an den Rotbuch-Verlag übersenden wollte. Das Manuskript wurde durch richterlichen Beschluß von der Beförderung ausgeschlossen, weil es »teilweise beleidigend« und geeignet sei, die »Ordnung in der Anstalt zu gefährden«. Zur Begründung werden einige Aussagen des Buches zitiert, denen jeweils die widersprechende Äußerung der Anstaltsleitung gegenübergestellt wird. Zum Beispiel:

Auf S. 42 wird der Eindruck erweckt, alle Zellen wären derart unterbeheizt, daß die Insassen sich im Winter nur in Decken gehüllt dort aufhalten könnten (Anstaltsleitung: in den Erdgeschoßzellen 19°-20°, Erweiterung der Heizung um 2 Rippen nach Bewilligung der Haushaltsmittel).
Auf S. 47 wird dargelegt, es gebe »Rollkommandos«, die »dezenter als früher« agierten und

Delinquenten »unter Ausschluß der Öffentlichkeit ›behandelten‹«. (JVA: Es gibt kein Rollkommando).

Ich erhob für Peter-Paul Zahl Verfassungsbeschwerde. Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen lieferte in seiner Stellungnahme weitere Beispiele dafür, nach welchen Kriterien in einem freiheitlich-demokratisch geordneten Land Literaturkritik stattzufinden hat:

Seite 43: »Der Verpflegungssatz deutscher Gefangener liegt um ca. 50% unter dem der Polizeihunde« (Richtig: Der Verpflegungssatz in den JVA des Landes Nordrhein-Westfalen – monatlich rd. 90,– DM – umfaßt lediglich den bloßen Lebensmitteleinsatz unter Berücksichtigung von Großeinkäufen und Eigenleistungen, zum Beispiel: Herstellung des Brotes in vollzugseigener Großbäckerei. Der dem Polizei-Hundeführer gewährte Entschädigungssatz – 98,– DM monatlich – soll neben den Futtermittelkosten den besonderen Einsatz des Beamten abgelten.

Und ein Satz aus den rechtlichen Erwägungen des Schriftsatzes:

Wenn ein Manuskript wie das hier vorliegende, das im angefochtenen Beschluß des Oberlandesgerichts Düsseldorf zutreffend als »Pamphlet« gekennzeichnet ist, nicht angehalten werden dürfte, würde dies den Beschwerdeführer und die ihm Gleichgesinnten in ihrer Überzeugung bestärken, daß der demokratische Rechtsstaat ihnen und ihren Gesinnungsgenossen gegenüber wehrlos sei.

In meiner Erwiderung wies ich darauf hin, daß die geistige Auseinandersetzung in einem freiheitlich-demokratisch verfaßten Staat nicht so aussehen sollte, daß der gegenüber einem Untersuchungshäftling ohnehin übermächtige Staatsapparat mißfällige Äußerungen schon an der Zellentür abfängt. Das angemessene Mittel der Gegenwehr gegen Worte sei das Wort. Von Wehrlosigkeit des Staates könne daher nur dann gesprochen werden, wenn das Manuskript meines Mandanten den Verantwortlichen die Sprache verschlagen haben sollte.
Der aus den Richtern Wand, Hirsch und Dr. Niebler bestehende Vorprüfungsausschuß des Bundesverfassungsgerichts billigte die Zensurmaßnahme unter Hinweis auf die schwerwiegende Verletzung der Persönlichkeitsrechte der im Vollzug und Polizeidienst tätigen Bediensteten. Demgegenüber müsse die schriftstellerische Betätigungsfreiheit des Beschwerdeführers zurücktreten. Ein Sieg der Ordnung über die Freiheit. Ein Sieg der Gewalt über das Wort.

Der Terrorismus linker Gruppen – ein Novum in einem Land, in dem Terrorismus immer eine Sache von rechts gewesen ist – hat keinerlei Verbindung zu den Interessen der lohnabhängigen Massen, aber er hat die Vorwände geliefert, um den Staatsapparat als schlagkräftiges Instrument der herrschenden Klasse weiter auszubauen. Wenn die Interessen des Großkapitals es erfordern, steht jetzt alles bereit: eine bewaffnete Macht, deren Aufrüstung durch propagandistische Fixierung des Volkes auf eine angebliche militärische Gefahr aus dem Osten möglich wurde, Notstandsgesetze,

die auch den Einsatz der Bundeswehr im Innern vorsehen, und schließlich ein entliberalisiertes Straf- und Prozeßrecht – alles Machtmittel, die anderen Zwecken nutzbar gemacht werden könnten, als sich manche, die ihrer Einführung zugestimmt haben, träumen lassen mögen. Da werden junge Menschen, die als Lehrer oder Juristen in den öffentlichen Dienst wollen, gefragt, wie sie sich die Verwirklichung des Sozialismus ohne das Durchgangsstadium der Diktatur des Proletariats vorstellen; aber ist die bescheidene Gegenfrage erlaubt, ob in diesem Land eine Mehrheitsentscheidung für den Sozialismus (eine vom Grundgesetz in seinem vergessenen Artikel 15 vorgesehene Möglichkeit) gegenüber den auf Abruf bereitstehenden Instrumenten der herrschenden Klasse eine Überlebenschance hätte? In Chile (und anderswo) ist der Welt vorgeführt worden, mit welcher Skrupellosigkeit das Großkapital sich zum Prinzip der Gewalt bekennt, wenn es um seine Interessen geht.

Der Terrorismus von links wird sich überleben, aber der Terrorismus von rechts wird als latente Gefahr bestehenbleiben. Auch seine gesetzlichen Vorboten werden nicht so schnell aus der politischen Landschaft verschwinden, wie sie eingeführt worden sind. Im Gegenteil, da gibt es Leute, die nach neuen Gesetzen rufen – und das heißt: noch mehr Knast, noch weniger Verteidigungsrechte – und gar nicht mehr überblicken, was es alles schon gibt. Neulich kam es zu einer Kontroverse zwischen zwei Politikern, von denen der eine einen Tatbestand der Staatsverleumdung einführen wollte und der andere nicht. Beide wußten nicht, daß es ihn schon gibt (er heißt allerdings »Verunglimpfung des Staates«). Und kaum jemand weiß, daß nach diesem Paragraphen verurteilt wird, wer z. B. behauptet, die BRD sei ein Staat der Kapitalisten, ohne daß seiner Verteidigung auch nur die Chance gelassen wird, den Wahrheitsbeweis zu führen.

Das Feld, auf dem ein Anwalt im politischen Strafprozeß noch im traditionellen Sinne verteidigen kann, ist schmal geworden. Die im Juli 1977 beim Kölner Landgericht erzielten Freisprüche für Karl-Heinz Roth und Roland Otto, denen aufgrund von Falschaussagen beteiligter Polizeibeamter Mord und Mordversuch vorgeworfen wurde, sind eine Ausnahme – auch sie mit ungeheurem persönlichen Einsatz der Verteidiger erkämpft gegen Vorurteile und Schikanen eines schließlich mit Erfolg abgelehnten Richters und gegen Maßnahmen der Polizeiführung und des zuständigen Ministeriums, die eine Aufklärung der Wahrheit erschwert haben. Auch Axel Springers *Bild am Sonntag* beteiligte sich mit einem frei erfundenen Artikel »Terroristen verurteilen Kölner Richter zum Tode« und garnierte diese Falschmeldung mit Bildern der beiden Angeklagten.

Das neue Feindbild vom »Terroristen-Anwalt«, von der Springer-Presse und ihren Sympathisanten kunstvoll gestrickt, läßt allmählich jeden Rechtsbruch denkbar erscheinen. Kann ich einem Mandanten, den ich im Knast

aufsuche, noch die Vertraulichkeit des Verteidigergesprächs zusichern? Oder werden wir unter Berufung auf höhere Rechtsgüter belauscht? Was soll ich antworten, wenn mich jemand fragt, ob mein Telefon abgehört wird? Kann ich noch jemand die Gewißheit vermitteln, daß seine Briefe in meinen Akten der anwaltlichen Schweigepflicht unterliegen? Oder muß ich morgen mit einer Durchsuchung meines Büros und Veröffentlichung der Korrespondenz rechnen? Höre ich richtig: Vertrauen zum Rechtsstaat!? Kann ich einem Menschen, der mir glaubhaft berichtet, er sei ohne Anlaß von Polizisten zusammengeschlagen worden, raten, gegen die Beamten Strafanzeige zu erstatten? Oder schicke ich ihn weg mit den Worten: Seien Sie froh, wenn Sie kein Verfahren wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt kriegen; oder wollen Sie noch eine wegen falscher Anschuldigung dazuhaben? Was soll ich meinen eigenen Kindern sagen, wenn sie mich fragen, ob wirklich im Grundgesetz stehe, daß niemand wegen seiner politischen Überzeugung benachteiligt werden darf? Muß ich sie nicht davor warnen, sich politisch zu engagieren (es sei denn im RCDS oder in der CDU), wenn ich sie vor einem künftigen Berufsverbot und anderen Nachteilen schützen will? Muß ich sie nicht davor warnen, sich an Demonstrationen gegen Kernkraftwerke zu beteiligen, wenn ich sie vor Polizeiknüppeln und Tränengas schützen will? Was soll ich antworten, wenn ich gefragt werde, was man eigentlich unter freiheitlich-demokratischer Grundordnung verstehe? Soll man überhaupt noch Grundrechte vor Gericht zitieren, um sich zum tausendsten Mal belehren zu lassen, daß im konkreten Fall nicht die Regel, sondern die Ausnahme Platz greife? – Überall Grundrechte, Bekenntnisse zu Menschenwürde und freiheitlichen Prinzipien, die durch das, was ich in 23 Anwaltsjahren erlebt habe, Lügen gestraft und als Spielmaterial für pathetische Sonntagsredner entlarvt worden sind. Wie lange wird man noch die Rolle des Verteidigers in politischen Strafprozessen übernehmen können, ohne sich des Betruges an denen schuldig zu machen, die noch an den Rechtsstaat glauben?

Anmerkungen

1 Offizielle Veröffentlichungen über die Haftbedingungen verschweigen, daß der zuletzt gegebene Zustand, der als Bevorzugung gegenüber anderen Gefangenen dargestellt wird, nicht dem entsprach, was die Verteidiger in den ersten Jahren der Untersuchungshaft ihrer Mandanten vorgefunden und schließlich mit Erfolg bekämpft haben. Diese Haftbedingungen haben nach den Gutachten unabhängiger medizinischer Sachverständiger bei mehreren Gefangenen zu körperlichen und psychischen Funktionsstörungen geführt, so daß sie vom Gericht für verhandlungsunfähig erklärt wurden. (Vgl. Ulf G. Stuberger, *In der Strafsache gegen Andreas Baader, Ulrike Meinhof, Jan-Carl Raspe, Gudrun Ensslin wegen Mordes u. a., Dokumente aus dem Prozeß*, Frankfurt/M. 1977).

2 Zum Fall Peter-Paul Zahl siehe: *Am Beispiel Peter-Paul Zahl*, Frankfurt/M. (1977).

NEU BEI TRIKONT

Florian Rabe/Herbert Röttgen — VULKANTÄNZE - Linke und alternative Ausgänge

Nach den Erfahrungen der letzten funf Jahre sind wir nicht mehr fähig, ein Buch zu schreiben — wenn man darunter eine abgerundete Geschichte, eine Biographie oder eine politische Argumentationslinie versteht. Für unseren Text haben wir deswegen die Metaphern Mischtopf, Hexenkessel oder Kessel des Dionysos gewählt. Dieses Bild soll uns das Durcheinander- und Zerfließen vielfältiger politischer Ideen und emanzipatorischer Lebenspraktiken veranschaulichen, die aus der Jugendrevolte der Sechziger Jahre hervorgegangen sind.

Körpersprache/Autonomie/Spiritualisten/Kollektivitäts- und Einsamkeitslehren/Macht/Männergruppen/Sexualität/Mischung/Selbstrepression/Feste/Harmonie/Mangel.

Wir beginnen einen Diskurs über den bewaffneten Kampf, wo wir alle Strategiedebatten ad acta legen und einmal den affektiven Untergrund ans Licht holen. Den Trieb schätzen wir mehr als die Vernunft. Die Utopie schätzen wir dagegen überhaupt nicht und halten sie für eine verhängnisvolle Lockpfeife. Wir schreiben was gegen Nietzsche, aber mehr für ihn und stellen mit Erschrecken, Trauer, aber auch Verachtung die Vorherrschaft des negativen Denkens in der linken Szene fest. Wir hüpfen durch unsere Kindheit, lieben *gangs* und hassen die Skopie antiautoritärer Eltern. Wir sind gegen die Dialektik wie wir für die Frauen sind, folglich gegen den Hermaphroditen. Was bedeuten uns Männern die Amazonen, Verena Stefan, Xanthippe, Athena? Gegen die Gegenökonomie und für den begrenzten Job. Untergrundliteratur im linken Sumpf: Bukowski, die Liebe zur Schmutzerotik, Castaneda, der Wille zur Macht. ca. 200 Seiten ca. 12 Mark

Peter Schult — BESUCHE IN SACKGASSEN

In seiner Autocollage „Besuche in Sackgassen" berichtet Schult über seine Jugend im Nazi-Deutschland, seine Erlebnisse mit Hitlerjungen und Luftwaffenhelfern, seine Tramp-Fahrten durch das zerstörte Nachkriegsdeutschland, seine Abenteuer unter Schwarzhändlern, Edelweißpiraten und jungen Gefangenen, seine „Karriere" nach dem Knast, von seiner Flucht in die Fremdenlegion, seine Begegnungen mit Ausreißern, Dealern, Haschern und Fixern, seine Erfahrungen als Homosexueller in der linken Scene, seine Knastzeit.
ca. 180 Seiten mit Abb. ca. 15 DM *Erscheint im Sommer*

INDIANER UND P38 — Italien: ein neues '68 mit anderen Waffen

Das Klassensubjekt erscheint woanders: Die „non garantiti", die Ausgeschlossenen, die Schwarzarbeiter, jungen Studenten und Subproletarier, Frauen, Indianer, die Bewaffneten (P38er) beschwören das Böse, schreiben, zerstören, sind kreativ.
Ihre Sprache ist der Bourgeoisie unverständlich und der Bourgeois erträgt nicht das Unverständliche in seiner Burg. Wort, Sprache, Gesten, Aktionen lassen keinen Dialog mit der Gegenseite mehr zu. Sie sind der Ausdruck für die absolute Unvereinbarkeit der *„Zwei Gesellschaften". — Die Axt des Absurden und Wahnsinns ist das Vorspiel des Krieges —* ca. 150 Seiten ca. 10 Mark

Inga Buhmann — ICH HABE MIR EINE GESCHICHTE GESCHRIEBEN

Ich war neugierig auf mein „eigenes" Leben.
Es war ein Abenteuer, denn ich hatte vieles von dem, was sich gerade in der Zeit zwischen dem Verlassen des Elternhauses und dem Eintritt in den SDS sechs Jahre später ereignete, verdrängt und vergessen: all die Jahre fast totaler Isolierung, der Gottsuche, des verbissenen Kampfes um das einzig mögliche Kunstwerk, die Grenzüberschreitungen in der Sexualität, das unerträgliche Leiden, die Verrücktheit, die heftigen Auseinandersetzungen um den Existenzialismus und die ersten „subversiven" Versuche der Gesellschaftsveränderung

Im zweiten Teil versuchte ich, meine „Geschichte in politischen Gruppen" vom Eintritt in den Frankfurter SDS 1966 bis zum Weggehen aus Berlin im Jahre 1971 zu beschreiben.

Ich meine, daß erst eine Vielzahl solch vorläufiger Interpretationsversuche von „eigenen" Lebensläufen es uns ermöglichen würde, die Entstehung und Entwicklung der antiautoritären Revolte besser zu verstehen. 290 Seiten 18 Mark

Kostenlos anfordern: Buch-Almanach und Musikzeitung UNSERE STIMME.
Kauft Bücher und Schallplatten in den Läden des VLB (Verband Linker Buchhändler), anderen progressiven und alternativen Läden — Adressen bei uns — oder direkt vom Verlag. TRIKONT-Verlagskollektiv, Kistlerstr. 1, 8000 München 90. T 089/691 78 21.

Karl Heinz Roth
Im Innern des Wals

Mai 1975-Juli 1977. Erste Aufzeichnungen

Zur Erinnerung an Philipp Sauber

Ich wandte mich und sahe an
Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne.
Und siehe, siehe, da waren Tränen,
Derer, die Unrecht litten und hatten keinen Tröster,
Und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig,
Daß sie keinen Tröster haben konnten.
Da lobte ich die Toten,
Die schon gestorben waren, mehr als die Lebendigen,
Die noch das Leben hatten;
Und der noch nicht innewird,
Das unter der Sonne geschieht.

Diese Passage – Prediger Salomo, 4. Kapitel – habe ich oft gesungen, als ich in Isolationshaft saß.

Eine Spitzelgeschichte zum Auftakt

»Ihr Freund – der Mann aus Köln – hat hier inzwischen die Würdigung seiner Darstellung Ihrer Person erfahren, die ihm gebührte.« Mit diesem gewundenen Satz überlistete ein Mitgefangener die Briefzensur unmittelbar nach Prozeßende. Der »Freund« war jener Denunziant des letzten Aufgebots, der mich unmittelbar vor der Aufhebung des Haftbefehls am 10. Juli 1977 schwer beschuldigte. Ich hätte die Ermordung des Gefängnisdirektors geplant. Ich hätte daran gearbeitet, den leitenden Arzt der Bochumer Gefängnisklinik zu liquidieren. Ich hätte ihm in der Freistunde erzählt, am 9. Mai 75 auf jeden Fall geschossen zu haben, wenn ich eine Chance gesehen hätte. Das timing des letzten Aufgebots war schlecht arrangiert. Der Denunziant fiel mit seiner Aussage vor Gericht durch. Die vorbereiteten Gegenbeweise und Erklärungen erwiesen sich als überflüssig. Ein paar Wochen vorher hätte es ganz anders ausgehen können. Ein vorsitzender Richter, der mit seiner Vernehmungstechnik alle Ungereimtheiten heruntergespielt hätte; eine bessere Koordinierung mit der Attacke von *Bild*, die Roland Otto und mich kurz zuvor eines weiteren Mordkomplotts gegen

eben diesen vorsitzenden Richter beschuldigte . . . Der Durchfall des Denunzianten war ein Regiefehler. Bitter für ihn, denn die Bestrafung durch seine Mitgefangenen, die ohnedies ausstand, wurde durch nichts kompensiert. Heute denke ich mit Trauer an ihn, an den Denunzianten, Ex-Barbesitzer und Sicherheitsverwahrten Peter Cabet*. Damals verfaßte ich die folgende Erklärung, die dann im Prozeß nicht mehr benötigt wurde:

Wie ein Delinquent aus Staatsräson zum Denunziant wird

Als Peter Cabet im Herbst 1976 vor die 13. große Strafkammer des Kölner Landgerichts trat, um sich wegen eines Aggressionsdelikts im Rückfall zu verteidigen, war er – laut eigenen Angaben – noch ein freier Mann. Das Urteil, unter Vorsitz von de Someskoy gefällt, traf ihn wie ein Keulenschlag: sechs Jahre, anschließend Sicherheitsverwahrung. Cabet, der ehemalige ›Zuchthäusler‹, der es zum Miteigentum an einer kleinen Bar im Kölner Unicenter gebracht hatte, kam erneut in Haft. Alle Versuche der Vergangenheit, seine schweren Verhaltensstörungen, deretwegen sein Kontakt mit den Mitmenschen auf Aggressionsdelikte zusammengeschrumpft war, zu heilen, waren gescheitert. Der Körper Cabets reagierte auf das Desaster mit einer schweren psychosomatischen Krankheit. Cabet wurde von Ossendorf in das internistische Krankenhaus des Gefängnisses Bochum verlegt. Damit war es endgültig aus für ihn. Mit dem bißchen Bewegung und Kontakt, das Ossendorf immerhin den Durchschnittsgefangenen gewährt, war es jetzt vorbei: kein Hobbyraum, keine Umschlüsse, Vegetieren in einer winzigen stickigen Zelle, Kirche und Freistunde als einzige Gemeinschaftsveranstaltungen. Überdies waren Cabet und der Gefängnisdirektor Berg alte Bekannte. Bevor Berg vom Zuchthaus Rheinbach nach Bochum strafversetzt wurde, saß Cabet dort ein. Cabet, ein Augenzeuge der Klingelpützaffäre, erzählte mir, Berg habe ihn in Rheinbach systematisch zerbrochen. Im ständigen Wechsel von Aufbegehren und verschärftem Arrest habe er unter Berg den letzten Halt verloren.
Diesen kaputtgemachten Delinquenten Cabet lernte ich im Januar 1977 kennen, als von meiner Isolationshaft der Punkt Einzelfreistunde gestrichen wurde. Er gehörte zu den vier bis fünf Mitgefangenen, die genügend groß waren, daß ich mich beim Rundendrehen auf sie stützen konnte. Denn ich litt noch immer an einer Fußhebeschwäche und an trophischen Störungen des linken Beins und knickte leicht um. Hinzu kamen Spasmen nach längerem Gehen. In diesen ersten Wochen war ich von Intrigen verschont. Selbst Cabet schrieb Briefe, in denen er sich über meinen Zustand erboste.

* Der Name wurde von der Redaktion geändert.

Sein Haftrichter de Someskoy (Cabet wartete auf das schriftliche Urteil, um in Revision gehen zu können) beschlagnahmte bald einen davon. Seither wußte Cabet, welche Bedeutung de Someskoy seinen Bemerkungen über mich beimaß. Das betonte er immer wieder. Im übrigen hörte ich den Gefangenen zu.

Ende Januar 1977 beschlossen die Gefangenen der Haftklinik nach langwierigen Diskussionen, gemeinsam etwas zur Verbesserung der Haftbedingungen zu unternehmen. Es wurden alle Beschwerden gesammelt, ebenso die Verbesserungsvorschläge. Es kam ein an Knast- und ärztliche Leitung adressierter Gemeinschaftsantrag heraus, über den in einer Freistunde abgestimmt wurde. Auch die Vorgehensweise wurde gemeinsam festgelegt. Eine Art Petititionsausschuß wurde gewählt. Die Antragsformulare wurden so verteilt, daß sie selbst bei schärfster Razzia nicht alle abgefangen werden konnten. Die Aktion war ein großer Erfolg. Über 60 Gefangene, fast 100 Prozent aller Einsitzenden, unterschrieben. Sogar Cabet gab seine Unterschrift, obwohl er böse darüber war, daß er von den direkten Vorarbeiten nichts mitbekommen hatte. Die Sicherheitsabteilung hatte natürlich Wind bekommen und sich auf die Suche nach Spitzeln begeben. Cabet war nicht abgeneigt, auf seine egozentrisch-zerstörte Art – die einzige, die nach den Dauer-Arresten von Rheinbach noch erfolgversprechend schien – mitzuspielen. Er war aber rechtzeitig als neuer Vertrauensmann der ›Sicherheit‹ erkannt worden.

Auf die berechtigten Forderungen antwortete die Gefängnisleitung mit wütenden Repressionen: Rückverlegung in die Ausgangsgefängnisse, Isolationshaft, Verschärfung der Sicherheitsmaßnahmen. Berg erklärte mir anläßlich einer Vorführung, daß sich an den Zuständen nicht das Geringste ändern werde, solange er diesem Gefängnis vorstehe: in einem Haftkrankenhaus komme es gerade entscheidend darauf an, daß für die Insassen der Unterschied zu einem normalen Krankenhaus draußen jederzeit erkennbar bleibe und sich ihnen entsprechend einpräge. Als ich in der zweiten Februarwoche wieder in die Gemeinschaftsfreistunde kam, waren alle Hoffnungen verflogen. Der Gefängnisdirektor nahm selbst die traurige Parade der Besiegten ab. Im Anschluß an die Freistunde ließ er Cabet, den er im Gespräch mit mir gesehen hatte, erstmals zu sich rufen. Cabet, der sich offensichtlich mit der ihm allmählich auf den Leib geschriebenen Spitzelrolle noch nicht gänzlich abgefunden hatte, berichtete ein paar Tage später darüber. Es war das erste und letzte Mal, daß er über seine Begegnungen mit dem Direktor erzählte. Berg habe vor allem über mich geredet. Ich sei ein Schmalspurakademiker, ein politischer Wirrkopf, der davon träume, die Gefängnisse könnten eines Tages abgeschafft werden. Ich sei aber auch gefährlich, ein Taktiker, der sich aus dem Hintergrund als Politkommissar aufspiele. Er, Cabet, wolle doch sicher einen ruhigen Knast

schieben und überdies mit seiner Sicherheitsverwahrung zurechtkommen. In diesem Sinn solle er in Zukunft wirken. Früher hätten die politischen Gefangenen strikt auf Distanz zu den übrigen Häftlingen geachtet. Heute sei das nicht mehr so, und deshalb seien neue Methoden nötig, um Recht und Ordnung auch weiterhin Geltung zu verschaffen.
Cabet befragte mich jetzt erstmals zu meiner politischen Biographie und zum Prozeß. Er las meine Erklärung zur Person, die unter Mitgefangenen zirkulierte. Um ihm zu neuem Halt zu verhelfen, engagierte ich mich umgekehrt für seine Revisionsprobleme. Ich besprach mit ihm einige Vorübungen zum autogenen Training und versuchte, ihm einen erfahrenen anwaltlichen Beistand zu verschaffen. Das alles spielte sich aber in einer Phase unserer Bekanntschaft ab, in der Cabet unter Bergs Regie seine denunziatorische Seite immer deutlicher entfaltete. Obwohl ich nicht die geringsten Illusionen hatte, zog ich mich zunächst nicht von ihm zurück, weil sich seine Erkrankung gerade jetzt bis hin zu riskanten Erstickungsanfällen steigerte: eine unzweideutige Antwort auf die Erpressung, mit der seine Aussicht auf verbesserte Haftbedingungen verbunden war.
Nach den Repressionen waren die Gefangenen seit Februar auf informelle und völlig unstrukturierte gegenseitige Unterstützungsaktionen zurückgeworfen. Es war schon fast ein Ereignis, wenn Gefangene ohne Haftkonto – in Bochum können Häftlinge erst nach sechs Wochen an überwiesene Geldbeträge herankommen – trotzdem ein wenig Tee oder Kaffee ergatterten. Tabak war absurderweise grundsätzlich verboten. Folglich wurde um die Tabakwährung ein stiller Kleinkrieg geführt, um zu hohe Extraprofite bei den Kalfaktoren zu verhindern. Viele Gefangene kämpften verzweifelt um ihr Überleben, denn ihre Erkrankungen verschlimmerten sich unter den Haftbedingungen von Woche zu Woche. Alle litten unter der unzureichenden medizinischen Versorgung. Die meisten versuchten, aus dem Zustand extremer Abschließung in die als paradiesisch gepriesenen Zuchthäuser zurückzukommen und spielten ihre Erkrankungen herunter. Hungerstreikende wurden weggesperrt, jegliche medizinische Unterstützung zur Wiederherstellung nach dem Streikabbruch wurde unterlassen. Drogenabhängige wurden brutal mit Aponal entzogen. Wirtschaftsdelinquenten stapelten Berge von Papierkrieg, um sich in der Auseinandersetzung mit den Medizinalbeamten wenigstens ein paar Symbole von körperlicher Identität zurückzuerobern; ich erinnere an die *Spiegel*-Geschichte vom Kampf eines hier einsitzenden Stumm-Managers um seinen Schlafanzug.
Ich selbst bewegte mich unter diesen schrecklichen Bedingungen, so gut ich konnte. Ich wurde ultimativ aufgefordert, mit den Mitgefangenen alle medizinischen Probleme unerörtert zu lassen. Ich lehnte dies ab. Gefangenen, die an mich herantraten, half ich bei ihren Auseinandersetzungen um die Behandlung ihrer Erkrankungen. Die Folge war, daß sich eine Fronde

aus einzelnen Beamten bildete, die immer offener gegen mich und andere exponierte Gefangene vorging und Cabet dabei auf eine für ihn fatale Weise einsetzte. Die Freistundenkontakte wurden genau registriert. Gefangene, die sich längere Zeit oder mehrfach mit mir unterhielten, wurden unter Anschuldigungen, die bis zum Vorwurf der Unterstützung einer kriminellen Vereinigung gingen, aufgefordert, sich von mir zu distanzieren. Hielten sie stand, wurden sie oft überraschend schnell in die Ausgangsgefängnisse zurückverlegt. Die Argumente, mit denen die Entsolidarisierung geschürt wurde, wurden immer uniformer. Ich sei ein getarnter Terrorist, der aus dem Hintergrund arbeite und andere für sich einspannen wolle. Die von mir mitgetragenen Initiativen gegen die Tabakwährung wurden als Bestechungsversuche hingestellt. Über medizinische Fragen spräche ich nur, um Munition für meine staatsfeindliche Gesinnung zu bekommen.

Kein Wunder, daß es Gefangenen wie Cabet und anderen allmählich notwendig erschien, zusätzliche staatsschützende Aktivitäten zu entwikkeln. Vor allem für Cabet schien der Angriff auf mich mit seiner Erfahrung übereinzustimmen, daß er seine eigene Haftsituation aufgrund der Machtverhältnisse nur noch auf Kosten anderer Gefangener verbessern könne. Während der Denunziant Cabet immer häufiger mit Direktor Berg und dessen Vertrauensbeamten in der Haftklinik konferierte, arbeitete der Delinquent Cabet am Aufbau einer mafia-ähnlichen Gewaltherrschaft. Es entstand ein wechselseitiges Bündnis zwischen Gefängnisleitung und Delinquenten, bei dem die eine Seite der anderen ihre Interessen zu diktieren versuchte. Die Beamten wurden so – ob bewußt oder nicht, ist unwichtig – zu Delinquenten, während sich die Delinquenten in Denunzianten verwandelten.

Im folgenden werde ich mich auf die Rolle des Denunzianten Cabet konzentrieren, der mit bemerkenswertem Geschick daran ging, seine egozentrische Haltlosigkeit mit der preußisch-pflichterfüllten Staatsräson des Direktors Berg in Übereinstimmung zu bringen. Er war überraschend lang erfolgreich, nicht zuletzt deshalb, weil es ihm gelang, die meisten Mitgefangenen und alle auf Korrektheit bedachten Beamten – selbst in der Hölle Bochum die Mehrheit – unter Kontrolle zu bringen.

Zuerst mußte Cabet, seinem Selbstverständnis entsprechend, in die Position des privilegiertesten Gefangenen aufrücken. Hier half ihm vor allem seine nationalistische Gesinnung. Mit Billigung von Berg genehmigte ihm de Someskoy ein Fernsehgerät, eine unglaubliche Errungenschaft für Bochumer Verhältnisse. Als ein anderer Gefangener, ein Unternehmer, ebenfalls in den Genuß eines Fernsehers kam, kippte Cabet ihn durch eine raffiniert eingefädelte Intrige. Bald darauf setzte er durch, daß von der Außenscheinwerfer-Anlage, die bei meiner Ankunft im August 1976 installiert worden war, der Strahler abmontiert wurde, der seiner Zelle gegenüber angebracht

ist und die meinige von links flankierte, während der rechts flankierende installiert blieb. Schließlich kam er in den völligen Genuß der Badeabteilung, die fortan zur Drehscheibe seiner Intrigen wurde.
Denunziant wie Direktor wußten um ihre symbolische Bedeutung: Gefangene, die sich an solidarischen Initiativen beteiligten, bezahlen dies mit einer Verschlechterung ihrer Haftbedingungen. Umgekehrt verbessern die Delinquenten ihre Situation, sobald sie zu Kreuze kriechen und zu jenen denunziatorischen Schaltstellen werden, durch die die Gefängnisbürokratie sich in die wimmelnde Masse der Gefangenen hineinschiebt, sie vereinzelt, gegeneinander ausspielt.
Als diese Arbeit getan war, ging Cabet daran, Gefangene unter seine persönliche Herrschaft zu zwingen. Dabei kam ihm zugute, daß er über eine hochqualifizierte und trainierte Motorik verfügt, mit der er Bedrohung sehr körperlich auszudrücken vermag. Dadurch und mit Hilfe häufiger Wutausbrüche kam und kommt er bei ängstlichen Mitgefangenen leicht ans Ziel. Genügte dies nicht, erpreßte er sie. Er spielte ihnen verbotene Utensilien zu und kündigte, wenn sie unbotmäßig blieben, eine baldige Razzia durch die Sicherheitsabteilung an. Auch gibt es Gefangene, die Cabet geschlagen hat. Seine härteste Strafe aber war, einem widerspenstigen Vasallen vor möglichst vielen Zeugen ins Gesicht zu spucken.
Auch Beamten gegenüber entwickelte Cabet besondere Methoden der Einschüchterung. Den Beamten, die sein Treiben oder seinen Pakt mit der Gefängnisleitung mißbilligten, drohte er nicht selten mit der Bemerkung, er sei in der Lage, jeden von ihnen durch erfundene Denunziationen kaltzustellen, wenn er nur wolle. Er veranlaßte diese Beamten zu Handlungen, die bei Bekanntwerden dienstrechtliche Folgen gehabt hätten. Meistens genügten Bagatellen. Dann erpreßte er auch sie. Auf diese Weise operierte er ziemlich unverfroren.
Zu diesen Unverfrorenheiten gehört z. B. die Tatsache, daß er die Tabakwährung zeitweilig ganz unter seine Kontrolle brachte. Cabet ist Anhänger des liberalkapitalistischen Wirtschaftssystems, wonach sich Angebot und Nachfrage wechselseitig frei zu regulieren haben. Die Tabaknachfrage ist jedoch aufgrund des Verbotes sehr groß. Also paßte Cabet die Austauschrelationen an. Darüber hinaus erhob er Sonderzuschläge, die er gewaltsam eintrieb. Es gab Zeiten, wo zwei Päckchen einfachen Tabaks eine Armbanduhr kosteten – mittlere Preisklasse, in der Empfehlung des ›Quelle‹-Katalogs.
Ich erinnere mich auch, daß er einem anderen Gefangenen Prügel androhte, weil der sich weigerte, ihm ein Fernsehkabel zu besorgen. Er verprügelte ihn bald darauf unter exakt den Bedingungen, die er angekündigt hatte.
Zu dieser Zeit forderte ich ihn vor anderen Gefangenen auf, sich für sein Verhalten zu entschuldigen, da er durch seinen Egoismus die letzten Reste

von Solidarität zerstöre. Sofort drohte er mir ein noch viel schlimmeres Schicksal an. Den letzten Kontakt, den ich mit ihm im März hatte, beendete er vor dem Wiedereinschluß nach einer Freistunde mit den Worten: »Ich ficke jeden, der meine Kreise stört. Ich werde dir Kommunistenschwein die Knochen brechen. Du wirst die Balustrade herunterfliegen. Die Grünen werden sich vorher umdrehen. Keiner sieht was. War dann Selbstmord.«
Daß Gefangene und sogar Beamte dies mitanhörten, störte ihn keineswegs. So sicher fühlte er sich. Monate später wiederholte er seine Drohung. Für die Gefängnisleitung, der all das nicht unbekannt geblieben war, bestand dennoch kein Anlaß, etwas zu unternehmen. Wieso auch? Sie ist berüchtigt für harte Sanktionen schon nach Kleinigkeiten. Obwohl ich im dritten Stock zwei Zellen neben Cabet untergebracht war, wurde ich nicht aus seiner Nähe wegverlegt. Bis zum zweiten Denunziationsversuch hatte Cabet Narrenfreiheit.
Damit ist jenes von Cabet inszenierte Herrschaftsgeflecht grob skizziert, das er einem anderen Gefangenen gegenüber einmal stolz als seine ›Krümmede-Mafia‹ bezeichnet hat. Beim Aufbau dieser ›Mafia‹ hat er vor allem vom Bedürfnis der Gefängnisleitung profitiert, über Informanten unter den Insassen der Haftklinik zu verfügen. Cabet ist ein armer, geschundener Mensch. Trotz allem. Die eigentlichen Lumpen tragen Uniformen.

Frustrierte Gymnasiasten als Totschläger

Beamte des Mobilen Einsatzkommandos (MEK) vertragen keinen Spaß. Die Saloppheit, mit der sie sich manchmal bewegen, täuscht. Die Pistole, ohne Halfter in Höhe der Gesäßfalte in den Hosenbund gesteckt, drückt keine anerzogene Distanz zur Waffe aus, im Gegenteil. Der MEK-Beamte im Jeans-Look steckt nicht wirklich in seiner Haut. Der Kampfanzug ist ihm näher. Sehen Sie sich die nordrhein-westfälischen MEK-Spezialisten in Combat-Montur an. Mit dem Drillich können Sie sich gerade noch anfreunden, Sie kennen ihn von der Bundeswehr her, falls Sie jemals dabei waren: Sie träumten dann sicher auch davon, im Drillich, dem offiziellen Arbeitsanzug, im Dreck zu liegen, statt im dickfilzigen Kampfanzug. Mit den hochgeschnürten Combat-Stiefeln wird es schon schwieriger. Die Waffen? An die sind Sie inzwischen gewöhnt worden. Auffällig ist nur das Messer, mehr ein Hirschfänger als ein Nahkampfstilett. Einmal wurde ich, zwischen den Beinen eines gigantischen Nahkampf-Hünen hingekauert, in einem Krankentransporter chauffiert. Ich war in einer Kreislaufkrise und bekam nur Teile des Gesprächs mit, das der MEK-Mann mit den begleitenden Sanitätsbeamten führte. Er gehörte zur inneren Schutzstaffel des nordrhein-westfälischen Innenministers. Abgebrochene Oberschule. Selbstbe-

stätigung durch Karate. Aus Angst vor Arbeitslosigkeit Polizeischule. Dann Auswahlkurse unter der Regie von Psychologen: Reaktionstests, Leistungssport, Motivationstraining, Einübung gezielter Aggressionen. Eine Ausbildung wie bei den großen Heroin-Ringen: zum Totschläger. Möglich, daß er gegenüber den Sanitätsbeamten übertrieb. Die Schilderung seines Alltags war auf jeden Fall glaubwürdig. Dasein als Schatten des Ministers, manchmal in Uniform bei großen Eskorten und Veranstaltungen, meist Mittelständlerzivil, aber auch blue-collar-Montur. Ansonsten tagelang allein mit der Spezialcrew: Tischtennis, Sprints, Kraftsport. Soweit ich konnte, hörte ich zu. Gegen Ende der Reise von Düsseldorf nach Bochum oder auch Köln wurde es schwieriger. Der MEK-Mann begann von seinen Einsätzen zu erzählen. Es waren nicht viele gewesen, es gab auch keine Toten. Aber immerhin. Der Bericht kreiste um das Problem, daß dem MEK-Spezialisten, im Gegensatz zu seinen Ausbildungsjahren, der Nahkampfkontakt mit Händen, Stiefelabsätzen und notfalls dem Messer untersagt wurde. Die ›neun Millimeter‹ gerieten in den Vordergrund. Einmal habe er, streng nach Vorschrift, einen verletzten Gefangenen auf einem Spezialtransport im Transporter angeschossen, als der randalierte. »Denn wenn die Typen durchdrehen, sind sie plötzlich bärenstark.« Dabei blickte er vielsagend auf mich herunter, das kreislaufgeschädigte Häufchen Elend zwischen seinen Knien, das überdies noch an den Händen gefesselt war. Ich raffte meine letzte Energie zusammen und fragte ihn, warum er sich nach alldem noch mit dem Hirschfänger dekoriere. Habe das mit dem Namen seines Innenministers zu tun? Bis zum Ende der Reise hatte ich Ruhe.

Ansonsten zog ich im Kontakt mit den MEK's den Kürzeren. Anfang August 75 wurde ich mit der selbstgestellten Verdachtsdiagnose Magendurchbruch oder Darmverschluß aus dem Gefängnis Ossendorf in eine Kölner Klinik transportiert. Der Gefängnisarzt Bechtel hatte sinnvollerweise durchgesetzt, daß ich in das Krankenhaus kam, in dem ich am 9. Mai 75 erstversorgt worden war. Der Transport wurde ein gigantischer Aufmarsch. Es war ein riesiger Konvoi, der sich da am späten Abend vom Gefängnis Ossendorf nach Köln-Holweide in Bewegung setzte. Das Ganze wiederholte sich noch einmal im Oktober, und ich weiß nicht mehr mit Sicherheit, ob mir die Sonderbehandlung während des Transports im August oder im Oktober widerfuhr.

Die »unmittelbare Kontaktsicherung« – diese Phrase schnappte ich vom Einsatzleiter auf – wurde von einer Gruppe des Kölner SEK (Sonder-Einsatzkommando) übernommen. Im Flur des Transport-Trakts des Ossendorfer Gefängnisses begann ihre Zuständigkeit. Unter den Augen des Einsatzleiters wurde ich von den SEK-Leuten auf die Trage gelegt und mit Händen und Unterschenkeln angefesselt. Die Knie, die ich zur Linderung des Vernichtungsschmerzes angewinkelt hatte, wurden heruntergezogen

und zusätzlich fixiert. Den Anstaltsarzt, der bei der Prozedur zugegen war, fragte ich, ob er diese unerträgliche Schmerzverschlimmerung ärztlich verantworten könne. Bechtel lachte und zuckte mit den Schultern. Zynisch, oder nur hilflos? So wurde ich in den Notfallwagen, ein Rettungsauto des Arbeiter-Samariterbunds, hineingeschoben. Während der Fahrt nahmen die Schmerzen wehenartig zu. Ich bäumte mich auf und brachte es irgendwie fertig, die Knie doch anzuziehen. Daraufhin beugten sich die beiden begleitenden SEK-Leute über mich, stumm, mit ausdruckslosen Gesichtern, extrem distanziert und nüchtern. Sie führten ihre Heckler-und-Koch-MP's im Kreisbogen herum, fast langsam und bedächtig, und drückten mir die Läufe in den Bauch. Dann stießen sie meine Knie nach unten. Bei der gesamten Aktion wurde kein Wort gesprochen. Am Verhalten war nichts sadistisch. Die Beamten agierten so, als hätten sie strikte Anweisungen zu erfüllen, präzise, überlegt, ohne Emotionen. Im Notfallwagen war auch ein Angehöriger des Arbeiter-Samariterbunds. Ich sah ihn aus den Augenwinkeln, als ich vor Schmerz den Kopf zur Seite drehte. Er blickte mich an, entgeistert und stumm. Es war wie eine Erlösung, als ich vor dem Krankenhaus ausgeladen wurde. Ich hörte noch aus weiter Ferne, wie der Einsatzleiter herumschrie, er sei der Stellvertreter des Polizeipräsidenten, er bringe hier einen Lebenslänglichen, der einen seiner Kollegen ermordet habe, das Foyer müsse sofort geräumt werden, weitere Sicherheitsmaßnahmen werde er gleich anordnen. Bei dieser Aktion hatte ich schwer verloren. Wenn die Erniedrigungen und Beleidigungen eine gewisse Grenze überschreiten, wird es gefährlich für alle Beteiligten. Sie graben sich tief ein in ihre Erinnerung, und diese Erinnerungen können lange warten, bis sie zur Abrechnung kommen.

Am nachhaltigsten hatte ich mit MEK-Leuten aus Bochum zu tun. Ich lag nach der Darmoperation vom 6. August 75 acht Tage lang auf der Intensivabteilung der Bochumer Unfallklinik. Meine Situation war verzweifelt. Die Überlebensreserven waren dahin. Ich durchlief die Aufwachphase nach der Narkose als typische Persönlichkeitsspaltung: als plattgedrückter biologischer Subjektrest und als übersensibles Individuum. Der erste Wahrnehmungsfetzen war banal: zwei junge Männer in Räuberzivil liefen mit Maschinenwaffen vor mir herum. Ich arbeitete stundenlang an diesem Ereignis. Ich lief erst einmal um das Bett herum und begutachtete meine Situation: Magenschlauch, Blasenkatheter, Infusionen über ein Subklaviakatheter – ich war also operiert worden und existierte noch. Die Apparaturen im weiteren Umfeld sprachen für eine Intensivstation. Dagegen schlug zu Buch, daß die Männer mit den Waffen darin herumschlenderten wie auf der Straße, keine weißen Kittel, keine Überschuhe. Ich arbeitete mich ab an diesem Widerspruch. Er löste sich auf, als ich die Welt jenseits der Fenster nach und nach wieder auf mich bezog: ein querstehendes Nachbargebäude,

ein Baum, eine Serie von Hinterhöfen, keine abschottenden Mauern. Es kam auch medizinisches Personal herein. Kommunikation war nicht möglich, denn sie sahen nur den bewußtlosen biologischen Rest. Das neben mir auf dem Fußboden hockende Individuum bemerkten sie nicht.
Irgendwann später gelangte ich in die Körperhülle zurück. Um diesen Prozeß zu sichern, machte ich rhythmische Kopfbewegungen. Ich war wieder da, wollte registriert werden. Das bedrohlich widersprüchliche erste Realitätserlebnis war vergessen. Die MEK-Beamten, die am Eingang standen, vergalten es mir schlecht. Sie bemerkten mein Wiedererwachen, der Raum füllte sich mit bewaffneten Zivilen. Einer beugte sich über mich. Frage: »Warum haben Sie geschossen?« Ich antwortete, er solle sich woanders erkundigen, Landeskriminalamt oder sonstwo, ich selber bräuchte Ruhe. Das Aufgebot wurde immer dichter, bunter. Wechselnde Bilder von MEK's und politischen Polizisten in allen nur denkbaren Positionen, mit medizinischem Personal durchmischt. Dann kam ein zweiter Verhörversuch, vorbereitet durch den Abbruch des bisherigen Stimmengewirrs. »Wissen Sie, wir haben Ihre Bewachung verstärken müssen. Es wurde ein Telefongespräch abgefangen in Flensburg, eine Untergrundgruppe will Sie liquidieren. Sie wissen zu viel. Warum haben Sie geschossen?« Immer mehr Gesichter beugten sich über mich, diesmal lauernd, aber zugleich auch ausdruckslos.
Vor diesem Zynismus erstarrte ich und stürzte ins Bodenlose. Nach einer Weile begann ich, diesmal aktiv, erneut mit dem Aufspaltungsprozeß in Subjekt und Körperhülle. Ich wollte nicht mehr weiterleben. Ich setzte mich auf die Krone der Infusionsanlage und begann mit ersten Überlegungen: wie läßt sich dies bewerkstelligen? Wie kann ich Magenschlauch, Blasenkatheter, Drains und Infusionsanlage gleichzeitig herausreißen und mich aus dem Fenster stürzen? Ich maß die Entfernungen zu den Fenstern. Es kam nur das links von mir gelegene in Frage, denn die beiden vorderen gingen in ein nur wenig tiefer gelegenes waagrechtes Dach mit Wellpappe über. Die Überlegungen waren müßig. Ich konnte gerade den Kopf anheben, die Zehen und Sprunggelenke bewegen. Alle weiteren Versuche scheiterten, ich war noch immobil. In dieser Situation kam eine Frau herein und begann, den Infusionskatheter zu spülen. Ich sagte ihr, sie solle vorsichtig sein, ich hätte einmal miterlebt, wie ein Kollege durch unvorsichtiges Spülen eine tödliche Lungenembolie gesetzt hätte.
Diesen abrupten Umschlag zum bedingungslosen Überlebenswillen werde ich nie vergessen. Genausowenig die kleine Geste der Krankengymnastin etwa einen Tag später, die mein andauerndes Entsetzen bemerkt haben mußte und mir die Wange streichelte. Wir wollen nicht das Leben mitreißen, wenn wir für eine vermenschlichte Gesellschaft kämpfen.
Alles, was ich hier schildere, ist wirklich so gewesen, fraglich ist nur der

zeitliche Ablauf. Mein Anwalt kam. Nach langen Auseinandersetzungen durfte er bei offner Tür mit mir reden. Ich schilderte ihm den Verhörversuch. Die Legende vom abgehörten Gespräch in Flensburg wurde ihm vom Leiter der politischen Polizei in Bochum ausdrücklich bestätigt, während die Bundesanwaltschaft dementierte. MEK und politische Polizei Bochum hatten auf eigene Faust auf das Verhör in der Aufwachphase gesetzt. Sie hatten meinen Zusammenbruch betrieben, um sich mit irgendwelchen Aussagen zu schmücken. Was für Erfindungen hätten sie lanciert, wenn ich mich tatsächlich aus dem Fenster gestürzt hätte?

Ich war Zeuge der MEK-Dialoge in den folgenden Nächten. Die Zivilen erzählten über ihre Urlaubsreisen und ihre Karrieren. In allen Fällen, die sich im Verlauf dieser Woche selbst darstellten, handelte es sich um Fast-Abiturienten, die sich über Leistungskurse, Sonderprüfungen und -zulagen in der Fortsetzung ihres unterbrochenen Mittelklasse-Aufstiegs trainieren. Ihre Rekrutierung ist eine rein apparativ-technologische. Es geht um die Zerstörung der allen Menschen innewohnenden Hemmschwelle des Tötens mit Hilfe eines weit gefächerten Arsenals von Leistungsauslese und Mechanisierung des Sozialverhaltens. Ein irgendwie politisch-ideologisch gefärbtes Feindbild wird nicht mitgeliefert. Die Polizeiführungen halten besondere Ideologisierungen des Vernichtungsobjekts, des Untermenschen-Terroristen, nicht mehr für erforderlich. Gerade diese unpolitische Erziehung hat eine zutiefst politische Note. Wer in die besser bezahlten und interessanteren Spezialabteilungen aufrücken will, muß rabiater sein und schneller schießen als seine Kollegen. Das genügt. Die fünfzig Razzien-Toten der beiden letzten Jahre pflastern diesen Aufstieg. Die MEK's sind labile Killer-Avantgarden des herrschenden Systems, ohne wirklich verankerte Barrieren, wie sie in dem Modell Deutschland gegenwärtig infolge seiner Tendenzen zur Selbstbegrenzung noch vorhanden sind. Hier tickt eine Zeitbombe. Die MEK's kennen keine, wie auch immer geartete Einschränkung ihrer gewalttätigen Dynamik. Der Staat produziert sie als soziale outlaws. Es ist durchaus denkbar, daß sie bald zu einer Gewaltkriminalität übergehen, die sich von jenen ›rechtsstaatlichen Fesseln‹ freimacht, die sie gegenwärtig noch in Grenzen halten. Die fein abgestuften Wechselbeziehungen zwischen sozialpolitischen Zugeständnissen an die breiten Massen und der gezielten Vernichtung revolutionärer Minderheiten, die den gegenwärtigen sozialdemokratischen Machtstaat charakterisieren, könnten bald zu Bruch gehen. Denn die MEK's sind zusammen mit der geheimen Staatsschutzpolizei längst zu starken Motoren einer Renazifizierung von innen heraus geworden.

Es wird mir unauslöschlich in Erinnerung bleiben, wie die Polizei-›Freaks‹, die uns in ihren Jeans äußerlich so weit nachahmen, über ihre Urlaubsreisen erzählten. Einer von ihnen war vierzehn Tage lang in Paris gewesen. Aber

was für eine Metropole hatte er erlebt? Empfänge im Polizeipräsidium. Veranstaltungen und Essen in Polizeikasinos. Ein paar Besuche in Kasernen der CRS in der Provinz. Das war alles. Frankreich und Paris waren erstarrt zu einem mechanischen innerpolizeilichen Etwas, angefüllt mit vergleichenden Betrachtungen über die Karrieremöglichkeiten diesseits und jenseits des Rheins. Ein zweiter berichtete über seinen Kurzurlaub an der Costa Brava. Auch er war voll von Beobachtungen über die Guardia Civil. Aus Barcelona wußte er nur zu berichten, was seine spanischen Kollegen über ihre Vorbereitungen auf die Unruhen der Nach-Franco-Zeit erzählten. Ansonsten hatte er buchstäblich nicht gelebt. Er war nur Autobahnen gefahren. Er wußte Schreckliches über die Faulheit und Dickschädligkeit der Reparaturarbeiter in den französischen Autowerkstätten zu erzählen, denn es hatte Ärger mit dem Wagen gegeben. Der Urlaub hatte keinerlei Auflockerungen im Verhältnis von sozialer Desintegration und staatlich kanalisierter Aggressivität gebracht. So sprachen die personifizierten Maschinerien staatlicher Gewalt die Nächte durch. Monologe, die sie sich gegenseitig im Vierstundenrhythmus hielten.

Imaginäre Schneegestöber

Haben Sie schon einmal länger unter Schlafstörungen gelitten? Falls nein, sollten Sie trotzdem dafür sorgen, daß alle, die andere Menschen mit Schlafentzug quälen, nicht ganz ungeschoren bleiben. Es gibt eine ganze Menge davon. Ich meine die Akteure des verschärften Strafvollzugs im Zentrum des Rechtsstaats.
Ich habe in unterschiedlichen Phasen der Inhaftierung mit den imaginären Schneegestöbern Bekanntschaft gemacht. Über die längste und verheerendste will ich erzählen, sie dauerte elf Monate lang. Als ich im August 1976 endgültig in die innere Gefängnisklinik Bochum verlegt wurde, waren Elektriker gerade dabei, an der Traktseite meiner Zelle gegenüber zwei zusätzliche Scheinwerfer zu installieren. Die Strahler waren in etwa fünf Meter Abstand direkt auf die Zellenfenster gerichtet, und zwar in Höhe des dritten Stocks, in dem sich die Terroristenzelle 3/38 befindet. Sie flankierten meine Zelle, je 500 Watt, in wenigen Metern Abstand. Am späten Abend des 1. August hatte ich erstmals die Bescherung. Drei Scheinwerfer – der dritte, weiter entfernt, war auf dem gegenüberliegenden Verwaltungsgebäude montiert und schon vorher dagewesen – machten die Zelle taghell. Im ersten Augenblick hatte ich wenig dagegen. Denn bis jetzt war die Zellenbeleuchtung immer um 22 Uhr gelöscht worden. Vom August an konnte ich ohne Unterbrechung weiterlesen. Dank der Scheinwerfer war es nun in der Zelle immer Tag.

Die Euphorie war nach zwei, drei Tagen vorüber. Als ich merkte, daß ich unter den Scheinwerfern nicht einschlafen konnte, gewöhnte ich mir an, bis zum Morgen durchzulesen. Der Schlaf, der dann einsetzte, wurde durch den um Punkt sechs beginnenden Knastalltag gestört und immer oberflächlicher. Nach etwa einer Woche blieb nur noch ein apathisches Dösen mit ganz kurzen Schlafspitzen übrig, ein buchstäblicher Minutenschlaf. Ich verlor die Konzentration und damit die Lust am nächtlichen Lesen. Es begann eine beängstigende Desorientierung. Das Raum-Zeit-Gefühl ging verloren. Die Betätigung der Gegensprechanlage durch die Beamten, die die Stimmen zu einem Scheppern aushöhlte, versetzte mich in Unruhe. Ich wurde fahrig, unfähig, längere Zeit zu lesen, Gedanken festzuhalten und zu notieren. Bei Besuchen brauchte ich immer längere Anlaufzeiten, um mich auf die Situation einzustellen. Ich bekam eine Zeitlang Schlafmittel. Die waren bald ohne jede Wirkung. Der Vorschlag des Abteilungsarzts, ich sollte einfach eine Decke vors Fenster hängen, hatte böse Folgen: Die schlagartig abgedunkelte Zelle alarmierte mich zusätzlich, hielt mich wach und führte zu der falschen Wahrnehmung, daß sich die gut zwanzig Kubikmeter Zelle auf meinen Körper zubewegten. Überdies schrien die Beamten der Nachtschicht herein, ich solle die Decke wieder abnehmen.
Ende August sah ich die ersten Schneegestöber. Weiße Fäden, die sich in den Freiflächen des doppelt vergitterten Zellenfensters von oben nach unten bewegten. Es war wie im Film, wenn der Streifen reißt. Allmählich verklumpten die Fäden sich. Sie verwandelten sich in tanzende Flecken, deren Bewegungen nach und nach langsamer wurden.
Ich wollte das alles nicht wahrhaben. Ich klammerte mich an die Gitter und blickte scharf nach draußen. Die Konturen der Mauer, des davor abfallenden Dachs, des Transporthofs und des dahinterliegenden Verwaltungsgebäudes hatten sich verwischt. Es war wie der Blick durch eine Milchglasscheibe. Ich griff durch die Gitterstäbe. War das Zusatzgitter etwa durch ein Fliegennetz ersetzt worden wie in Ossendorf, das beim Hinausschauen einen ähnlichen Effekt hervorruft? Nein, es war alles wie zuvor. Je schärfer ich schaute, desto verschwommener und statischer wurde, was ich erblickte. Ließ ich mit der Konzentration nach, löste sich die Milchglasscheibe in einzelne Flecken auf und wurde wieder beweglich.
Es wurde gefährlich, als sich das Schneegestöber in die Zelle hinein fortsetzte. Ich schloß die Augen und fing an zu singen. Mit geschlossenen Augen ging ich in der Zelle auf und ab, vier Schritte hin, vier Schritte her. Ich sang mein ganzes Repertoire herunter. Dann veranstaltete ich Selbstgespräche. Fiktive Dialoge in einer Person, wobei die Partner zwei unterschiedliche Fremdsprachen sprachen. Ich wurde selbst zu diesen zwei Personen. Die Konzentrationsübungen, die ich inzwischen absolviert hatte, verschmolzen mit Halluzinationen. Jeglichen Zeitgefühls verlustig und getrieben vom

Zwang, die Grünen und Weißen nichts davon merken zu lassen, holte ich mich in die Wirklichkeit zurück. Diese Kämpfe dauerten oft Tage. Schließlich eroberte ich einen umgekehrten Tag-Nacht-Rhythmus. Ich las und arbeitete nachts. Ich döste tagsüber, schlief zwischendurch in zwei kurzen Phasen, gegen 9 und 17 Uhr. Ich begann, mich mit dem Schlafentzug zu arrangieren. Die optischen Falschwahrnehmungen nahm ich ohne Widerstand hin. Bitter wurden die anschließenden Auseinandersetzungen mit den Halluzinationen. Ich gab ihnen ein Stück nach, lebte mich in sie ein, um sie dann von innen heraus zu disziplinieren und auszulöschen. Es war ein Kampf mit dem Wahnsinn. Der Grat, den ich entlang wanderte, war oft sehr schmal. Ich war chronisch krank, hatte Kreislaufstörungen. Ich verbrauchte die letzten Reserven, um nicht das zu durchlaufen, was der Schlafentzug bezweckte: die Verwandlung des Vorverurteilten, des Delinquenten, zum psychiatriebedürftigen Wahnsinnigen. Es half mir sehr, daß ich den Medizinalbeamten nach einer eklatanten Verletzung meiner Rechte als Untersuchungsgefangener – sie hatten die Vollendung eines medizinischen Gutachtens zur Frage der Haftunfähigkeit hintertrieben und mich für praktisch unbegrenzte Zeit verhandlungsfähig geschrieben – den weiteren Zutritt zu meiner Zelle verbieten konnte. Es kam nur noch ein externer Belegarzt zu den Morgenvisiten. Morgens war ich einigermaßen fit. Überdies konnte ich darauf bauen, daß dieser Arzt kein sonderliches Interesse daran hatte, den Staatsschutz über neue mögliche Angriffspunkte zu informieren.

Ich war nicht der einzige, für den Bochum durch die Außenscheinwerfer vollends zur Hölle wurde. Im Herbst 76, ich war noch in Isolationshaft, ging Guilleaume auf dem Weg zum Labor an mir vorüber. Es gab ein paar Gesprächsfetzen, wie damals in Ossendorf, bevor wir von den Beamten weitergetrieben wurden. Guilleaume war dringend behandlungsbedürftig. Er lag zwei Zellen neben der Terroristenzelle 3/38, die unmittelbar benachbarten Zellen sind immer leer. Die Scheinwerfer raubten auch ihm den Schlaf. Als seine Beschwerden nichts nützten, erreichte er seine Rückverlegung ins Zuchthaus Rheinbach. Er war nur ein paar Tage in Bochum gewesen. Dann lehnte er jegliche weitere medizinische Behandlung ab.

Ein paar Wochen später wurde 3/36 neu belegt. Es handelte sich um einen Untersuchungsgefangenen, der erst vor kurzem verhaftet worden war. Ich hörte ihn in der zweiten oder dritten Nacht. Er hatte offensichtlich die erste Phase der optischen Falschwahrnehmungen sehr schnell durchgemacht. Die ganze Nacht über stand er am Zellenfenster und rüttelte an den Stäben. Sobald der Doppelposten vorbeikam, fing er an zu brüllen. Er glaubte in ihm Frau und Kind wahrzunehmen. Er phantasierte darüber, wie er die beiden sah. Er machte sich Vorwürfe, weil er unfähig war, auf sie zuzugehen und sie in die Arme zu schließen. Das wiederholte sich mehrmals,

Nacht für Nacht. Schließlich geriet er in einen akuten Panikzustand. Er schlug die Zelle kurz und klein. Das Rollkommando kam, klatschende Schläge, langgezogene Schreie, irgendein Weißkittel spritzte ihn ab. Einige Tage später erfuhr ich, daß er in die psychiatrische Landesanstalt Eickelborn gebracht worden war. Ein Sanitätsbeamter sagte lakonisch: Schizophrenie, Hirnschaden. Als ich ihm erwiderte, nichts davon treffe zu, dies sei die Folge der Außenscheinwerfer und des Schlafentzugs, ging er aus der Zelle und lachte dröhnend, als er abschloß. Er ereiferte sich draußen vor der Zelle, zusammen mit einem anderen Beamten. »So weit kommt es noch, jetzt machen *wir* die Typen krank. Dieses Gesox hat immer einen Dachschaden, ist dreckig, asozial, minderwertig. Kurzen Prozeß sollte man machen.« Welcher Nazi-Mediziner hat diesen Sanitätsbeamten das kleine Einmaleins der Psychiatrisierung beigebracht?
Im Februar 1977 erstattete ich bei der Staatsanwaltschaft Bochum Anzeige gegen den Gefängnisdirektor und die Medizinalbeamten. Ich wies darauf hin, daß ich die Medizinalbeamten darüber informiert hatte, daß es sich beim Schlafentzug um ein wissenschaftlich genau definiertes Krankheitsbild handelt. Die Staatsanwaltschaft hat bis heute dazu geschwiegen. Das Thema scheint absolut tabu zu sein. Vor allem hat die Vorgehensweise inzwischen Schule gemacht. Außenscheinwerfer oder direkte Nachtbeleuchtung in den Zellen werden seit der Verabschiedung des Isolationshaftgesetzes in breitem Rahmen angewandt, nach aktuellen Informationen bei knapp der Hälfte der wegen krimineller Vereinigung angeklagten oder verurteilten Gefangenen. Der Schlafentzug wird sogar teilweise unter direkter ärztlicher Beobachtung bei gesunden Gefangenen praktiziert. Rolf Pohle beispielsweise ist monatelang in einer ›Verrücktenzelle‹ des Krankenreviers im Zuchthaus Straubing untergebracht gewesen, bis er kürzlich für die Zeit seines neuen Prozesses nach München verlegt wurde. Auch seine Zelle war Tag und Nacht beleuchtet. Erfüllungsgehilfe dieses barbarischen Akts war der sattsam bekannte Zuchthausarzt von Straubing, Last. Diese Bestialität, mit veranstaltet von ärztlichen ›Kollegen‹, raubt mir auch heute noch, in Freiheit, den Schlaf.

Die Gefängnisbeamten

Vom Mai 75 bis Juli 77 saß ich in drei nordrhein-westfälischen Gefängnissen ein: Köln-Ossendorf, Düsseldorf, Bochum. Ich hatte, gezwungenermaßen, Kontakt mit einer größeren Zahl von Gefängnisbeamten. Die Beobachtungen, die ich dabei machte, decken sich weitgehend mit den Berichten von Mitgefangenen über Sozialstruktur und -verhalten der Grünen. In den – natürlich sehr fragmentarischen – Biographien der Basis der Gefängnis-

hierarchie, der Schließer, Hilfspfleger und einfachen Sicherheitsleute, gibt es bemerkenswerte Übereinstimmungen. Sie kommen fast ausnahmslos aus Proletarierjobs. Fast die Hälfte der einfachen Gefängnisbeamten von Ossendorf kommt aus dem Bergbau, in Düsseldorf dürfte der Anteil der ehemaligen Bergleute etwas niedriger sein, am höchsten ist er zweifellos in Bochum. Unter den übrigen 50 Prozent finden sich auffällig viele DDR-Emigranten.

Es handelt sich dabei im einzelnen um drei Generationen. Die über Fünfzigjährigen fielen der Rationalisierungswelle zum Opfer, die Ende der fünfziger Jahre im Ruhrgebiet begann und sich Anfang der sechziger in der Region Aachen-Düren fortsetzte. Sie erfüllten das vorgeschriebene Soll der Sozialpläne zur Neuzusammensetzung ihrer Arbeitskraft nicht. Bei den Umschulungen kamen sie nicht richtig mit. Andere versuchten sich kurzzeitig als Metallarbeiter oder als Handwerker in kleinen Klitschen, vor allem die Zimmerer und Schlosser. Dann gingen die Klitschen bankrott, oder sie schafften die Arbeitsrhythmen bei Opel Bochum, Demag und Thyssen nicht. Sie wurden wieder arbeitslos. Von den Arbeitsämtern wurden sie schließlich, als gar nichts mehr zu machen war, in die staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogramme gesteckt. Bei den Verwaltungsreformen der sechziger Jahre wurde der Staatsapparat enorm aufgebläht. Aus dem Arbeitsmarkt wurden die überalterten Reste der Anpassungsfähigen selektiert: erneute Prüfungen, Umschulungen, Tests. Viele der noch übriggebliebenen Bergleute landeten im Strafvollzug.

Bei der Generation der Vierzigjährigen halten sich die DDR-Emigranten und die wegrationalisierten westdeutschen Arbeiter die Waage. Während sich das Schicksal der ehemaligen West-Bergleute dieser Generation weitgehend mit dem der Fünfzigjährigen deckt, ist die Umschulungskette der aus der DDR abgehauenen Arbeiter noch länger. Die meisten waren Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre über die Grenze gegangen, als das Netz der Arbeitsnormen (TAN) enger geknüpft, das Arbeitstempo verschärft, und die Betriebsgewerkschaftseinrichtungen bis hinunter zum Brigadier, wie vor dem Aufstand 1953, erneut in Agenturen der Leistungssteigerung umgewandelt wurden. Im Westen hatten sie schnell wieder Arbeit: an den Fließbändern. Mit Überraschung stellten sie fest, daß es im Westen alles das, wovor sie geflohen waren, längst gab, nur noch ein bißchen perfekter. Ein Beamter machte mir seine Arbeitsoperationen vor, ein beidhändiger Arbeitsplatz, offensichtlich MTM-standardisiert. »Dafür«, sagte er, »können Sie einen deutschen Arbeitsmann nicht kriegen. Das ist eher was für die Türken. Ich machte die Biege. Ich hatte zum Glück Beziehungen, Sie wissen ja, die Flüchtlingsverbände.« Es folgte die Umschulung für den Staatsdienst. Als er bei den Polizeitests durchfiel, ging er in den Strafvollzug.

Die dritte Gruppe sind die Dreißigjährigen und darunter. Auffällig viele sind ehemalige Büroarbeiter, die in den letzten Jahren aus den unteren Angestelltenberufen gefeuert worden sind. Umschulungen in statusähnliche Jobs gibt es praktisch nicht mehr, seit inzwischen auch die Programmierer wegrationalisiert werden. Kurse zum Anlernen manueller Arbeitsoperationen werden gemieden wie die Pest. Das sind die Ausgangsbedingungen für den Staatsdienst. Sie wollen eine ruhige Kugel schieben, einen überschaubaren Tätigkeitsbereich behalten, vor allem aber keinen Einkommens- und Statusverlust. Sie sind nicht so ehrgeizig und brutal zu den Gefangenen wie das zweite Hauptkontingent von Altersgenossen, das aus der Zeitsoldaten-Gruppe der Bundeswehr kommt und statt als Stopper bei Opel oder als Polizeikommissar im Strafvollzug gelandet ist, weil bei irgendeiner Unteroffiziersprüfung etwas schiefgegangen war.
In den Biographien dieser drei Generationen gibt es also deutliche Unterschiede. Stark sind gleichwohl die Nivellierungstendenzen. Sie sparen fast durchweg auf ein Eigenheim. Im örtlichen Vereinsleben spielen sie oft führende Rollen: prämiierte Taubenzüchter, organisierte Heimwerkler, Jugendleiter in den Sportclubs, Schützenvereins- und Stammtischbrüder.
Die mehr als Fünfzigjährigen haben einen sarkastischen Realitätssinn. Für sie ist die Uhr abgelaufen. Sie wurden ständig beschissen. Ihr Schließer-Dasein ist ihnen zuwider. Sie machen ihren Job wie jeden anderen auch. Sie sind selbst viel zu desintegriert, als daß sie an irgendeine Sozialisierbarkeit bei den Gefangenen glauben könnten. Sie lassen den Gefangenen in Ruhe, damit er sie in Ruhe läßt. Vor allem aber hassen sie die Politik, alle Politik ist korrupt. Vor Gefangenen, die sich in den – wie sie glauben: völlig aussichtslosen – Clinch mit dem Polizeistaat eingelassen haben und deshalb sitzen, haben sie enormen Respekt. Für sie steht dabei außer Frage, daß die Terroristen politische Delinquenten sind. Ihnen gegenüber wollen sie sich nicht die Finger schmutzig machen. Natürlich gibt es unter den älteren Grünen auch einige Sadisten. Aber das sind meistens Beamte, die seit der Nazizeit immer in Uniform gewesen sind.
Bei den Enddreißigern bis Fünfzigjährigen ist ein Typ vorhanden, der sich stark für die Reformen des Strafvollzugs engagiert. Er will seinem Job noch einen Sinn geben, meßbare Erfolge sehen. Er ist ausgesprochen loyal und effizienzorientiert: er weiß, daß er selbst leicht auf der anderen Seite der Barrikade stehen könnte, wenn der Staat ihm nicht vor dem endgültigen sozialen Abstieg unter die Arme gegriffen hätte. Deshalb hat er auch die größte Distanz zu den Gefangenen, macht aber gleichzeitig am meisten für ihre ›Humanisierung‹: Aufteilung in überschaubare Gruppen, Disziplinierung durch Sport und Arbeit, Aufspaltung der Delinquenten in voneinander abgeschottete Behandlungskategorien. Wer spurt, die Akkorde in den Montagewerkstätten übererfüllt und keine subversiven Dinger dreht, kann

es zu etwas bringen: Urlaub, Strafverkürzung, Sportgruppen, Gefangenenbeirat, offener Strafvollzug. Umso rabiater werden die Rebellen und Querulanten in Sondertrakten isoliert und mehr und mehr auch ›medikamentös ruhiggestellt‹.
Die größten Unterschiede gibt es bei den Jungen. Die wegrationalisierten Angestellten ähneln in ihrem Verhalten am ehesten den über Fünfzigjährigen. Die gescheiterten Unteroffiziere sind dagegen der harte Kern des Gefängnisregimes, sie potenzieren sozusagen das Kontingent der Vierzigjährigen. Sie sind die natürlichen Feinde der Gefangenen, die sich nicht unterwerfen wollen. Sie halten sich für den Umgang mit allen Arten von Störenfrieden und Unruhestiftern für kompetent. Sie sind die wichtigste Rekrutierungsbasis für alle gefängnisinternen Spezialdienste. Sie avancieren zu den Überwachern der neuen Sondertrakte. Aus ihren Reihen holen die Sicherheitsabteilungen ihre Kader. Der Staatsschutz braucht sie gegenwärtig für den Aufbau eines ihm direkt unterstehenden Sonderapparats für die Kontrolle der politischen Delinquenten. Die Ex-Unteroffiziere organisieren die knastinternen Spitzelsysteme und neutralisieren die weniger loyalen Beamtengruppen. Für sie sind die Gefängnisse kein Abstellgleis, sondern Sprungbretter für den weiteren Aufstieg in der Staatsbürokratie.

Kranke Gefangene

Ich verdanke mein Überleben meiner zufälligen Qualifikation in medizinischen Dingen und einer breiten Haftverschonungskampagne. Aber wie viele Gefangene sind im Verlauf dieser Kampagne gestorben: genauso haftunfähig, aber namenlos, ohne Unterstützung von außen, oft sogar ohne Kontakt mit den engsten Verwandten? Ich stellte immer wieder mit Schaudern fest, daß mein Schicksal als gefangener Patient alltäglich war.
Die Bochumer Knastklinik für innere Krankheiten hat keinen guten Ruf. Sie besteht aus einem großen Gefängnistrakt, einem damit verbundenen Flachbau mit Labor, Badeabteilung, Röntgeneinrichtungen usw. und einer kleinen Frauenstation. Die Freistundenhöfe sind für Männer und Frauen getrennt. Der gesamte Komplex liegt im Areal des Krümmede-Gefängnisses, einer Anstalt für Kurzstrafer. Die Knastklinik ist fast immer voll belegt: 80 Männer und 20 Frauen.
Aus eigener Erfahrung kann ich nur den alten, vierstöckigen Männertrakt beschreiben. Im Gegensatz zur chirurgischen Gefängnisklinik Düsseldorf, die wirklich eine Klinik ist, sogar im Verhalten des Personals, ist dieser Trakt ein alter preußischer Zuchthausbau. Er hat keinen Bettenaufzug. Die Balustraden sind so schmal, daß ein Bettentransport aus und zu den Zellen unmöglich ist. Die Zellen selbst sind winzig, knapp acht Quadratmeter

groß und stickig. Die Türen sind ebenfalls fürs Bett zu schmal. Wer die Erfordernisse und Konstellationen einer Akutklinik kennt, weiß, was das heißt. Jede Art von Notfallbehandlung ist unmöglich, es gibt auch keinen Intensivraum, noch nicht einmal im Flachbau. Für die Gefangenen bleibt auch in der Genesungsphase nur die Zelle.

Der Architektur entspricht das Personal. Die teilweise vorzüglichen apparativen Einrichtungen im Flachbau sind mit gut qualifizierten medizinisch-technischen Assistentinnen besetzt. Die diagnostischen Möglichkeiten sind also nicht schlecht, und ein Teil der externen Vertragsärzte weiß sie auch zu nutzen. Trotzdem hört die notwendige medizinische Versorgung an der Gittertür des Flachbaus auf. Das hat einfache Gründe. Die externen Abteilungsärzte halten sich zum größten Teil nur sehr kurz im Trakt auf: zu den Morgenvisiten. Den übrigen Tagesdienst versehen zwei ältere Medizinalbeamte, die aber mit ihren Schreibarbeiten als Bedienstete des Strafvollzugs beschäftigt sind. Natürlich beherrschen sie die medizinische Routine: es war einer dieser beiden verbeamteten Internisten, der mir am Abend des 6. August 75 endlich die selbstgestellte Differentialdiagnose abgenommen hat. Von Notfallmedizin, die ohnehin erst seit fünfzehn Jahren praktiziert wird, verstehen sie jedoch nichts. Die Architektur ist hier also eine sinnfällige Verbindung mit einem gewissen medizinischen Analphabetismus eingegangen.

Von elf Uhr vormittags bis zum nächsten Morgen um acht gibt es an Werktagen praktisch keine ärztliche Versorgung, an den Wochenenden ist völlig dicht. Die Klinik ist zwar in diesen Zeiten seit kurzem an den allgemeinen Bochumer Notdienst angeschlossen. Aber Notärzte brauchen ihre Zeit, bis sie da sind; dazu muß es Hilfspersonal geben, das weiß, wann die Ärzte gerufen werden müssen. Dieses Personal ist äußerst rar in der Knastklinik Bochum.

Was das alles für die kranken Gefangenen bedeutet, habe ich mehrfach direkt oder indirekt mitbekommen. Ein Mitgefangener in der Zelle gegenüber geriet einmal in einen Herzanfall. Es verging kostbare Zeit, bis die Versuche, entsprechendes Notfallgerät in die Zelle hineinzuschaffen, an der Zellentür aufgegeben wurden. Schließlich wurde der Mitgefangene auf der Trage weggeschleppt und über die schmalen Treppen drei Stockwerke tiefer nach unten verfrachtet. Er soll noch im Notarztwagen verstorben sein.

Ein anderer Mitgefangener, ein Student, erhängte sich im Juli 76 im vierten Stock an einer Zentralheizung. Ein bitteres Akrobatenstück. Der Beamte, normale Dienstzeit, kam erst eine Viertelstunde später, obwohl die Kalfaktoren sofort Alarm geschlagen hatten. Er soll noch gelebt haben, als die völlig unzureichenden Rettungsversuche einsetzten.

Ein anderer Mitgefangener bekam Anfang 77 einen Herzstillstand im Asthma-Anfall, es war ebenfalls normale Dienstzeit. Wieder schlugen

Zellennachbarn und Kalfaktoren Alarm. Die Hausarbeiter begannen schließlich mit altertümlichen Wiederbelebungsversuchen, wie sie früher bei Ertrunkenen angewandt wurden, als die endlich hinzugekommenen Beamten dem Geschehen völlig hilflos gegenüberstanden. Der Mitgefangene verdankt sein Überleben einem externen Vertragsarzt, der zufällig anwesend war, denn es war Visitenzeit. Ich schrieb daraufhin einen Antrag, mit den Kalfaktoren Kurse über akute Wiederbelebungsmaßnahmen abhalten zu dürfen. Der Antrag wurde keiner Antwort gewürdigt.
Überhaupt sind die einzigen, die sich für die kranken Mitgefangenen einsetzen, die Kalfaktoren, die Hausarbeiter. Für einen Tageslohn von drei deutschen Mark tragen sie die Hauptlast aller Tätigkeiten. Sie machen zusammen mit drei älteren Ordensfrauen die Krankenpflege, wechseln die Bettwäsche, reinigen die Zellen, praktizieren schlecht und recht die Krankengymnastik in der Badeabteilung, ernähren die Gefangenen. Sie sind in keiner Weise dafür ausgebildet. Trotzdem sind sie die einzigen, die, im engsten Kontakt mit den Kranken, ihre allfälligen Veränderungen im Krankheitsbild mitbekommen. Sie sind völlig unqualifiziert, aber ihre oft verstümmelte und rauhe Solidarität macht sie zu guten Beobachtern. Sie erzählten von einem Jugendlichen, der, mit gelb verfärbter Haut, in unansprechbarem Zustand eingeliefert worden war. Er war ganz anders in seinem Verhalten als die ›Gelben‹, die Fixer mit ihren Leberentzündungen, die sonst hereinkommen. Der zuständige Mediziner habe ihre Bedenken abgetan: das sei ein Gelber wie jeder andere auch. Ein paar Tage später sei der Junge in eine externe Klinik verlegt worden, zu spät, um ihm noch zu helfen. Bei der Autopsie habe sich herausgestellt, daß er an einem Leberriß gestorben sei. Von einem jugendlichen Mitgefangenen erfuhren wir die Vorgeschichte. Der Verstorbene war in einem Jugendgefängnis zusammengeschlagen worden, als er sich bei der Aufnahme weigerte, sich eine Blutprobe abnehmen zu lassen, und dann, offensichtlich schon im Leberkoma, nach Bochum verlegt worden. Wer trauert um diesen und andere Toten? Wann schlägt für die Verantwortlichen endlich die Stunde der Wahrheit?
Derartige Fehldiagnosen kommen in allen Krankenhäusern vor, gewiß. Aber im Fall Bochum erscheinen sie wie eingeplant. Sie liegen an der Mentalität der Medizinalbeamten und der von ihnen kommandierten Pfleger-Schließer, die all dem Vorschub leisten. Medizinalbeamte, die von sich sagen, sie stünden dem Abfalleimer der nordrhein-westfälischen Gefängnisse vor (so der Leiter mir gegenüber), und die sich bei den Visiten laut darüber beklagen, was für ein Gesox übers Wochenende wieder bei ihnen gelandet sei, können eben nur Abfalleimer-Medizin machen. Sie kontrollieren lieber, ob der visitierte Gefangene den knasteigenen Schlafanzug trägt, als sich über seinen Zustand Sorgen zu machen. Ihre Patienten sind Untermenschen, im besten Fall Simulanten. Sie verhalten sich ihnen gegen-

über nicht als Ärzte, sondern als Teil des Strafvollzugs, als besondere Glieder des Strafens. In Düsseldorf war das nicht so. Hier waren die Medizinalbeamten korrekt. Aber dafür sind sie von ›ihrer‹ Justiz auch entsprechend angegriffen worden.

Soviel über die dramatischen Aspekte des Klinikbetriebs. Aber wie sieht es mit der Routine aus? Sie bekommt eine besondere Note dadurch, daß die Medizinalbeamten es für eine Prestigefrage halten, ihr Etablissement offiziell dem Niveau einer mittleren internistischen Klinik jenseits der Gefängnismauern gleichzusetzen. Die Bochumer Medizinalbeamten sind bei der Justiz berühmt und bei den Gefangenen berüchtigt dafür, daß sie, von dieser großzügigen Selbsteinschätzung ausgehend, grundsätzlich haftfähig schreiben. Ich habe Gefangene kennengelernt, die in anderen Gefängniskliniken, beispielsweise Hohenasperg, für haftunfähig erklärt und daraufhin zu einer Art Oberbegutachtung nach Bochum verlegt worden waren: sie blieben in Bochum interniert.

So wurde auch der Alltag zum Grauen. Ein Mitgefangener war im Gefängnis Wuppertal in einer unbehandelten Kreislaufkrise schwer gestürzt. Er litt seither an Kopfschmerzen mit ständiger Verschlimmerung, Migräne-Attakken und blitzartigen Ohnmachtsanfällen. Er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich habe selten einen Menschen derart leiden gesehen. Bei einer endlich durchgekämpften neurologischen Untersuchung wurden die Folgeerscheinungen einer Blutung zwischen den Hirnhäuten festgestellt, die jedoch nicht groß genug schien, um eine sofortige Operation zu rechtfertigen. Der Gefangene blieb weiter inhaftiert.

Ein weiterer Gefangener, Sozialhilfe-Empfänger, wurde wenige Wochen nach einer Hüftgelenksoperation wegen eines Betrugsdelikts festgenommen und im Haftkrankenhaus interniert. Er war noch völlig immobil und benötigte eine qualifizierte Nachbehandlung. Nichts davon war in der Bochumer Haftklinik möglich. Trotzdem wurde er nicht entlassen. Schließlich zogen die Medizinalbeamten im juristischen Kleinkrieg den kürzeren. Sie vergalten dem Mitgefangenen ihre Niederlage schlecht. Nach seiner gegen ihren Willen erzwungenen Haftentlassung denunzierten sie ihn beim Sozialamt mit der Behauptung, daß er die haftbedingten Komplikationen durch Selbstbeschädigungen herbeigeführt hätte. Die wiedergewonnene Freiheit wurde so zur Tortur, denn seine Sozialhilfe war in Gefahr, und das in einer Situation, wo Nachoperationen erforderlich wurden. Nur durch einen Zufall gelang es, dieses perfide Gangsterstück aufzudecken.

Ein dritter Mitgefangener, ein Holländer, war an der Grenze wegen Haschisch-Schmuggels verhaftet worden. Er wurde in die Bochumer Gefängnisklinik verbracht, denn er befand sich in Nachbehandlung wegen eines kürzlich operierten Hodentumors. Als die holländische Botschaft um seine Abschiebung nach Holland nachsuchte, damit die Nachbestrahlungen im

Eindhovener Krebszentrum fortgesetzt werden könnten, wurde dies abgelehnt und ohne jegliche Konsultation der niederländischen Klinik eine Bestrahlungsserie in einer Bochumer Klinik durchgeführt. Die Folgen waren verheerend, es kam kurz danach zu einem regelrechten Metastasenschub. Als ich schließlich eine Metastase in der Brust des Mitgefangenen tastete, kündigte ich an, daß ich den Fall im Kölner Prozeß öffentlich machen würde. Der Mitgefangene ist daraufhin in größter Eile nach Holland abgeschoben worden.

Spuren der Vergangenheit

Im Frühjahr 77 gab es in der Gefängnisklinik Bochum einen Wasserrohrbruch. Eine knastinterne Bauarbeiterkolonne rückte an, um die schadhafte Stelle freizulegen und das Rohr auszuwechseln. Sie buddelte tagelang in und um das Krankenhaus herum. Offensichtlich gab es keine Pläne mehr für diesen Trakt, der in der Zeit des großen Industrialisierungsbooms vor einem knappen Jahrhundert im Ruhrgebiet erbaut worden war. Vor einem Transport zum Prozeßtermin ließ ich in der Kleiderkammer, mehr um einen schlechten Witz zu machen, die Bemerkung fallen, wenn die Buddelei so weitergehe, werde die Kolonne noch auf Hinrichtungskeller und Skelette aus der Nazizeit stoßen. Ich hatte keine Ahnung, wie nahe ich der Wahrheit war. Ein Sicherheitsbeamter fragte spontan zurück: »Woher wissen Sie denn das?« Ich wurde aufmerksam und stellte, so gut es ging, Recherchen an. Das Ergebnis: im Haupttrakt des Gefängnisses, einem Sternbau ohne direkte überirdische Verbindung zum Krankenhauskomplex, gibt es einen großen Keller, der in der Nazizeit Hinrichtungsstätte war. Zum Krankenhaus soll ein unterirdischer Verbindungsgang bestanden haben. Einiges spricht dafür, daß in der Nazizeit im Rahmen der Aktion Heyde ›lebensunwertes Leben‹ auch in die Bochumer Knastklinik verbracht und dann unter ärztlicher Regie ausgelöscht worden ist. Zwei Mitgefangene erzählten mir, daß Ende der sechziger Jahre im Bochumer Gefängnishof die letzten Krankenhausakten aus der NS-Zeit vernichtet worden sind. Der eine war beim Aktenkommando direkt dabei gewesen, der andere hatte darüber von gefangenen Teilnehmern gehört. Der direkt beteiligte Gefangene erinnerte sich, eine Todesstatistik gelesen zu haben. Alle auf der Liste verzeichneten Gefangenen seien genau eine Woche zuvor in der Bochumer Gefängnisklinik eingeliefert worden und dann an ›Herz- und Kreislaufschwäche‹ gestorben. Brauchte die Bochumer Nazimedizin, die ja aus ihrer Mitte auch den Generalkommissar für das deutsche Gesundheitswesen, Brandt, hervorgebracht hat, erst einen sozialdemokratischen Justizminister, bevor sie es wagen konnte, die letzten Spuren der Vergangenheit zu beseitigen?

Ich bin mehr denn je im Zweifel, ob dies über eine bestimmte Zeit hinaus überhaupt möglich ist. Ich möchte zunächst klarstellen, welche Art des Strafvollzugs ich für Isolationshaft halte: das Vegetieren in einer Zelle, die vom regulären Gefängnisbetrieb abgetrennt ist und den Delinquenten von jeder Art gefängnisinterner Subkultur ausschließt. Dazu gehört alles, was die Untersuchungsrichter bei der Anordnung von ›verschärfter Einzelhaft‹ auflisten: Einzelfreistunde, leere Nachbarzellen, Ausschluß von Gemeinschaftsveranstaltungen, extreme Diskriminierung und Beschränkung von Post und Besuchen. Hinzu kommt der Entzug aller Kommunikationsmöglichkeiten, die zumindest für eine gewisse Zeit Erleichterung schaffen könnten, nämlich Radio-, Bücher- und Zeitungsverbot. Unter diesen Bedingungen haben die verschärften Überwachungsmaßnahmen wie ständige Beobachtung durch den Spion, Gegensprechanlage als Abhöreinrichtung, regelmäßige Zellendurchsuchung, schlafstörende nächtliche Kontrollen und Beleuchtung, Fliegennetze vor den vergitterten Fenstern, Totalfilzen und Kleiderwechsel vor und nach jedem Besuch verheerende Auswirkungen. Der Entzug von Restkontakten und Sinnesreizen wird gezielt ersetzt durch den alleinigen Kontakt mit den technologischen und personifizierten Organen der Staatsmacht. Eine solche Behandlung zerstört über kurz oder lang jeden Menschen. Zwar ist sie bis heute in der Bundesrepublik nur ganz selten bis zur letzten Konsequenz praktiziert worden. Charakteristisch war bis heute vielmehr ein Hin und Her in den Intensitätsstufen der Isolation: die Aufeinanderfolge von wirklicher Isolation und allen möglichen Übergangsformen bis hin zu den üblichen Haftbedingungen. Die Perfidie liegt dabei aber darin, daß die politischen Strafverfolgungsbehörden aus den Erkenntnissen, zu denen ihnen die langjährige Kopplung von Zerstörungsangriff und Teilkonzessionen verholfen hat, eine richtige Wissenschaft gemacht haben: sie koppeln die Machtergreifung über die Körper mit gewissen Zugeständnissen, die sich aus der jeweiligen ›Medienlage‹ ergeben.
Wenn man von den Verteidigerbesuchen absieht, die jetzt hinter Trennscheiben verlegt und damit endgültig ins Generalkonzept der Tortur einbezogen wurden, werden die Gefangenen in den ersten drei bis vier Monaten in vollem Ausmaß isoliert. In dieser Zeit manipuliert die Staatsschutzpolizei gezielt an den unmittelbar zurückliegenden Erinnerungen des Delinquenten, um den Absturz ins Bodenlose zu beschleunigen. In meinem Fall lancierte die Polizei beispielsweise in den ersten Tagen gefälschte Todesmeldungen, gab eine Freundin als Verlobte aus, erteilte der wirklichen Verlobten ein Dauerbesuchsverbot und benutzte die Eltern bei ihrem ersten Besuch als Vehikel eines indirekten Verhörversuchs.
Die Isolationshaft hat damit eindeutig die Funktion, die Identität von

vorverurteilten Delinquenten auszulöschen, ihre Gehirne auszuzehren, ihre Körper in willenlose Partikel der als schrankenlos erfahrenen Allmacht der staatlichen Gewalt zu verwandeln.
Dann erst beginnen die systematischen Verhöre. Das war in meinem Fall so, und wie ich höre, geht der Staatsschutz gegenüber den meisten Gefangenen, die seiner Zuständigkeit unterliegen und der Zugehörigkeit zu kriminellen Vereinigungen verdächtigt werden, ebenso vor.
Ein gänzlich anderes Vorgehen praktiziert er auffälligerweise gegenüber mutmaßlichen Agenten, gegen die er unmittelbar nach der Verhaftung alle Register zieht, über die er verfügt. Die Bundesanwaltschaft geht mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von Täterpsychogrammen aus, und sie unterwirft ihre Inhaftierungs- und Verhörpraxis Bedingungen, die von mutmaßlich optimalen Kriterien der Identitätszerstörung bestimmt sind. Der Erfolg ist dabei manchmal so durchschlagend, daß Verräter, die überhaupt nichts zu verraten haben, zu den Ermittlungsbehörden überwechseln. Die Kronzeugen, die wir in der Vergangenheit erlebt haben, waren in die Enge getriebene Produkte ihrer Haftbedingungen. Die Jäger wurden von ihren Opfern eingeholt: sie haben es der gleichgeschalteten ›Medienlage‹ zu verdanken, daß sie dabei nicht selbst zu Fall gekommen sind.
Seit dem Bekanntwerden des Vernichtungsexperiments an Ulrike Meinhof können die stillen Martern aber nicht mehr lückenlos bis in die toten Trakte hinein fortgesetzt werden. Der Staatsschutz muß über kurz oder lang, wenn auch bei ständig hinhaltendem Widerstand, gewisse Poren wieder öffnen: Besuche, Post, Bücher, intellektuelle Beschäftigungen. Zweifellos nutzt er jede sich bietende Gelegenheit, um diese Atempausen wieder zu beseitigen. Jeder, der die erste Isolationsphase überstanden hat, lernt die Poren so zu handhaben, daß der Staatsschutz an seiner eigenen Informationsgier erstickt.
Das war die Situation bis zum Sommer 1977. Die Waffe Isolationshaft war in den meisten Fällen ausgehöhlt. Die Kampagnen, die nach dem Zusammenbruch der traditionellen Roten Hilfen und der Krise der Folter-Komitees für einzelne Gefangene gestartet wurden, waren außerordentlich effektiv. Die Gefangenen wurden jetzt nicht mehr einfach als heroische Kämpfer betrachtet, sondern als konkrete Menschen mit ihren Stärken, Schwächen und Widersprüchen. Es wurde möglich, die Fakten sprechen zu lassen. Die Schlagworte und Parolen, die bislang die genaue Wirklichkeit der Haft mit all ihrem Zwielicht, ihren Poren und Abstufungen verzerrten, wurden überflüssig. Es wurde Wert darauf gelegt, Informationen, die sich als falsch erwiesen, selbst richtigzustellen und den Medien jenes Quentchen Wahrheit wegzunehmen, ohne das ihre ganze Demagogie zusammenbricht.
Aber sind die Poren, die die Isolationshaft zersetzt haben, wirklich den

Aufwand wert gewesen, der dafür erforderlich gewesen ist? Ich bin unbedingt davon überzeugt. Die ganze Stärke des Widerstands steht und fällt mit der Frage, ob er in der Lage ist, für die Gefangenen eine Alternative zur Isolationshaft zu erkämpfen, die nicht vom Staatsschutz kontrolliert wird. Ohne die voraufgegangene Unterstützungskampagne wären Roland Otto und ich nicht in der Lage gewesen, uns mit der Nüchternheit und Genauigkeit auf die Prozeßsituation einzustellen, die unabdingbar für eine wirksame Verteidigung ist. Ich wäre jedenfalls nicht in der Lage gewesen, die Folgen der Isolationshaft unter Kontrolle zu bringen. Gefangene, die bis zu ihrem Prozeß wirklich isoliert gewesen sind, können sich oft nur noch mit abstrakten Begriffen und globalen Erklärungen verteidigen. Die Kluft zu einer konkreten politischen Bestimmung der Prozeßstrategie, die nie generalisierbar ist, wird unüberwindlich. Die Isolationshaft ist also deshalb eine so perfide Foltermethode, weil sie entweder lautlos, undramatisch und ohne äußerlich nachweisbare Spuren zerstört oder aber die Überlebensenergie des Gefangenen auf globale antiimperialistische Erklärungen verengt, in denen sich das verlöschende Subjekt mit seiner konkreten Gesellschaftsgeschichte nicht mehr spiegelt. Das aber ist es genau, was seit Buback offiziell mit der Isolationshaft angestrebt wird: Entweder die hemmungslose Unterwerfungsgeste des Verräters, oder die bestialisch gewalttätige Anpassung des Isolationsgefangenen an das von ihm in der Öffentlichkeit manipulierte Zerrbild des abstrakten, amoklaufenden Terroristen. Das Ziel der Isolationshaft ist die bedingungslose Entsolidarisierung. Mögen doch die Linken, mögen wir alle, die wir uns in den vergangenen Jahren so lautstark von den Prozessen in Stammheim und Düsseldorf distanziert haben, erkennen, daß wir durch unser Verhalten zu nachträglichen Legitimatoren der heute gesellschaftsfähigen Formen der Marter geworden sind. War es nicht Buback, der kurz vor seinem Tod erklärte, der Zweck der Entsolidarisierung heilige allemal die eingesetzten Mittel?

Augustin Souchy
„Vorsicht: Anarchist!"
Ein Leben für die Freiheit

Politische Erinnerungen.
Sammlung Luchterhand Bd. 248
DM 16,80

Politische Erinnerungen über ein dreiviertel Jahrhundert revolutionärer Bewegungen in der ganzen Welt. Augustin Souchy – radikaler Pazifist, Anarchist und Weltreisender in Sachen Freiheitskampf – berichtet über die Stationen, Begegnungen und Erfahrungen in seinem Leben.

Jörg Hallerbach (Hrsg.):
Die eigentliche Kernspaltung

Gewerkschaften und Bürgerinitiativen im Streit um die Atomkraft.
Sammlung Luchterhand Bd. 256
DM 12,80
Erscheint Mitte April 1978

Darstellungen und Analysen, die ein Gerüst für die künftige Diskussion abgeben.
Das Buch führt aus der Scheinalternative heraus: Sicherheit des Lebens oder Sicherheit des Arbeitsplatzes.

Jean Ziegler
Die Lebenden und der Tod

328 Seiten. DM 28,–

In unserer Gesellschaft wird das Bewußtsein vom Tod zerstört, das Sterben entfremdet und das Gespräch mit den Toten unterbrochen. In den Gesellschaften deportierter afrikanischer Völker in Brasilien wird der Tod gefeiert, eine glückliche Gemeinschaft zwischen den Toten und den Lebenden geschaffen.
Ziegler: Nur wenn wir den Tod von seiner Entfremdung befreien, gewinnt unser Leben seinen Sinn zurück.

Jean Ziegler, 44, Schweizer Nationalrat und Soziologieprofessor in Genf. Zahlreiche anthropologische und soziologische Studien in Afrika und Brasilien. Autor des aufsehenerregenden Buches „Eine Schweiz – über jeden Verdacht erhaben", Luchterhand 1976.

Ursula Krechel
Selbsterfahrung und Fremdbestimmung

Bericht aus der Neuen Frauenbewegung
Sammlung Luchterhand Bd. 205
DM 9,80
Mit einer Adressenliste der Frauengruppen in der Bundesrepublik.

Dieses Buch gibt Auskunft über die Neue Frauenbewegung, über ihre Herkunft, ihre Kämpfe und Ziele.

Luchterhand

Walter Adler
So ein Gefühl im Rücken

Prolog

Es hat den Anschein, daß jetzt auch den letzten dämmert, daß Nachgeben nicht der richtige Weg ist. Mit Mördern gibt es kein Verhandeln, kein Pardon. Das Gerede in Bonn ist überflüssig. Handeln ist erforderlich, damit dem Terrorismus ein Ende gesetzt wird. Wie ein Mann müssen jetzt alle Demokraten zusammenstehen, um diese Gefahr nicht mit viel Reden und Mitleidbekundungen, sondern mit Taten zu bannen, und zwar sofort durch eine geeignete Verfassungsänderung. Notfalls sollte man eine Volksbefragung durchführen und gegebenenfalls die Notstandsgesetze schnellstens in Kraft setzen. Wir wollen einen starken Staat. Auf diese groben Klötze – gehört ein grober Keil. Von den Schulen bis in die Feuilletonredaktionen von Presse, Funk und Fernsehen ist der Humus gelegt worden für die Terrorszene. Die Sympathisanten als Nachbrut-Milieu sitzen offensichtlich immer noch als Dozenten an Hochschulen, wo sie sich in den Jahren vor 1976 zu Professoren emporgeredet und sich seither hinter vom Staat hochbezahlten Lehrerposten verschanzt haben, phantasielosen Jüngern à la Robespierre die Bahn zu weiteren Morden freigebend; wie lange eigentlich noch? Die Terroristen werden, zumal sie »Märtyrern« (Blutzeugen) nachstreben, weiter morden. Ihr Nachschub aus Schule und Hochschule ist unerschöpflich.

Vereiteln könnte man das durch: Abschaffung der Anfänger-Lehrfächer Soziologie und Psychologie (die alle überkommenen Werte zergliedern und zerreden), auch der in ihrer heutigen Verfassung für Anfänger ungenießbaren Fächer Deutsch und Geschichte. Abschaffung ferner der neuen »Studienstufe«, das heißt der drei obersten Klassen der Oberschulen. Die begabten und interessierten Schulabgänger können nach zwei bis drei Jahren handwerklicher, sanitärer, Nothilfe-, Haushalts- oder sonstiger Lehre auf dem »Zweiten Bildungsweg« intensiv und praxisnah nachholen, was von den bequemen Einzelkindern bisher widerwillig, ergebnisarm und praxisfern gelernt werden sollte. Es ist höchste Zeit, sich Gedanken zu machen, wie Terrorismus entsteht! Denn wir alle (nicht nur wir Eltern) sind auf dem besten Wege, Terroristen »nachzuzüchten«. Gerade die von vielen falsch verstandene Demokratie mit ihren Gefühlsduseleien zeigt überall verwundbare Flanken. Eine endlose Kette von Gewalttaten wie Mord,

Entführung und Geiselnahmen und wieder Erpressung sind die Folge übertriebener Humanitätsduselei. Was haben wir davon, wenn diese Mörder und Verbrecher von unseren Steuergeldern noch gepflegt und verhätschelt werden, wie kein anderer Strafgefangener? Wie gut wäre es doch gewesen, wenn die Terroristen vor einigen Wochen nach dem Hungerstreik ihr Leben gelassen hätten. Der größte Fehler, den man je gemacht hat, ist die Abschaffung der Todesstrafe. Man brauchte keine gepanzerten Wagen, wenn man die Todesstrafe wieder einführte. Bei Anarchisten und Terroristen ist Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Mörder sollte man nicht inhaftieren. Sie müssen für immer unschädlich gemacht werden. Der Bundestag soll das Volk entscheiden lassen, ob für die Terroristen die Todesstrafe angebracht ist. Zugegeben, die Todesstrafe wirkt wenig abschreckend, aber sie schafft Erleichterung, mindert Strafvollzugskosten und verringert die Gefahr neuer Geiselnahmen zur Befreiung einsitzender Mordgesellen. Selbstverständlich hängen die Fahndungsfotos der gesuchten Terroristen in meinem Büro, das ständig von Besuchern und Kollegen frequentiert wird.
Vernunft ist gefragt? Nun, die »kleinen Leute« waren schon damals vernünftig.

Bericht

Also Wo die Geschichte anfängt
Das war abends Mit zwei Freunden in einer Kneipe
Wir standen herum und redeten und einer kam rein
den ich nur flüchtig kenne
Mich grüßend drückte er sich vorbei
sah aber ein wenig verändert aus
Er blieb in unserer Nähe stehen
und blickte den ganzen Abend auf mich
Ich nichts wissend und mich nicht um ihn kümmernd
hab einfach mich umgedreht
Nach vier Stunden etwa Ich wollte aufs Klo
hielt er mich auf und bat mich alleine zu sprechen
Ich wußte ja nichts und so stellten wir uns
nur ein wenig zur Seite hin und er sagte daß
nein er fragte Ob man mich schon einmal
verwechselt
Da wußte ich gleich irgendwie direkt und lachte
Er will einen Witz machen dachte ich und hab gelacht
und sagte Das passiert mir in letzter Zeit oft

Er aber bleibt ernst und erzählt daß
Polizei bei ihm gewesen
Ob er mit DER Kontakt gehabt
und ich Wieso erzählst Du das mir
Er wäre gesehen worden
mit mir Auf der Straße
und Bilder hätte man ihm gezeigt von DER
und gefragt hätte man ihn
Ob er mit IHR auf der Straße gestanden
Es ist so daß er praktisch Türsteher gewesen ist
in einem anderen Lokal
und da haben wir wohl ein paar Mal gemeinsam
vor dem Lokal auf der Straße gestanden
Wie er auf mich käme hab ich gefragt
Eine Frau sei ihm beschrieben worden
Lange blonde Haare
er aber kenne nur mich mit
langen blonden Haaren
und gewußt habe er auch nur meinen Vornamen
sonst nichts
Danach sei seine Wohnung durchsucht worden
die Wände abgeklopft und
der Teppichboden herausgerissen
Mehrmals seien die wiedergekommen und
hätten ihm immer wieder aufs neue Bilder gezeigt
Er wisse nur meinen Vornamen
Kennen würde er mich aus dem Lokal
dem anderen
und weiter wisse er nichts von mir
Er habe ihnen sagen müssen was
wir jemals miteinander gesprochen
Das sei aber nicht viel gewesen weil
wir nie etwas Besonderes miteinander geredet
Auch habe er sagen müssen Ob er mit mir geschlafen
Es war ihm anzusehen wie ihn das mitgenommen hatte weil
er ist Türke
und sah auch vollkommen verändert aus
irgendwie
Ich bin unheimlich erschrocken
Rechtfertigen wollte ich mich und sagte
Ich bin DAS wirklich nicht. Ich dachte
jetzt werden Bekenntnisse von Dir verlangt

zu der ganzen Sache
und mehrmals sage ich
Du kannst mir glauben
Ich bin DAS ganz bestimmt nicht weil
der kennt mich ja überhaupt nicht
Auch Bilder habe man ihm gezeigt
Bilder von IHR Als er die gesehen
habe er nicht mehr gewußt
ob ich DAS bin oder nicht
Ich bin DAS nicht Dann
Du Ich meine Die Leute und
will meine Haltung zu der ganzen Sache
Er aber meinte Es wäre wohl egal
Selbst wenn ich das wäre
das hat er mehrmals betont und
so wurde ich wieder ruhiger
Es kam mir vor wie ein Traum
Ich muß hier raus
Ich muß da raus war meine erste Reaktion Ja weil
Er fing dann an sein Leben zu erzählen
Ausgebildeter Scharfschütze in der türkischen Armee
und immer wieder wie egal es ihm wäre
ob ich DAS bin oder nicht
Ich konnte nicht auf ihn eingehen
Ich mußte und wollte raus Ich muß raus hier
und bin zurück zu meinen Freunden
Er kam mit und hat uns ein Stück weit begleitet
Ich fühlte da war irgend etwas im Gange
Gegen mich
Es war wie ein Traum und nicht zu glauben Unwirklich
Wie Kino Weil es gab Andeutungen Warnungen von Freunden
Aufpassen müßte ich Doch
Auf was Und wie
Es hat mich bedroht und jetzt auf der Straße dann
bekam ich Angst Es war sehr spät
nur wenig Leute unterwegs Nein
kaum Angst vor der Bevölkerung mehr
Angst vor der Polizei Verschwommen so
Es kamen natürlich auch Gedanken
Du gehst nach Hause dann sind die schon da
und dachte auch an meine Freundin
mit der ich zusammen wohne

Wie unvorbereitet sie sei
Auch vorher schon Wie ich noch nicht so drin
da dachte ich Also Wie es noch nicht um meine Person ging
Da hatte ich auch schon Angst daß die Polizei weil
bei uns gegenüber waren sie und in der Nachbarschaft
Nicht wegen uns sondern
wegen der Leute die da wohnen
Ich habe immer gewartet daß die kommen
Unsere Wohnung durchsuchen
Weil das im Augenblick gang und gäbe ist
Und weil die bei vielen Leuten waren
die ich kenne Die nicht organisiert sind
Die mit diesen Geschichten Die nie politisch
gearbeitet haben
Ich bin dann nach Hause mit einem Freund von mir
In einem Taxi Da konnte ich aber nicht reden weil
ich hatte Angst
Angst vor dem Taxifahrer Die können
die Polizei rufen Über Funk Ganz einfach
Zuhause sagte mein Freund Du mußt zur Polizei gehen
Klarstellen daß Du DAS nicht bist
Ich aber hab mich dagegen gewehrt
Bin richtig wütend geworden weil
ich dachte Das ist wahnsinnig dahin zu gehen
zu denen und sagen Ich bin DAS nicht
Sich davon zu distanzieren In diesem Augenblick
Ich wollte nicht
Von dieser Frau weil
in dem Moment fühlte ich mich
mit ihr verbunden mehr
als mit denen wo ich sagen sollte
ich bin DAS nicht
Ich wollte abwarten Abwarten
ob noch irgendetwas passiert
Hab auch meine Freundin vorbereitet daß
vielleicht noch jemand kommt
Ein ziemlich seltsames Gespräch
Schon bei meinem Freund war das so
daß ich dachte Du mußt dich entschuldigen
wegen dir wird man die jetzt belästigen
Ich wollte was für sie machen Jetzt
Als Entschuldigung Doch merkte ich auch ihre Angst

und spielte alles herunter Machst halt auf
Was soll sein Und wenn die kommen und Du bist nicht da
Was mach ich dann Und ich Sagst halt Ich bin nicht da Ja
Wenn die Fragen stellen
So überlegten wir uns Frage und Antwort
Was macht denn die Ist die organisiert
Und diese Fragen Sie soll alles erzählen Alles
was sie weiß und was die wissen wollen
Wir wußten nicht mehr was man sagen darf
und was nicht weil
Man kann es im Augenblick schlecht einschätzen
was erlaubt ist
Und wovon das abhängig ist was erlaubt ist
und was nicht
Was in diesem Staat gefährlich ist Für diesen Staat
und was nicht
Ich ging durch mein Zimmer und
schaute meine Bücher an
Gehört hab ich von Leuten die
ihren Karl Marx schon wieder im Keller haben
Ich finde das furchtbar
Merkte wie ich mein Zimmer beobachte
Plakate und Bücher
Ich hatte als die EINE
Ich weiß nicht
tot aufgefunden
das hat mich
auch die Anderen
das hab ich in den Nachrichten gehört
das hat mich betroffen gemacht
Für mich mußte ich das bewältigen
Also hab ich ein Bild gemalt
von der EINEN
ein ziemlich großes Wo man ihr Gesicht sieht
und drumherum sind die Gesichter von Leuten
denen vom Sonder
von diesem Sonder-Einsatz-Kommando Ohne Gesichter
die aus allen Richtungen auf SIE schießen
Das hing an der Wand Das war sehr groß und hing da
Das hab ich abgenommen und
in einer Mappe hinter dem Schrank versteckt
bin mir aber beschissen vorgekommen dabei

Nein Bücher habe ich keine versteckt
Auch von DEM hatte ich Bilder gemalt die
hab ich alle weggepackt
Ja Ich habe Angst gehabt Ja sicher
Ich wollte schlafen konnte aber nicht
Horchte auf jedes Auto Ob es vorbeifuhr
Ja Ich habe besonders darauf geachtet Auch
aufgestanden bin ich und habe runtergeguckt
Ich habe mir Situationen ausgemalt
Es ist schon verrückt aber ich dachte
die finden die Bilder hinter dem Schrank
dann drehst du irgendwie durch hab ich gedacht
Sah mich durch die Wohnung laufen
Höre mich sagen Das auf dem Bild das ist meine Mutter
Ich hab mir das nie
nie so real vorstellen können
Die kommen jetzt rein und marschieren rein
Das ist die Angst
Das ist so ein Gefühl im Rücken
so hinter dir
Irgend etwas passiert da oder so
Das Schlimmste war die Vorstellung Die kommen
wenn du allein bist Niemand ist da Die kommen
nehmen dich mit
Du bist nachts allein im Gefängnis
Die verhören dich nachts und du
kannst niemandem mehr Bescheid sagen
Das Kontakt-Sperre-Gesetz Ja
Das war schlimm daß ich daran dachte Mensch
du kannst nicht einmal einen Anwalt anrufen
Du bist vollkommen isoliert
Geholfen hat mir der Gedanke an Freunde
Freunde die da waren Bescheid wußten
Aber trotzdem Trotzdem überlegst du dir
wie ich da so am Fenster stehe und auf
die Straße runtergucke und denke Jetzt kommt ein Polizeiwagen
die kommen hier hoch
aus dem Dritten Reich daß ich mir vorstellte
wie sie die Juden abgeholt haben
Niemand zu Hause
Ich sah sie alle die Schotten dicht machen
Nein Ich habe mir nicht überlegt was ich mache

wenn sie mich die Treppe runterführen
Ob ich schreie Ja sicher Klar
Natürlich hab ich mich auch gefragt
ob die nicht doch einen echten wirklichen Grund haben
in deren Sinne ein Grund
weswegen sie mich verhaften könnten
Ob ich nicht irgendwann etwas gemacht
was man mir vorwerfen könnte
Aber nein hab ich gedacht
Ob ich vielleicht auf einer verbotenen Demonstration
Das war nicht der Fall
Ich wollte es mir auch nicht vorstellen
Den nächsten Tag
Ich versuche mich zu erinnern
Es gab eine Situation in der Straßenbahn in der U-Bahn
Auf dem Weg nach Hause
Manchmal hält die Bahn auch zwischen zwei Stationen Also
die Bahn hielt an Ich stand an der Tür
War die Einzige die stand Alle saßen
Es war dunkel und hell und die guckten alle
Gucken die jetzt nur so oder auffällig
Da kamen mir Ideen
in den U-Bahnschächten ist überall Polizei
die U-Bahn ist umstellt Der Straßenbahnschaffner
da hängen ja vorn die Fahndungsplakate
und gerechnet hab ich damit daß jemand sagt
DAS ist DIE und geht langsam zum Fahrer vor und sagt
DIE steht da Rufen sie die Polizei Und der sagt dann
Wir fahren in Richtung Dom–Hauptbahnhof DIE steht an der Tür
DIE hat die eine Seite die Haare so hinter dem Ohr
Wenn Leute guckten dann hab ich die Haare
so nach hinten wie DIE extra hab ich die Haare
so nach hinten hinters Ohr gemacht Provokativ
Weil ich sicher war Ich bin DAS nicht Das
ist mir erst später klargeworden daß man mich
durch einen blöden Zufall ein Versehen
auch hätte erschießen können
Was mein Freund sagte so ernst
das wurde mir erst später klar
Du kommst in eine Polizeikontrolle
mußt Deinen Ausweis rausholen
Greifst in die Tasche und der denkt

Du holst eine Pistole
und schießt Dich übern Haufen
Das war mir vorher nicht klar
Hörte immer nur von Freunden
Du mußt aufpassen Und ich dachte okay
dann zeigst du deinen Personalausweis Fertig
Und dann nahm die Angst zu
Immer wieder hab ich mir ausgemalt
wie ich mich verhalte wenn
So die Hände hoch So hätte ich mich verhalten
Die Hände hoch über den Kopf wie das Kind auf dem Foto
vom Warschauer Ghetto
Und teilweise wurde ich aggressiv
Aggressiv weil ich mir vorstellen konnte
die holen die Polizei Ja Das ist ein Grund für mich
aggressiv zu werden Das muß vorher gewesen sein
daß die Flugblätter rauskamen
Das hab ich am Rudolfplatz gesehen wie Leute
ihre Fahrt unterbrachen und ausstiegen aus der Bahn
zum Polizisten hinliefen und sich ein
Flugblatt erdrängelten Auch ich bin hin
wollte sehen was drauf ist Es war mir zuwider
mit all den Leuten in dieser Masse
selbst auch hinzugehen und mir so ein Ding zu holen
Komisch ist
ich habe die Ähnlichkeit zwischen DER und mir nie gesehen
Das haben mir immer nur Andere gesagt
Und dann hab ich manchmal doch gedacht zur Polizei zu gehen
Als mir klar wurde Und gemerkt hab ichs auch
wenn Freunde sagten Du mußt zur Polizei gehen
Daß die Angst um mich haben
Ich fühlte eine Verantwortung
Daß ich das stoppen muß
Und dann als ich hörte
im Roxy waren sie
da hatte ich den Anwalt schon angerufen
Ich hatte nicht mehr den Mut
hineinzugehen in so eine Polizeistation
Dachte Du rufst vorher an Sagst daß du kommst
Doch das könnte man für einen Trick halten
Ich kann ja auch mit einem Fallschirm abspringen
Vorher einen Zettel runterwerfen

Ich bin DAS nicht Nein
lieber zu einem seriösen liberalen Rechtsanwalt
Morgens hatte ich angerufen
Einen Termin bekommen für die nächste Woche
Mittags dann in der Pizzeria hörte ich
Die waren da
Ich hab nicht mehr
Ich hörte nur noch
Immer wieder
Die waren da
Ich konnte nicht mehr fragen
Was haben die gefragt
Es wurde zuviel Wie ein Strick
der sich um dich rumdreht und
der dich nicht selbst betrifft
Schlimm war auch daß ich mich fragte Warum
kommen die nicht selber zu dir
Warum kommen die nicht und fragen
Sind Sie DAS oder sind Sie DAS nicht
Wenn ich doch da ganz normal wohne
Warum denn nicht Es hat mich verunsichert
Der Türsteher hat doch sicher gesagt
ich war ein paar Mal und ich war oft da
Ich konnte mir einfach nicht vorstellen
daß die denken DIE hat abends nichts Besseres zu tun
als in Kneipen zu rennen
Und dann auch unverändert wie auf dem Foto
und ich dachte es geht nicht um DIE
es geht um mich
Die Ähnlichkeit benutzen die nur
Und doch konnte ich nichts überlegen
an das ich mich hätte halten können
Als ich dann hörte daß die schon da waren
hab ich sofort den Anwalt angerufen weil
wenn du am Abend vorher in eine Kneipe gehst
und hörst dann einen Tag später
daß irgendjemand da war und hat gefragt
dann kannst du ja gar nicht mehr
auf die Straße gehen
Dann fühlst du dich ja wirklich
unsicher und verfolgt
Ich habe angerufen gesagt Es ist dringend

bin dann hin zu ihm
Aber da gibt es noch etwas
das ist ein bißchen aus der Chronologie jetzt
Der Freund von mir der war ein paar Wochen hier
der kriegte alles mit und immer
wenn wir darüber redeten nicht immer
aber es gab Momente wo ich gedacht hab
der steht auf der anderen Seite
Der ist vom Verfassungsschutz
Kennst Du das
Das ist schlimm
Abends zusammen im Bett
haben erzählt darüber gesprochen
Er hat sich engagiert Was meinst Du Was denkst Du
Ich dachte Diese Fragerei
Ich dachte Der ist vom Verfassungsschutz
Aus Berlin
Oder könnte das nicht sein Den hat jemand
auf mich angesetzt Das ging mir durch den Kopf
Ich finde diese Gedanken ekelhaft
aber sie gingen mir nun mal durch den Kopf
Nein Ich habe ihm das nie gesagt
Ist auch verrückt
Fällt mir jetzt auf
Das ist verrückt Man redet gar nicht mehr darüber
Das ist schlimm Ich habe ihm das nie gesagt
Und noch was
Ein früherer Freund von mir ist bei diesem Anwalt gewesen
und wie ich vor ihm sitze will der Anwalt
telefonieren In die Sonderkommission
und sagt über Sprechfunk zur Sekretärin
ohne daß er wußte daß ich mit diesem Freund
irgendwann mal Wir haben zusammengelebt und
plötzlich drückt der Anwalt eine Taste und sagt
den Namen dieses Freundes Bringen Sie mal die Akte
und ich dachte Ich werde verrückt weil
ich hab nicht gesagt daß dieser Freund
mich zu ihm geschickt Komm da rein Der kennt mich nicht
Hat mich noch nie gesehen Hat meinen
Namen noch nie gehört und sagt
Geben Sie mir die Akte Soundso von jemandem
mit dem ich zusammengelebt

Ich dachte ich spinne
Dann kamen Ideen
Daß die alle unter einer Decke
daß der Freund doch beim Verfassungsschutz ist
So Ideen
Dann kam die Akte Ich dachte Paß auf Sag nichts
Beobachte was passiert Und ich dachte
Alles klar Der hat dich irgendwie
weiß ich nicht da reingezogen
Dann hab ich gefragt
Ich konnte es nicht mehr aushalten
Es kam mir gespenstisch vor
Anwaltsgeheimnis
Konnte er mir nicht sagen
Es lag ein Zettel in der Akte
Es war komisch Jetzt auch noch der Anwalt
und mein Freund beim Verfassungsschutz
Alle gegen dich Ja
Ich hab einen richtigen Schreck gekriegt
Es war wohl so Der Zettel lag zufällig
in der Akte Er hat schon mal telefoniert
und der Zettel lag zufällig in der Akte
Zufällig
Ich konnte nichts mehr sagen Dachte
Was geht in mir vor
Die Sekretärin kam rein Bitte sehr die Akte
Meine Geschichte hatte ich ihm schon vorher erzählt
Das war auch komisch wie er über Sprechfunk
Das hallte im Zimmer Geben Sie mir das Sonderkommando Schleyer
Mir wurde klar Das ist schon eine Institution
Ich dachte er ruft das Polizeipräsidium
Nein Sonderkommando Schleyer
Er hat den Fall geschildert Gefragt
ob er meine Daten übermitteln soll
Nein Das geht nicht per Telefon
Daß wir vorbeikommen müßten Er aber fragte
ob nicht ein Beamter vorbeikommen könnte
und ich dachte Mensch
Das wäre gut
wenn einer hierhin käme
Weil ich mich da sicherer gefühlt hätte
Aber dann Ich dachte na gut Dann gehst du dahin

siehst mal wie das da aussieht
wie das da so läuft
Es wäre mir aber lieber gewesen
es wäre einer gekommen und am nächsten Tag
sind wir zusammen hin
Es war nicht so wie ich gedacht hatte
Ganz anders
Wenig abgesichert nur Unten standen Polizei
Ein oder zwei Maschinengewehre Pistolen
die fuchtelten damit so in der Luft herum
Ganz locker
Er fragte wo wir hochmüssen
Da stehen die so vor dem
halten dem das Ding vor den Bauch
Stehen ganz so als wär nix
Aber wenn man da rein will kommt man rein
Das ist nicht besonders abgesichert
Einen Seitenflügel sind wir hoch
Zimmer 700-sowieso
Ein Gang und eine Glastür
Ein großes Schild
Kein Eintritt für Zivilpersonen
Wir mußten aber rein weil
wir ja den Termin hatten Da merkte ich
ich hatte die Vision Wenn du da einen Fuß reinsetzt
schießt irgendwo einer Der Anwalt ging aber einfach hinein
Das hat mir sehr imponiert
Hat mir auch Sicherheit gegeben
ein bißchen
Ich wäre stehengeblieben Hätte gerufen ob
ich durch die Tür gehen darf
Im Zimmer saß so ein Typ mit Jeans und Schnäuzer
Umgeben von Telefonen und Sprechfunkgeräten
saß er da sehr beschäftigt
Was wollen Sie
dieser Typ war sehr ruppig Schnauzte uns an
Warten Sie Gehen Sie und dann sagte er
Sie müssen ins Nebenzimmer Da
saß so ein mittelalter Büromensch mit Sekretärin
Alles war sehr normal Wie ein Büro so ist
Ich hatte mir das militärischer vorgestellt
Das aber war mit Käffchen trinken Jovial

Und ich hatte damit gerechnet daß die
der Anwalt fragte auch noch
vorher
ob ich vielleicht mal auf einer verbotenen
Demonstration
daß die nun ein Verhör mit mir
Fingerabdrücke und so machen
So hatte ich mir das vorgestellt
Fingerabdrücke
Ja okay Sie sind DAS nicht Danke Auf Wiedersehen
Die aber haben nur den Personalausweis angesehen
Angaben notiert und dann Doch dann liefen
sehr undurchsichtige Geschichten ab
Ich kriegte das nicht mehr mit weil
dauernd liefen Leute rein und raus
Mit meinen Personalien
Eine Sekretärin sollte in der Spurenabteilung
Welche Spuren gibt es da Gucken Sie mal
Dann ging sie raus Kam wieder Sagte Negativ
Negativ
Es müßte doch aber hießen Positiv
Ich hätte gesagt Es ist Positiv Die aber kam rein sagte
Negativ
Und ich dachte schon Es ist aus Negativ
Und der Büromensch Na das hab ich mir schon gedacht
Ich sollte noch einmal alles erzählen
auch von dem Türken
Nein In der Sache könne man nichts unternehmen
Und Roxy
Das sollte ich ihm auf der Straßenkarte zeigen
Ich kam mir so blöde vor mit denen
über meine Kneipe zu reden
Wie heißt datt Roxy
Es war mir unangenehm Ich dachte
Jetzt sieht dich einer hier
der in die Kneipe geht
Das war etwas was die nichts angeht
Es kam aber noch jemand rein der tat auch gleich jovial
Setzte sich hin erzählte
von den vielen tausend Hinweisen
die aus der Bevölkerung
10 000 oder so Sie wissen ja

Das ist uns furchtbar unrecht
Ist doch viel Schrott dabei
Erzählte auch von einer Neubausiedlung weil
ich hatte von dem herausgerissenen Teppichboden gesprochen
Da lachte er lehnte sich zurück und lachte
vollkommen überlegen Och hören Sie mal
Hören Sie mal
Das waren doch nicht wir
So etwas würden wir nie tun
Das weise ich ganz weit von mir
Das muß schon etwas ganz Besonderes gewesen sein
Wir achten nur auf ein paar Sachen
Nicht möbliert
Namen am Briefkasten
eigenhändig abtransportierte Abfälle
Matratzenlager aber
wenn das normal eingerichtet ist
so mit Schrank und Buffet und so
dann untersuchen wir natürlich nichts
Da hätten wir viel zu tun wenn wir bei jedem
den Teppichboden herausreißen möchten
Sehen Sie mal da in der Neubausiedlung
Da haben wir das ganze Haus mit soundsoviel Wohnungen
in vier Stunden mit zweihundert Mann durchsucht Ja
Ein anderer kam rein
Nein Wir waren noch weniger
hundertfünfzig Mann nur Ja
in dreieinhalb Stunden und biederte sich dem Anwalt an
Ich sagte daß man den Türken gefragt ob er mit mir
geschlafen gevögelt hätte
Da fing er wieder zu lachen an Hören Sie mal
Das glauben Sie doch nicht daß wir das fragen würden
Höchstens Der Türke wußte Ihren Namen nicht
Den Nachnamen
dann haben unsere Beamten vielleicht gefragt
höflich und vorsichtig Haben Sie vielleicht mit der Frau geschlafen
dann müßten Sie ja auch den Namen wissen
Hahaha Und er wartete daß ich mitlache
Ich hatte gehört darauf hab ich ihn angesprochen
in K. gäbs einen der sähe dem EINEN ähnlich
und den hätten sie vier mal verhaftet
auch aus der Straßenbahn heraus

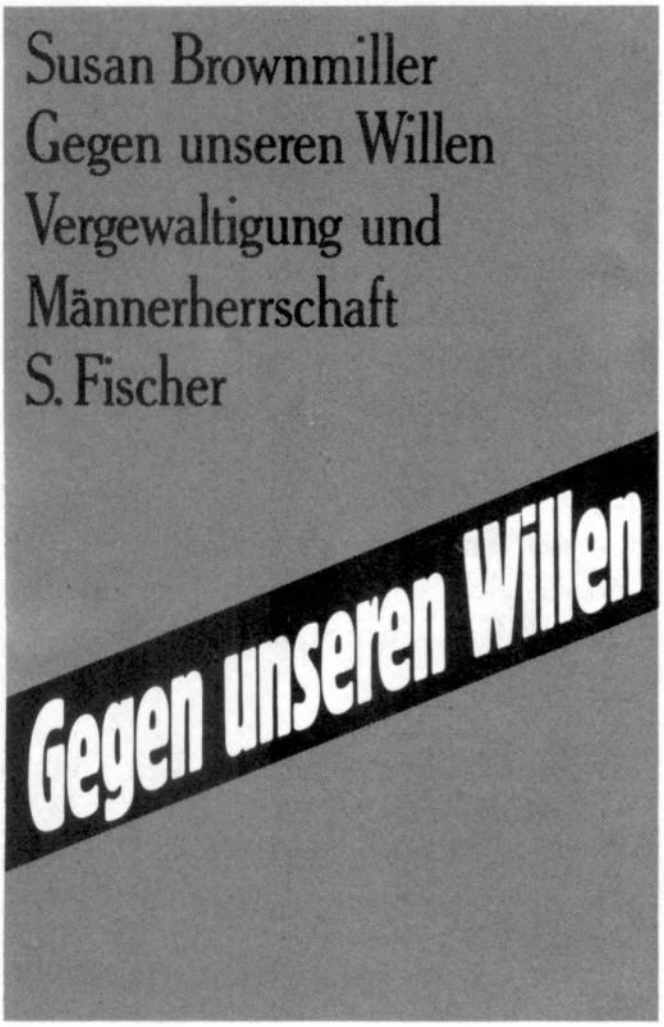
und dem hätten sie nach dem vierten Mal
einen Passierschein gegeben
daß er DER nicht ist
Einen Persilschein Das hab ich gesagt
Da taten sie sehr erstaunt
daß ich das weiß Er hat dann ein Duplikat geholt
oben ein Fingerabdruck drauf
ein Foto
und gestempelt unterschrieben Er ist DAS nicht
Der Fingerabdruck sei extra weil
für einen Kriminaler auf dem Dorf
sei das nicht zu unterscheiden Ja
Ich hatte gehofft daß ich auch so einen
Persilschein bekomme Für alle Fälle
Daß man so was in der Tasche hat
Nein Damit kann zu viel Unfug gemacht werden
und mein Anwalt meinte Es wäre doch aber sehr
praktisch
so einen Persilschein zu haben Gerade für mich
wenn mich am Anfang der Hohe Straße einer sieht
und man mich am Ende der Hohe Straße verhaftet
wie günstig wäre es dann wenn ich so eine Karte hätte
Nein nein Sie brauchen ja nur hier anzurufen
und dann klärt sich alles auf
Wo ich dann merkte das ist denen scheißegal
daß der Schein in den falschen Händen landet
ist denen viel wichtiger als mich zu schützen
Ja Ich hatte früher einmal das Gefühl
die Polizei könnte mich schützen
aber das Gefühl ist mir abhanden gekommen
Und wie die auch darüber redeten
So als hätten sie den Türken auf der Straße
getroffen Ihn gefragt Is datt DIE
Nä dann jut okay
Ich weiß nicht
Ich gehe nicht mehr so viel in Kneipen
Diese Leute habe ich in Kneipen getroffen
Wenn ich zu Hause geblieben wäre
wenn die mich nicht gesehen hätten
hätte ich das nie erfahren
Ich habe den Türken durch Zufall getroffen
Ich hätte das alles gar nicht mitgekriegt

Ich merk das auch
Wenn man nicht mehr so viel weggeht
wenn man nicht mehr so viel Leute sieht die sagen
Hör mal Du siehst aus wie DIE Paß auf
Dann geht so ein bißchen von der Angst weg
Meine Freundin eine andere die war lange weg
der hab ich alles am Telefon erzählt
und während des Gesprächs dachte ich
Vielleicht war das alles halb so schlimm
Daß man
Das war Nein
Nicht ganz Vielleicht
Ich meine
Natürlich versuche ich das alles
in Relation zu anderen Dingen zu sehen
die anderen Leuten passieren
da ist das wirklich
objektiv
keine schlimme Geschichte
Aber für mich hat sie
teilweise doch Angst erzeugt
Und dann denk ich manchmal
Ach Es war ja doch nicht so schlimm
Aber vielleicht ist es auch so
daß die Leute mehr erzählen als war
weil sie die Angst die sie haben
begründen müssen
in realen Sachen die passiert sind
und vielleicht ein bißchen übertreiben
Ich habe jetzt einen Italienisch-Kursus angefangen

Bericht: der Text basiert auf dem Tonbandprotokoll eines Gesprächs mit der Betroffenen.
Prolog: aus Leserbriefen kompiliert, die der *Kölner Stadt-Anzeiger* in den Monaten September/Oktober 1977 veröffentlichte.

Die gültige Arbeit über alle Aspekte der Vergewaltigung

Das bereits als Standardwerk der Frauenbewegung bezeichnete Buch behandelt zum erstenmal in solcher Gründlichkeit alle Aspekte der Vergewaltigung. Vor dem historischen Hintergrund schildert und analysiert die Autorin sowohl Vergewaltigungen in Kriegszeiten als auch homosexuelle Vergewaltigungen in Strafanstalten und Mißbrauch von Kindern. Sie entlarvt Vorurteile, die die Jahrhunderte überdauert haben, und zieht gesellschaftliche Mechanismen ans Licht, die sexuelle Gewaltakte von Männern unbewußt fördern und glorifizieren. »Eine bewußtseinsveränderte Lektüre, die Männer und Frauen dazu zwingen sollte, ihre bisherigen Annahmen über den Haufen zu werfen.« The New York Times



Susan Brownmiller
Gegen unseren Willen
Vergewaltigung und
Männerherrschaft.
351 Seiten, brosch. DM 28,–

S. Fischer

J. J. Pfänder
Nihilismus und Produktivität

(1) Ich komme aus einem kleinbürgerlichen Haushalt in Deutschland, bin zumeist bei meiner Mutter aufgewachsen, die mich vergewaltigt hat. Die Erfahrungen der Kindheit (in der Zeit von Krieg und Nachkrieg, die Erfahrung von Räumen, mit Dingen, Menschen, Sexualität unter Mädchen und Jungen) sind abgebrochen, als ich in die Großstadt mußte. Ich habe nächtelang darüber geweint. Das Enge im Elternhaus erscheint mir in der Erinnerung und heute noch unerträglich.

(2) Ich habe frühzeitig gelernt, den Kopf gegen den Körper und die Sinne auszubilden; mit Sprache und Denken zu überleben, weil andere Mittel nicht ausreichen. Als ich in die Stadt kam, verstand ich die Sprache der Leute kaum und sie verstanden mich nicht; ich verständigte mich in ihrer Sprache. Als mein Körper mir lästig gemacht wurde in der Körpererziehung, dachte ich mir, besser denken zu können als die anderen. Ich bekam eine Brille von der Krankenkasse; und ich habe zwanzig Jahre darauf verwendet, die Brille zu suchen, die in mein Gesicht paßt.

(3) Wir wurden in der Schule und Schulzeit politisiert. Es gab eine Minderheit von antifaschistischen Lehrern. In den fünfzigern und Anfang der sechziger Jahre sind wir Klassensprecher und Schulsprecher gewesen, haben gegen die Wiederaufrüstung geredet, sind bei den Ostermärschen mitgelaufen, sind Wehrdienstverweigerer geworden.

(4) Unser Verhältnis zu Mädchen war mühsam. (Über die Einübung von Ungeschicklichkeit in Tanzstunden brauche ich nicht zu reden.) Ich habe als Jugendlicher nur Mädchen kennengelernt, die entscheiden konnten und mich verletzt haben; ich habe jahrelang gewartet, bevor ich mit einer Frau geschlafen habe. Darum bin ich links geworden.

(5) Zu Beginn des Studiums war der SDS ein zwischen der SPD und dem europäischen Parteikommunismus definierter, theoretisch-marxistischer Zirkel, in den ich hinein wollte, sobald ich das Elternhaus verlassen hatte. Die Universitäten vor ihrer Reform boten Lehrveranstaltungen an, die ich

gebraucht habe – und sei es gegen die Absicht der Lehrer. Ich habe in vielen Städten studieren können.

(6) Als die Studentenrevolte begann, habe ich Vorträge über die Studentenrevolte gehalten. Ich war wissenschaftlicher Assistent und wollte promovieren. In dieser verrückten Rolle zwischen Karriere und Protest habe ich den Osteraufstand 1968 und die Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze mitgemacht.

(7) Ich habe, als die Studentenbewegung vorüber war und ihr Nachlaß von den Organisationen verwaltet zu werden begann, ihre Inhalte innerhalb der Universität zu retten versucht: zuerst in großen Lehrveranstaltungen (Marxismus/Anarchismus/Freudismus), während der ersten Hälfte der siebziger Jahre mit einer »undogmatischen« Studenten- bzw. Tutorengruppe (Korsch); wir haben den historischen Materialismus rekonstruieren wollen und die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung in ihren Anfängen studiert (Frühsozialismus).

(8) In einer Massenuniversität mußten sich vier Lehrende aus dem akademischen Mittelbau, die aus dem BdWi gedrängt worden waren, gegenseitig das Überleben sichern. Wir haben versucht, in der Universitätsregion Texte zu publizieren, die zwischen dem hektographierten Seminarmaterial und dem Buchwarenmarkt lagen; das hat das Schreiben erleichtert.

(9) Die Universitäten, einige ältere und die neugegründeten, waren bis Mitte der siebziger Jahre für Linke offen. Ich habe über Umwege eine Hochschullehrerstelle an einer Reformillusionsuniversität bekommen, an der mir vom Überfluß des akademischen Marxismus, von der Konventionalität resp. Konkurrenz der universitätsöffentlichen und privaten Verkehrsformen, von der Verlassenheit in der Affäre um die Buback-Mescalero-Dokumentation übel geworden ist. So sehe ich mich als Exemplar des Zerfalls der linken Identität in dem Beruf, aus dem ich weg will und in dem ich weiterarbeite.
– Nachtrag zur Mescalero-Affäre: Die Diskussion unter den Herausgebern der Dokumentation zeichnete sich durch eine zunehmende Verwirrung aus zwischen der Formulierung notwendiger, listiger Abwehrstrategien und der Übernahme von fremden Anforderungen und Repression; sie enthielt die Unfähigkeit, eine linke Position in der Frage von Staat/Gewalt/Umwälzung zu formulieren außerhalb eines linkssozialdemokratischen Grundgesetzverständnisses. Ein großer Teil der Hochschullinken hat die Herausgeber isoliert oder nachträglich bevormundet. Ich war in der Schwierigkeit, nachzudenken: über meine mögliche Prädestinierung zum Opfer von Re-

pression, insofern ich glaubte, weder materielle noch politische Positionen mit dem Hochschullehrerberuf verteidigen zu müssen; über eine Funktionsbestimmung meiner selbst als eines linken Intellektuellen in der gesellschaftlichen Institution Wissenschaft (es erscheint mir z. B. unzureichend, daß die Funktion von Marxisten etc. an Universitäten in der Aufrechterhaltung, Verbreitung und Weiterentwicklung der marxistischen Theorie bestehen soll, von der Wandlung meines Marxismus-Verständnisses abgesehen); über Möglichkeiten einer theoretischen und politischen Arbeit in Institutionen, welche die Subversion des Wissens, Denkens, der Philosophie nicht aufgibt.
– Nachtrag zum akademischen Marxismus: Die theoretische Kritik des akademischen Marxismus ist bei mir älter als die praktische Erfahrung des Scheiterns dieses Marxismus, der zum ideologischen Ausdruck des Reformismus und Sozialdemokratismus an den Universitäten geworden ist. Das Scheitern des akademischen Marxismus, gerade wo er im Gewande der Kritik etc. auftritt (ich spreche nicht von den Parteimarxisten), implizierte an der Universität, an der ich arbeite, das Scheitern mehrerer hochschulpolitischer Gruppen unabhängiger sozialistischer Wissenschaftler. Ich finde mich abermals in einer Gruppe wieder, deren einzig gemeinsames Merkmal die Marginalisierung ihrer Mitglieder an der Universität und innerhalb der Linken ist.
– Nachtrag zur Universitätssituation: Es wäre die Beschreibung des Aufbaus und Erhalts einer Reformuniversität in der Provinz fällig; überdies fehlt die Einschätzung der Lage der Studenten. Welches Verhältnis haben die verbeamteten Linken zu den Studenten, zu den politischen Studentengruppen, die zunehmend außerhalb der Universität verbleiben?

(10) Nach zehn Jahren beamteter Kopf- und Schreibarbeit – zuerst Auftragsarbeiten, dann linken Inhalts – komme ich dahinter, daß ich zu der Erarbeitung von Theorie untauglich bin. Ich habe angefangen, den Fourier aus dem Französischen zu übersetzen.

(11) Mit der Desillusionierung im Bereich Arbeit/Politik geht die Verelendung meiner Männlichkeit einher. Ich habe in der Vergangenheit von sechsunddreißig Jahren zwei Lebensgeschichten in Beziehung zu Frauen als Zerstörung durchlebt, beendet: eine Ehe und eine Liebesgeschichte zugleich, einen Verlust an Liebesfähigkeit in der Institution und einen Verlust an Identität im Begehren nach Liebe. Was mich erhält, ist Widerspenstigkeit.

(12) Meine Mutter hat mich für häßlich erklärt und ich glaube bis heute nicht das Gegenteil. Linke waren früher in der Regel häßlich. Als die

Linken schöner wurden, habe ich begonnen, mit Eitelkeit mein Äußeres zu verändern. Meine Kleidung und mein Schmuck sollen den Eindruck von Effemination erwecken (Patchouli).

(13) Die Sexualität als Kind, an die ich mich erinnern kann, war polymorph; es ging um Jungen und Mädchen. Viel zu spät habe ich mit einem Bewußtsein zu onanieren begonnen, das schon von der Angst durchdrungen war. Im sexuellen Verhalten zu Frauen ist meine Selbstbefriedigung als Hinweis auf das Ungenügen an den Frauen interpretiert worden, was nicht richtig war. Die Möglichkeiten des Sexes habe ich an mir erst entdeckt, als ich aufgehört habe mit Frauen zu schlafen; aber das war ein sehr widersprüchlicher Vorgang, in dem zugleich Verarmung lag. Ich verkörpere mehr Homosexualität, als ich einlösen mag. Ich weiß nicht, ob ich homosexuell bin.

(14) Ich habe in mir eine lebensgeschichtlich erworbene Angst, deren Ursprung ich nicht mehr kenne, deren Aktualisierung ich geduldet habe bis hin zu einem Komplex von Liebe und Angst, bis hin zur Angst vor der Angst (Angstmaschinen). Ich verliere sie manchmal mit anderen Menschen, meistens in der Besinnung darauf, daß ich so nicht mehr leben will, aus Wut, in der Besinnung auf einen radikalen Standpunkt.

(15) In der größten Bedrohung durch Selbstmordphantasie habe ich mich gefragt, ob mir eine Codierung fehlt, mit der Gott die übrigen Menschen ausgestattet hat. Dies war eine Frage, die die Marginalisierung der Linken zur Voraussetzung hatte. Heute denke ich, daß mir viele Erfahrungen fehlen, die Zuwendungen anderer Menschen und umgekehrt das, was ich tun kann. Ich erinnere aus den vergangenen Jahren mehr Selbstverzehrung, als Momente von Ruhe in mir selbst, Ruhe anderer Menschen und – was damit übereinkommt – Geschwindigkeit des Lebens.

(16) Nachdem ich jahrelang in der Philosophie mit dem Begriff der Entfremdung umgegangen bin, weiß ich erst jetzt, was Entfremdung als Selbstentfremdung, Fremdheit in Beziehungen, Entfremdung gegenüber den Dingen, Entfremdung der Sinne, des Körpers (Häßlichkeit) heißen kann.

(17) Sinnlichkeit heißt bei mir (ich lasse das Theoretische dazu aus, es würde auf eine Rehabilitierung der Oberfläche und der Phänomenologie hinauslaufen): Ästhetik als sinnliche Wahrnehmung von Welt, welche Fähigkeit der Sinne ich durch meinen Kopf verloren habe. Ich reise gerne durch die Hauptstädte des 19. Jahrhunderts, weil ich dort bisweilen erwache.

(18) Mit unserer Geschichte und in unserem Alter müssen wir immer größere Anstrengungen auf Genüsse hin unternehmen; ohne dies ist nichts mehr zu erlangen.

(19) In der Wirklichkeit sind wir alles andere als Materialisten; es geht alles durch den Kopf hindurch, unser linkes Bewußtsein bildet sich eine Welt ein. Beim Nachdenken über das Verhältnis von Ideen/Utopien und Geschichte kommen uns Zweifel über die Geschichte.

(20) Ich bin kein Mann (man) geworden; als Junge konnte ich vieles nicht, was man ist, jetzt will ich kein Mann mehr sein. Aber ich bin mehr und mehr an einer offenen und (links-)radikalen Männerkultur interessiert.

(21) Ich kenne keine linksradikale Männergruppe, die sich als Männergruppe begreift, obwohl ich seit Jahren in linksradikalen Männergruppen (von den anderen nicht zu reden) herumsitzen muß. Es gibt ohnehin zu wenig Männer, die mir gefallen.

(22) Ich bin alt genug, um zu sehen, wie die Genossen sich einpassen in Mustern von Beruf, Geschlechterrolle, und ich sehe manchmal ihre heimliche Trauer dabei. Ich weiß keine Lebensweise für mein Alter, ich wende mich an Jüngere, an jüngere Frauen und Männer, an das linke Studentenmilieu; das ist einfach für mich und erlaubt mir eine gewisse Passivität in meiner Rolle.

(23) Ich habe die Absicht, meine Erfahrungen mit der Neuen Frauenbewegung abzurechnen, ohne das zu kritisieren, was die Frauen unter sich ausmachen müssen. Die Frauen und der Feminismus, an die ich dachte, weil ich ein Mann nicht eindeutig bin, haben mich in der Realität und Männlichkeit fixiert, die ich hasse.

(24) In den Beziehungen zu anderen Menschen/Frauen habe ich erfahren, daß ich zwischen dem Selbstbewußtsein (Identität/Selbstliebe), der Zerstörung davon und dem unendlichen Begehren nicht unterscheiden kann.

(25) Ich habe einen Anspruch von Treue in Beziehungen zu Frauen und weiß nicht, ob ich in meinem Leben Personen ausgewechselt habe (die Zärtlichkeit/Sexualität in bezug auf andere; ich kann Sexualität und psychische Besetzung – der Wortsinn von Aneignung/Eroberung ist schwer vermeidbar – nicht auseinanderhalten) oder ob dies Leben meine Unabhängigkeit, die Identität meiner selbst war. Ich mag keine Wegwerfbeziehungen und ich mag nicht allein sein; aber wo bin ich selbst und sind die anderen sie

selbst. Ich habe es irgendwann nicht mehr für meine Sache gehalten, in der Beziehung zu einer Frau gefangen zu sein, sondern mich daraus zu befreien. Oubli, das hieß für mich: nicht mehr Denken über Beziehungen und Auflösung des Zusammenhangs von Beziehung/Abhängigkeit und Angst. Aber ich wollte nicht vergessen, was gut war und schön war.

(26) Wie soll ich mich damit zurechtfinden, daß ich eine Selbsterfahrung (bei mir zu sein) nur im Spiegel anderer, im Begehren auf andere habe? Dies ist übrigens der Sinn, den ich dem Wort »Wunschmaschine« beilege; Spiegel sind Wunschmaschinen. Es gibt eine Geschichte von Maupassant, die mit dem Satz endet: J'y pense tous les nuit.

(27) Eine Liebesgeschichte meines Lebens hat mit dem Satz begonnen: Ginster dachte sich ein Mädchen aus (Kracauer). Ich habe mir immer Mädchen ausgedacht, und die Geschichte und das Ende dieser Liebe ist die Geschichte einer Frau gewesen, die das Mädchen sein wollte, bis sie auf den Gedanken der Mimesis oder Maskerade der Weiblichkeit kam.

(28) Es gibt ein Gedicht von Brecht: Geh ich zeitig in die Lerre / komm ich aus der Leere voll / wenn ich mit dem Nichts verkehre / weiß ich wieder, was ich soll / wenn ich liebe, wenn ich fühle / ist das eben auch Verschleiß / aber dann, in der Kühle / werd ich wieder heiß. Ich habe dies Gedicht und eine Geste der Zärtlichkeit von einer Frau gelernt und an ein Kind weitergegeben; die beiden haben nichts miteinander zu tun.

(29) Was sind die Kinder der Linken, wenn sie nicht in die Kinderläden gehen? Ich habe zwei Kinder mitgemacht, z. T. erzogen, die ich heute kaum noch kenne. Ich habe lange in einem Kinderladen gearbeitet, der von seinem politischen=pädagogischen Anspruch heruntergekommen ist. Die Kinder kommen in unserer linken Kultur kaum mehr vor.

(30) Im Mai des letzten Jahres und öfter haben Leute aus verschiedenen Städten – Erziehungs- und Sozialarbeiter, Leute aus studentischen Übergangssituationen, Arbeitslose – versucht, sich als autonomistische Gruppe zum Zweck der Herstellung von Assoziationen, theoretischer Diskussion und Erforschung der Möglichkeiten von Arbeit und Leben in einer linken Kultur zu treffen. Der Versuch dieser Gruppe ohne Fahne und Parole ist gescheitert (übrig blieb eine Theorie-Fraktion) an dem Überschuß ihrer emotionalen Erwartungen. Vielleicht werden wir in einigen Jahren wissen, was diese Gruppe war. Der Bruch in dieser Gruppe – zwischen den emotionalen und den politisch-theoretischen Bedürfnissen, zwischen der Alltagssituation und den wissenschaftlichen Abstraktionen – enthielt auch

ein Generationenproblem innerhalb der Linken. Ich bin andernorts mit der Theoriefeindlichkeit und Verzweiflung der jüngeren Genossen – auch dieser Name ist unter uns obsolet geworden – konfrontiert und denke über meine Rolle dabei nach.

(31) Ich habe vor zwanzig Jahren angefangen, mit Gymnasiasten und Proletariern Musik zu machen; ich lerne bis heute auf Guitarren. In einem Frauenkalender dieses Jahres steht: Eine Frau ist keine Guitarre, sie läßt sich nicht an die Wand hängen, wenn man auf ihr gespielt hat. Dagegen schreibe ich: Eine Guitarre ist keine Frau, sie macht Dir keine Angst, wenn Du nicht auf ihr spielst. Ich habe ein sexuelles Verhältnis zu Guitarren. Die Art von Musik, die ich hören und spielen mag, ist aggressiver Blues und Rock. Ein Gedicht von P.-P. Zahl enthält den Wunsch: Es wird siegen der weltweite Blues. Vorher schreiben wir ein anarchistisches Guitarrenlehrbuch.

(32) Was macht mich zum Anarchisten, der die Unordnung fürchtet?

(33) Ich kannte einige große Demonstrationen der sechziger Jahre. In Brokdorf habe ich zum ersten Mal vor der militärischen Gewalt des Staates Angst bekommen. Wir arbeiten in Stadtteilgruppen einer Anti-AKW-Bewegung, die ihren Höhepunkt überschritten hat und die um ihre eigenen Möglichkeitsbedingungen nicht weiß.

(34) Als Angehöriger des Kleinbürgertums und der Intelligenz interessiere ich mich für Unterschichtenaktivität, Diebstahl, Gefängnis, soziale Bewegungen.

(35) Ich brauche eine Analyse meiner Person (keine Therapie), weil ich unterscheiden lernen muß zwischen der Einpflanzung von Angst und Schuldbewußtsein (Lebensunfähigkeit/Selbstmordphantasien) und tatsächlichem Verhalten, Realität.

(36) Ich brauche keine Therapie, weil ich manches gar nicht aushalten will/kann; aber ich muß herausfinden, was ich aushalten muß in dem unendlichen Begehren nach Leben, Liebe, welches kein einzelner Mensch einlösen kann. (Über den Sinn und die Unsinnigkeit der Sätze: Es gibt nie zuviel Begehren. Les attractions sont porportionelles aux destinées. Die Anziehungskräfte verhalten sich proportional zu den Bestimmungen des Menschen; Fourier.) Fourier hat eine Theorie der leidenschaftlichen Gruppen geschrieben.

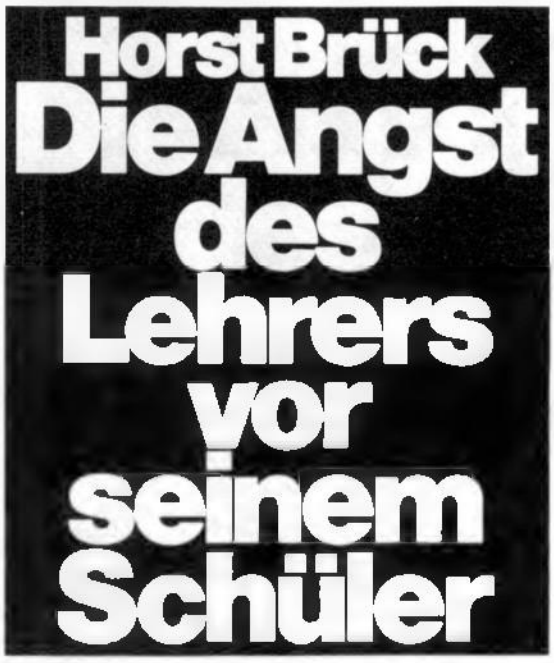
(37) Überleben heißt für mich Librium und Lexatonil; ich habe wenig Drogenerfahrungen (die Erfahrung einer achtzehn-Stunden-Reise durch die Spiegel in die Kindheit).

(38) Ich versuche jetzt, Krisen als Übergangssituationen und als ein Noch-Nicht zu begreifen und zu bewältigen. Die Vergangenheit und psychische Zerstörung aus meinen Beziehungen zu anderen Menschen, die Freisetzung von Angst und den Verlust von Leben, möchte ich nicht länger beweinen.

(39) Veränderung, Umwälzung meiner Lebens- und Arbeitsverhältnisse, und Heimat: hier und heute (situativ leben; die Bedeutung dessen, daß man in der Gegenwart ist). Ich bin gegen die Abstraktionen der Geschichtsphilosophie, des Hegelianismus-Marxismus; aber ich kritisiere auch irrationalistische Throriebildungen, die Unmittelbarkeit der Bedürfnisse, die Illusion der Politik in der ersten Person. (Ich weiß nicht, ob Bedürfnisse und Traditionen in uns den Widerstand ausmachen.) Ich bin kein Marxist mehr (wenn ich je einer war); aber die Bewältigung meiner Angst und Identitätslosigkeit im Bereich von Leben, Arbeit/Nicht-Arbeit, Politik liegt nicht bei mir allein, ich bin noch nicht das Subjekt.

(40) Ich zeichne dies auf, nachdem ich mehrere Versuche zur schriftlichen Kontrolle einer Krise (Depression/Angst/Bruch von Beziehungen) aufgegeben und vernichtet habe. Ich habe Last mit meiner Vergangenheit (mit Zuständen, die der Illusion bedurften); ich muß meine Geschichte neu schreiben, möchte nichts vergessen und alles verändern.

Erziehung der Erzieher



DM 24,–

Der Weg der Kindheit ins Erwachsensein hat bei allen Menschen Vernarbungen hinterlassen. Für Erzieher wird dies zum besonderen Problem, weil sie es als Bestandteil ihrer Person in den Prozeß ihrer Auseinandersetzung mit dem Schüler einbringen müssen und mühsam verheilte Vernarbungen aufzureißen drohen. Der Sinn dieser Untersuchung ist die Gewinnung der Stabilisierung einer persönlichen professionellen Kompetenz im Umgang eines Lehrers mit seinen Schülern.

Rowohlt

»Die einzige Pietät dem Publikum gegenüber ist, seinen Verstand möglichst hoch einzuschätzen.«
Bertolt Brecht

Die Hexen der Neuzeit
Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters. Herausgegeben von Claudia Honegger
es 743, DM 12,–

Alexander Kluge
Neue Geschichten.
Hefte 1–18.
›Unheimlichkeit der Zeit‹
es 819, DM 16,–

Ernst Kris
Die ästhetische Illusion
Phänomene der Kunst in der Sicht der Psychoanalyse
es 867, DM 9,–

Umwälzung einer Gesellschaft
Zur Sozialgeschichte der chinesischen Revolution (1911–1949). Herausgegeben von Richard Lorenz
es 870, DM 14,–

Frances F. Piven,
Richard A. Cloward
Regulierung der Armut
Die Politik der öffentlichen Wohlfahrt. Mit einem Vorwort von Stephan Leibfried
es 872, DM 12,–

Georges Politzer
Kritik der Grundlagen der Psychologie
Nachwort von Alfred Lorenzer
es 893, DM 7,–

Stanley Cohen,
Laurie Taylor
Ausbruchsversuche
Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt
es 898, DM 8,–

edition suhrkamp

sozialmagazin

Die sozialpolitische Zeitschrift

Gemacht für

Sozialarbeiter und Sozial-Pädagogen,
die an der Basis konkrete fortschrittliche Arbeit machen (Materialien zum Arbeitsalltag, Diskussions-Protokolle, Vorschläge zur Organisation)

Psychologen
in Beratungsstellen, Heimen, Gefängnissen (Gegenvorschläge zum „Test-Betrieb", praktische Beispiele, Modelle alternativer Arbeit)

Studenten
für die Theorie nicht der richtige Steigbügel zu akademischen Ehren ist (neuere Theorieansätze von Praktikern diskutiert, Analysen der Berufsfelder, Aufforderungen, den Hochschulbetrieb zu ändern)

Einsenden an: Beltz Verlag
Postfach 1120, 6940 Weinheim

Coupon für ein Probeabonnement zum Kennenlernen 1075

Bitte senden Sie mir zum Vorzugspreis von DM 10,– (4 Hefte ab lfd. Nr.) ein Probeabo SOZIALMAGAZIN. Wenn ich nicht nach Lieferung des 3. Heftes kündige, liefern Sie zum regulären Jahresbezugspreis von DM 40,– weiter.

Name/Vorname

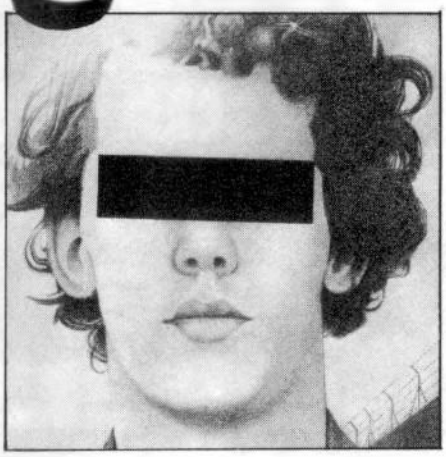
Straße/Nr.

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Beruf

Tagesstätten/Sind die Kinderläden kaputt?/Reformiert oder zerstört – gegen die Antipädagogik



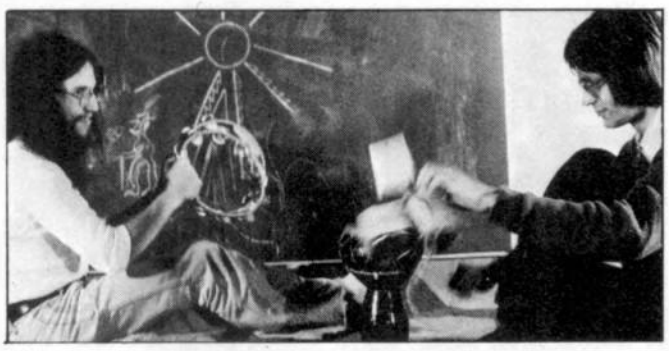
Feindselige Hilflosigkeit. Sozialarbeiter und ein „Fall". Vom Schicksal eines Jungen, an dem alle üblichen Methoden der Sozialarbeit ausprobiert werden – und der zugrunde geht.

Die Angst vor der Theorie/Nach dem Diplom: Der Schock

Jugendliche auf dem Land/ Alltag im Jugendhaus/ Arbeitslose im Jugendzentrum

Medien: Video/ Puppenspiele/ Theater in Kinderhaus und Knast

Frauen in der Sozialarbeit



Stichwort Alternative?/Antroposophische Erziehung/Therapiegemeinschaften/Gestaltpädagogik

Christian
Angaben zur Person oder Vermutungen über den Mescalero

»Ich bin, aber ich habe mich noch nicht. Darum werden wir erst.« (Bloch)

Fehlleistung

Warum passiert mir das in den letzten Monaten so oft? »Entführung in den Marxismus« lese ich im Vorübergehen. Und stutze. Als ich mich nochmal nach der Litfaß-Säule umdrehe und »Einführung in den Marxismus« lese, muß ich schmunzeln.

Ulrike

Stadtbücherei. Das Buch, das ihr einstiger Ehemann Klaus Rainer Röhl über »die Genossin« geschrieben hat, heißt *Fünf Finger sind keine Faust* und fällt mir zufällig in die Hände.
O Gott, diese Bilder . . .
Plötzlich verstehe ich, warum ihr Ausbruch so total war: Ulrike mit Ehemann beim Derby. 1963. Sportlich, adrett: *dabei.*
Ihre Vergangenheit ist mir fremder als ihr Weg in den bewaffneten Untergang.

Neue Zeitrechnung

Die Zeit nach dem Buback-Nachruf, von dem ich weiß, daß ich ihn mit dem Mut und der Ehrlichkeit des Mescalero selber hätte schreiben können, kommt mir vor wie eine zweite Aufklärung.
Nie zuvor habe ich so intensive, spannende, unter die Haut gehende Gespräche gehabt. Mit guten Freunden und Feinden. Nie zuvor habe ich so gierig in Büchern geblättert.
Schon oft habe ich inzwischen, beinahe ohne es gleich zu merken, eine Geschichte mit *nach dem Nachruf* angefangen. Es ist wie eine neue Zeitrechnung.

Größenwahn

Donnerstagmittag werde ich ans Telefon gerufen. Harald Wieser von der linken, renommierten Zeitschrift *Kursbuch* ist am Apparat.
Ich werde entdeckt!

Endlich!!
Und doch soll es niemand wissen.
Höchstens . . .
Geschlossene Gesellschaft.
Wir hatten uns längere Zeit nicht gesehen. Einer seiner ersten Sätze war:
»Ich habe gehört, du bist unter die Kursbuch-Autoren gegangen . . .«

Widmung

Wenn überhaupt jemandem, dann möchte ich diesen Text hier meinen Eltern widmen, obwohl ich weiß, daß sie ihn nie lesen werden.
Sie gehören nicht dem erlesenen Kreis der Kursbuch-Leserschaft an; überhaupt leben sie außerhalb meiner Bücher-Welt. Im Wohnzimmer stehen noch heute meine Karl-May-Bände auf dem kleinen Bücherregal. Viele meiner Freunde können ihren Eltern zu Weihnachten oder an Geburtstagen Bücher schenken, weswegen ich sie beneide. Es scheint so, als ob sie ihnen deswegen irgendwie näher sind. Näher als ich jedenfalls, der ich dabei bin, »was Bessres« zu werden. Jenes »Bessre«, das ihnen versagt blieb (meine Mutter war bei Kriegsbeginn nicht ganz neun, mein Vater gerade vierzehn Jahre alt), und das sie nun an mich delegiert haben. An den Sohn. Bezeichnend. Denn meine Schwester hat bei Neckermann Einzelhandelskaufmann »gelernt«.

Kulturschock

Mit den Worten *»Ich will dir Moritz lernen«* zog mir meine Oma die Ohren lang, wenn ich mich »garstig« benommen hatte. Ich war fünf Jahre alt und lebte in dem Dorf, wo mich meine Mutter geboren hat.
Ein paar Jahre später in der Stadt, als ich im Lateinunterricht die Redewendung *»Jemanden Mores lehren«* lernen mußte, schämte ich mich.
Ich wäre am liebsten im Erdboden versunken.

Sympathie

Als die Tagesschau meldete, »Che Guevara im bolivianischen Dschungel erschossen«, stand ich zu Hause gerade in der Wohnzimmertür und fühlte eine eigenartige Betroffenheit. Später habe ich mich oft gefragt, woher diese diffuse, nicht näher benennbare Sympathie kam. Ich habe überlegt, doch ich kann noch nicht einmal erinnern, woher ich überhaupt seinen Namen wußte. Es müssen wohl ältere Schüler gewesen sein, die ehrfürchtig-liebevoll von »Che« sprachen, denen ich aufgeregt zugehört habe. Sicherlich hatten sie lange Haare und kaputte Klamotten.

Rote Wut

Als ich im Mai 1970 nach dem Treffen von Stoph und Brandt das erste und einzige Mal mit einer schönen großen, roten Fahne nach Hause kam, gab es beim Mittagessen Ärger. Einer von den vielen angereisten DKP'lern hatte sie uns in die Hand gedrückt (»Hier, halt mal kurz«), und wir hatten ihn im Gewühl danach aus den Augen verloren. Es war die Zeit, in der mein Alter mittags für eine halbe Stunde im Blaumann die paar hundert Meter rüber kam. Sein empfindlicher, kaputter Magen rebellierte regelmäßig mit dumpfem Schmerz gegen den »Kantinenfraß«.
Kaum zur Tür hereingekommen, stürzte sich mein Alter auf die in der Ecke lehnende Fahne und zerbrach die lange Bambusstange über seinen Knien. Zuerst schreiend, dann stumm, mit zornig-rotem Kopf, dann setzte er sich erschöpft an den Tisch. Ich muß gezittert haben. Ein unverständliches Entsetzen stand in meinem Gesicht. Ich fühlte ohnmächtige Wut und einen sorgsam verborgenen Haß gegen den brutalen Mann. Und dieser Reaktionär will mein Alter sein?

Die Kraft zum Nicht-Mitmachen

Du kriegst Herzklopfen und dieses komisch-nervöse Gefühl in der Magengegend. Denn jetzt denkst du, gleich stehst du auf und sagst denen ganz laut: Nein! Du bist aufgewühlt, es arbeitet in dir, da will was raus, will was schreien. Aber du kannst es nur denken, die Luft nach innen ablassen. Du bist wie gelähmt. Anonym bleiben, gleichförmig in der Masse hocken und vom Attentat auf die Uniformität allenfalls träumen: das kannst du. Du weißt ganz genau: Wenn du den Mund aufmachst, werden sie über dich herfallen, dich zerpflücken, auseinandernehmen. Dich als »gewaltfrei«, »scheiß-liberal« oder einfach »bürgerlich« beschimpfen. Dich jedenfalls zum Schweigen bringen. Oder sie werden, innerlich grinsend und triumphierend, mit Fingern auf dich zeigen; auf deiner Angst, deinen Bedenken herumreiten: Feigling! Würdest du anfangen, deine Ängste auch noch zu verteidigen: ihr Gelächter dröhnt dir schon in den Ohren. Niemand aber wird aufstehen und sagen: »Ja. Ich fühle wie er, es geht mir ganz ähnlich.« Du bleibst also an deinem Stuhl kleben, mit Pudding in den Beinen und einem Kloß im Hals. Verdammt! Jetzt diskutieren sie schon über einen anderen Punkt. Du warst nicht schnell genug, auch dieses Mal nicht. Zumindest für den Rest dieses Abends wirst du das Gefühl der Selbstverachtung nicht mehr los. Auch später nicht, im gedämpften, rauchigen Gemurmel und Lachen der Kneipe. Es ist ein gutes Stück vorangekommen heute Abend, dein Magengeschwür.

»Menschen, die blind in Kollektive sich einordnen, machen sich selber schon zu etwas wie Material, löschen sich als selbstbestimmte Wesen aus. Dazu paßt die Bereitschaft, andere als

amorphe Masse zu behandeln . . . Erst haben die Menschen, die so geartet sind, sich selber gewissermaßen den Dingen gleichgemacht. Dann machen sie, wenn es ihnen möglich ist, die anderen den Dingen gleich. Der Ausdruck ›fertigmachen‹, ebenso populär in der Welt jugendlicher Rowdies wie in der der Nazis, drückt das sehr genau aus . . . Für das Allerwichtigste gegenüber der Gefahr einer Wiederholung halte ich, der blinden Vormacht aller Kollektive entgegenzuarbeiten, den Widerstand gegen sie dadurch zu steigern, daß man das Problem der Kollektivierung ins Licht rückt . . . Die einzig wahrhafte Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie . . . die Kraft zur Reflexion, zum Nicht-Mitmachen.« (Adorno, »Erziehung nach Auschwitz«, in: *Stichworte, Kritische Modelle 2*, S. 90 ff.)

Diesen Text habe ich schon dreimal gelesen. Das erste Mal, als ich siebzehn war, ziemlich wahllos. Weil ich wußte, daß die älteren Schüler von der »Roten Front« Adorno und andere lasen. Ich habe ihn aber nicht kapiert. Etwas später, zur Zeit der Faschismus-Seminare, dachte ich beim zweiten Lesen: Genau. Der hat recht. Psychologie ist ein wichtiger Ansatzpunkt, um das Handeln der Faschisten überhaupt erklären zu können. In diesen Tagen, beim dritten Lesen, bekomme ich eine Gänsehaut. Die Angst kommt aber plötzlich von einer ganz anderen Betroffenheit her: *Ich selbst* fühle mich durch den Text ertappt. Als ob der alte Adorno letzte Woche in unserer linken Versammlung gesessen hätte. Ich stocke. Fühle mich verrückt. Darf ich sowas überhaupt auch nur *denken*? Die sowas *nicht* denken, sagen: Wir wissen doch, wer das geschrieben hat. Dieser kritische Kritiker, der nie aus dem Elfenbeinturm herausgekommen ist. Dieser linke, kleinbürgerliche, allzu sensible Individualist. Daß der was gegen Kollektive hat, das war uns eh klar.

Zugegeben. Da ist vielleicht was Richtiges dran. Und zu gern möchte ich mich auf eure Seite schlagen. Doch mein Unbehagen läßt sich nicht so leicht besänftigen. Früher habe ich gelernt: Rot = Braun, eine demagogische Figur bürgerlicher Rhetorik. Aber heute? Heute kann ich unsere Verhaltensweisen manchmal nicht mehr so fein säuberlich von denen der Faschisten abgrenzen.

»Geblieben ist: eine Überempfindlichkeit gegen Massenübungen, tobende Sportstadien, im Takt klatschende Säle«, schreibt Christa Wolf in den *Kindheitsmustern* über ihre Schulzeit während des Faschismus. Ich habe mit Freunden zuletzt bei einem Besuch in der DDR über dieses Buch geredet. Aber manchmal, wenn mir angesichts gewisser Erscheinungen des »realen Sozialismus« der Gedanke durch den Kopf ging: ›So muß es *damals* etwa auch gewesen sein‹, habe ich nicht gewagt, das auszusprechen, dazu zu stehen. Nicht nur aus Takt und Rücksicht den Freunden aus der DDR gegenüber oder aus Angst vor dem bucklig Männlein. Sondern, weil ich mich mit solch irremachenden Fragen selber verschonen will.

Erziehung nach Stalin.

Schubladen

Arbeitsgruppe »Zur Soziologie der Paradiese und Utopien«. Zum Beispiel Charles Fourier. Der Tee treibt. Auf dem Rückweg vom Klo bleibe ich im Flur hängen. Ein im Nostalgie-Look aufgemachtes dunkelbraunes Plakat mit Schnörkeln und alten Fotos macht mich neugierig: *Die guten alten Zeiten.* »Damals . . . da haben auch noch die Kinder kräftig mitangepackt«, heißt es unter dem Bild, das ausgemergelte Kinder zeigt, die sich in einem dunklen Bergwerkstollen an schweren Loren abrackern. Andere Fotos handeln vom Kündigungsschutz für Mieter, vom erkämpften Acht-Stunden-Tag: stets in der gleichen ironischen Art. Für meinen Geschmack schon hart an der Grenze zur Brutalität, ein wenig ohne Fingerspitzengefühl. Trotzdem muß ich lachen, möchte auch gerne so ein Plakat haben. Aber dann?
Was soll dieser grobzackige, weiße Papierstern da unten rechts? Gehört der dazu? Ich fühle daran . . . Nein! Er wurde nachträglich aufgeklebt. Komisch, fast ahne ich es schon. Das Geheimnis gelüftet, lese ich dann: »Jusos in der SPD, Nordrhein-Westfalen«. Was soll das? Soll denn niemand wissen, daß die Jusos so ein pfiffiges Plakat gemacht haben? Gönnen die das denen nicht?
Wieder im Zimmer zurück, erfahre ich den Grund für das Feigenblatt: Es könnten welche, die zu Besuch kommen, denken: die da wohnen, wären bei den Jusos. Weil die da wohnen aber nicht bei den Jusos sind, soll das auch niemand von ihnen denken.
Weil ich sie dann fühle: diese Mauer von (echtem oder gespieltem?) Unverständnis, *und weil dann sowieso* Aufbruchstimmung ist, stelle ich keine weiteren Fragen mehr.

Beziehungskisten

»Ach weißt du, Alter. Ich schlag mich mal wieder ganz schön mit diesen Beziehungskisten rum«, sagte er und setzte das Bierglas wieder an den Mund. Seine Augen registrierten unterdessen die Frau, die eben in der Kneipentür erschienen war, mit einem routiniert flüchtigen Blick. (Erlebnis)

»Liebeskummer lohnt sich nicht, my darling,
Schade um die Tränen in der Nacht.
Liebeskummer lohnt sich nicht, my darling,
weil schon morgen dein Herz darüber lacht.« (Gitte)

»Was wir lernen müssen ist: Festhalten ohne uns zu fixieren, loslassen können ohne aufzugeben.« (Claudio Hofmann, *Kursbuch 49*)

Komisch, diese Zu-Fälle. Heute wollte ich *runter* gehen zu K. und ihr sagen, daß ich sie gern mal wiedersehen würde. Strickheft und Platte unter dem Arm, stehe ich aufgeregt vor der Tür. Jemand anders macht auf, sie

selbst ist nicht da. Zum erstenmal seit Wochen stehe ich wieder in diesem kleinen Zimmer mit dem Jugendstilgitter vorm Fenster. Wie lebst du nun? Was bewegt dich jetzt? In ihrem Kalender, der aufgeschlagen auf dem Schreibtisch liegt, lese ich unter letzter Woche den Namen eines Frauenarztes, den ich schon seit Jahren kenne. Als C. schwanger war – fast fünf Jahre ist das nun schon her – hat er ihr/uns geholfen. Oh Gott, was ist das für eine Art von Beständigkeit? Wieviele dieser . . . Beziehungen (warum sagen wir nicht einfach: Freundschaften?) liegen zwischen damals und heute? Gespannt-zittrig, mit dem Gefühl, gleich erwischt zu werden, blättere ich auf heute um: »Mein Geburtstag« steht da bei Dienstag.
Auf dem Weg zum Park kämpfe ich den Gedanken nieder, *jetzt noch schnell* ein Geschenk zu kaufen. »Nein!«, sage ich laut beschwörend vor mich hin, »was soll der Quatsch?«. Das Gefühl, von der Vergangenheit eingeholt zu werden. Es bricht etwas ein, wenn ich so unmittelbar mit ihr konfrontiert bin. Auf-dünnem-Eis-gehen. Oder will *ich* die Vergangenheit zurückholen? Ich bin schon im Park und die Kälte fällt mir jetzt erst richtig auf.
Wieviel *Geschichten* haben hier wohl angefangen? Und was ist draus geworden? Wieviel Ehen, wieviel Trennungen, wieviel eheliche Getrenntheiten? Nervös laufe ich umher. Fast wie im Kreis.
Auf dem kleinen Hügel stehen, die Hochhäuser nur ahnen und die feierabendlichen Lichterketten der Autos sehen. Verrückt: diese vielen Blechkisten. So hektisch, so zielstrebig, so schnell! Wo geht die Reise hin? Verrückt: mein fremdes, hohles Lachen. Nebel . . . Der Film läuft weiter: Zerlumpte Gestalten, die sich gegenseitig stützen, teilweise mit Krücken, quälen sich mit Blicken, deren Ende im Nebel verschwindet, einen steinigen Berghang hinauf. Ich erschrecke irritiert-angezogen vor der Leere dieser Erinnerungen an Kaspar Hausers Visionen.

»Was sich ereignete, war ein Stillstand der inneren Zeit. Nelly hielt ihr Gesicht, ihren Körper hin, und die Leute, die sie traf, und die Ereignisse stürzten in sie hinein wie tote Vögel . . .« (Christa Wolf, *Kindheitsmuster*)

Trotzdem war etwas an dieser Trennung anders als sonst. K. war gegangen und ich bin nicht ins Bett gefallen. Ich bin durch die Nacht ein paar Straßen weiter zu T. gelaufen. Hätte ich gewußt, daß T.'s Freundin schon wieder zurückgekommen ist, wäre ich doch zu Hause geblieben. Denn was ich nicht ertragen konnte zu dieser Zeit, war der Anblick von Paaren. So fand ich dann für den Rest der Nacht zwei Stockwerke höher in J.'s Zimmer Zuflucht. Die nächsten Tage war ich in dieser Wohngemeinschaft mit meinem Tagebuch und dem *Prinzip Hoffnung* auf einer verwirrten Suche. Sehr wichtig war: Ich konnte *einfach da sein,* habe niemanden gestört, und mich hat niemand gestört. Wenn ich reden wollte, konnte ich reden; baden, wenn ich baden wollte. Zum erstenmal habe ich das, was ich immer so ein wenig abfällig die »Scene« nenne, als so etwas wie ein warmes Nest erlebt.

Trotz alledem! Verwirrte Suche. *Einen-Termin(!)-mit-mir-haben* nannte ich das später.
Ich war zuerst ungeheuer gekränkt und hatte dieses Gefühl: zu-gut-sein-für-diese-Welt. Mein Ärger über K. und meine Angst vor einem geheimnisvollen anderen Mann, den ich nicht kannte, waren sehr groß und heftig.
Es gibt viel zu wenig Bücher über die Liebe, dachte ich. Dafür um so mehr Schlager, Pornos, Kitschherzchen und Kuschelweich vor der Tagesschau. Aber wohl noch keine Doktorarbeit zum Beispiel, soviel ich weiß. Die *Bravo* ist da schon weiter und näher dran als alle linken Zeitungen zusammen. Dort beantwortet schon seit Jahren ein Dr. Vellmer – freilich auf *seine* Art – Probleme mit der Liebe. Als mir dann Erich Fromms *Die Kunst des Liebens* in die Hände fiel, konnte ich mich/uns beide in vielen Stellen wiederfinden und bekam das Gefühl, jetzt endlich den Durchblick zu kriegen. Zum Beispiel wenn ich sowas las wie:

»Tatsache ist, daß man die Intensität der Vernarrtheit, dieses gegenseitigen ›Verrücktseins‹ nach dem anderen, als Beweis für die Intensität der Liebe hält, während es doch nicht mehr ist als der Beweis für den Grad der vorhergegangenen Einsamkeit . . . Es gibt kaum eine Aktivität, kaum ein Unternehmen, das mit derartig ungeheuren Hoffnungen und Erwartungen begonnen wird und mit derart großer Regelmäßigkeit fehlschlägt. . . . Im Gegensatz zu der symbiotischen Vereinigung ist die reife Liebe Eins-sein unter der Bedingung, die eigene Integrität und Unabhängigkeit zu bewahren, und damit auch die eigene Individualität . . .« (Erich Fromm, *Die Kunst des Liebens*, Frankfurt–Berlin–Wien 1977, S. 18 f., 39)

Doch wenig später fühlte ich schon wieder dies: das Auseinanderfallen meiner Fortschritte im Kopf und meiner unmittelbaren Sehnsüchte und Wünsche. Am schlimmsten ist: gerade darüber kann ich mit zu wenig Leuten reden. Dabei kann ich das sonst stundenlang wie ein Wasserfall. Leute an die Wand reden: über Schleyer zum Beispiel oder über andere Leute und Ereignisse des Weltgeschehens. Doch wenn es um die Liebe geht, dann werde ich, werden die meisten von uns einfach sprachlos. Die Liebe – wir werden sie uns von Roy Black zurückerobern und neu aneignen müssen.
Aber immerhin:

»Der Zuspruch zur Liebe – womöglich in der imperativischen Form, daß man es soll – ist selber Bestandstück der Ideologie, welche die Kälte verewigt. Ihm eignet das Zwanghafte, Unterdrückende, das der Liebesfähigkeit entgegenwirkt. Das erste wäre darum, der Kälte zum Bewußtsein ihrer selbst zu verhelfen.« (Adorno, a.a.O., S. 99)

Schön und gut, weiser alter Mann. Aber was, wenn ich das Bewußtsein meiner Kälte nicht ertragen kann?

Solidaritätszwang

»Haste schon urabgestimmt?« Diese eindringliche Frage unterbricht jäh meinen hektischen Alltagsgang durch die Uni. Urabstimmung. An diesem

Tisch kommt keiner vorbei. Ich bin sofort leicht verärgert. Da ich E. kenne (vor allem aus dem Streik vom vorletzten Semester), setze ich mich zu ihr an den Tisch. »Ich habe die Schnauze voll« – *denke* ich. Ich werde ja gar nicht *gefragt!* Der Tonfall in ihrer »Frage« signalisiert mir die selbstverständliche Gewißheit, mit der da etwas Bestimmtes von mir erwartet wird: »Du wirst doch abstimmen, ja? Und zwar für Streik, so wie sich das gehört, nicht wahr . . .?«

Ich weiß aber gerade *nicht,* was ich machen soll. Ich bin ratlos. Ich habe Zweifel. Ich habe Angst. Schon wieder einen Streik? Der wegen dem Buback-Nachruf war schon kläglich genug. Und jetzt noch einen unter den Vorzeichen dieses Herbstes und der AStA-Amtsenthebung (wozu, sehr geschickt, das idiotische zweite BUF-Mescalero-Flugblatt »Schleyer – kein Nachruf« als Vorwand herhalten mußte)?

Ich frage E. also, ob sie mir ein paar gute Gründe für einen Streik nennen könnte (unter Berücksichtigung der besonderen Situation in Göttingen) und sage ihr auch gleich dazu, daß mich das angesichts meiner Ratlosigkeit sehr beruhigen würde (»und das ist jetzt keine Ironie, verstehst du?«). Und ich frage auch, ob wir vielleicht noch andere Möglichkeiten haben, uns sinnvoll zu wehren. Zum Glück (!) bemüht sie sich nach einer kurzen, erstaunten Pause nicht, ihre eigene Unsicherheit vor mir zu verbergen. Sie räumt offen ein, auch ihr falle im Moment nichts besseres ein als eben Streik (»Aber *wir müssen* doch irgendwas tun!«).

Auch andere Linke, die ich nach dem Sinn und den Erfolgsaussichten des geplanten Streiks frage, sind ratlos (die, die sowieso ewig wissen, wo's lang geht, mal ausgenommen). Niemand kann mir eine überzeugte (und damit überzeugende) Antwort geben. Es ist einfach lächerlich: letztlich reduziert sich dieses Urabstimmungsritual auf eine krampfhaft-ängstliche Versicherung der eigenen, so verdammt unsicheren Identität. W. sagt es (immerhin!) ganz ehrlich: *Ich bin links, also bin ich erstmal für Streik.* Allerdings mit einem gewissen, abgebrühten Zynismus des alten, illusionslosen Kämpfers, der nicht gerade zu einer längeren Diskussion einlädt.

Und wenn wir nach dem (dann schon zweiten!) mißglückten Streik noch frustrierter, noch isolierter, noch hoffnungsloser als jetzt schon rumhängen? Die Zahl unserer Gegner gewachsen ist? Wir immer mehr Studenten durch unsere verzweifelten Aktionen, *von denen nicht mal wir selbst überzeugt sind,* entmutigen? Es ist genug! Ich mag mich nicht mehr diesem *Zwang* zum Handeln (»Ohne action keine satisfaction«) besinnungslos beugen. Es ist langsam an der Zeit, daß wir uns (und damit meine ich nicht diesen exklusiven Verschwörerkreis von Genossen, sondern alle, die es interessiert, alle, die mit ihren unbeantworteten Fragen durch die Gegend laufen und von den spröden Parolen nicht mehr satt werden) zusammensetzen – in aller Ruhe –, und mal so einiges *grundsätzlich* besprechen, überdenken. Um

vorwärts zu kommen, müssen wir manchmal zurückgehen; um aus uns raus zu kommen, müssen wir manchmal in uns selbst hineinhorchen. Und vor allem müssen endlich wieder *alle* Fragen erlaubt sein. Vorzugsweise die, die wir *nicht* beantworten können, – noch nicht. Ohne daß gleich gelacht wird; ohne daß die so wichtigen unfertigen Fragen immer wieder von den ängstlichen fertigen Antworten aufgefressen werden.
Die ganze Uni-Linke: Ein einziges, großartiges Schauspiel. Mit diesem ganzen Schwarm schon fast berufsmäßiger Optimisten, den Verzweiflung verbreitenden Mutmachern, den ewigen Schulterklopfern. Das hält doch kein Schwein aus . . . Eine einzige banale, selbstverständliche Frage und das ganze Theater gerät aus den Fugen. Die Schauspieler – ratlos, verwirrt auf der Bühne. Fällt jetzt endlich der Vorhang? Nein, die Show muß ja weitergehen . . .
Wenn ich mal Führungen durch die Uni organisieren müßte, dürfte ein Besuch bei einer VV nicht fehlen. Angesichts dieser VV's ist es ja unter Linken schon zur Gewohnheit geworden, sich vielsagend lächelnd dafür zu entschuldigen, daß man da überhaupt noch hingeht. Und hinterher weiß man in der Regel nichts Neues zu berichten. »Wie wars denn auf der VV?« »Ach na ja, du weißt doch, *wie das da läuft* . . .« Einer vom AStA verliest die Abstimmungsergebnisse, in diesem markigen Tonfall von Siegesmeldungen, mit erhobener Stimme. Sofort gibt es dankbar sehr heftigen und langen Beifall. Für meinen Geschmack eine kleine Idee zu schnell. Ja fast schon hastig, fahrig, nervös. Selbstbeschwörung. Für eine halbe Minute ist die Uni-Welt in Ordnung. Parteitag der KPdSU in Moskau. Die Delegierten erheben sich synchron von ihren Plätzen. Minutenlanger, nicht endenwollender Beifall . . . Du kennst das ja: Du steigst in einen dunklen Keller hinab, verirrst dich, kannst den Ausgang nicht mehr sehn, – und plötzlich fängst du an, fröhlich-unbeschwert ein Liedchen zu pfeifen.

Weihnachtsgeschichten

»Ich habs ganz gut überstanden«, habe ich früher nach der weihnachtlichen Pflichtveranstaltung bei meinen Eltern Freunden hinterher erleichtert berichtet. Dieses Jahr habe ich schon Wochen vorher von den Shit-Plätzchen erzählt, die ich »zum Fest« backen wollte, und damit regelmäßig einen Lacherfolg erzielt.
In der Nacht, als ich mit E. eines dieser tiefen, schönen Gespräche hatte, stand sie, als wir schlafen wollten, am Fenster: »Sieh mal, es hat geschneit.« Dieser Satz ist heute, trotz aller Anstrengung, das Kind in uns kaputt (= vernünftig) zu machen, eine erstaunende Bemerkung wert.
Als ich am 24., nach dem Zusammensein mit meiner Familie, unterwegs zur *linken* Weihnachtsfeier bin, habe ich zum erstenmal das peinliche Gefühl

eines *Mangels* an Festlichkeit. Warum bin ich irgendwie enttäuscht? Selbst die Popmusik (!), die dann und wann aus dem Radio plärrte, hat mich gestört: Oldies auf HR-3.
Als die Wohngemeinschaftstür geöffnet wird, höre ich schon den ohrenbetäubenden Lärm und überlege, ob ich nicht bald wieder gehen soll. Um die Festtafel sitzen so an die 10 Leute, eine Klangaktion ist zugange. Mit Bongos, Gitarre, Löffeln, Weinflaschen. Ich bekomme sofort das Gefühl: Hier werden die Weihnachtsgeister vertrieben.

Männer wie wir

»Mensch, da hamse uns ja ganz schön gefickt!«, sagt er mit einer verwunderten Wut.
Ich verstehe zwar sofort, was er da mit-teilen will:
– Sie haben uns reingelegt, übers Ohr gehauen, betrogen –,
trotzdem zucke ich leicht zusammen bei dem Gedanken an solche Erfahrungen in der Nacht.

Zweifelhafte Marxisten

»Ob er ein guter Marxist ist
das wird bezweifelt
aber nötig wären vielleicht
mehr zweifelhafte Marxisten«
(Erich Fried, *Gegengift*)

Streikveranstaltung »Spontaneität und Organisation«. Der MSB hat Günther Amendt angekündigt, und genau das reizt mich unheimlich. Sein Buch *Sexfront* habe ich mir voriges Jahr zum dritten Mal gekauft. Zweimal wurde es mir in der Schule beschlagnahmt. Wir haben es verschlungen zu dieser Zeit, als wir 16 waren. *Sexfront:* Das war für mich damals der Inbegriff von fröhlicher Lust und Subversion. Ich will unbedingt erfahren, wie einer von der Sexfront zur DKP gekommen ist. Das muß doch eine spannende Geschichte sein.
Als ich den Hörsaal betrete, ist Amendt mit seinem Vortrag leider schon fertig. Es spricht eine Frau vom Podium her, steif und mit monotoner Stimme. Sofort meldet sich mein Magen mit diesem dumpfen, nicht lokalisierbaren Gefühl. Hatte ich mir vorgenommen, einfach da zu sein, zuzuhören und zu beobachten, konnte ich jetzt beim besten Willen nicht mehr stillhalten. Ich überlegte schon, ob es nicht das Beste wäre, das Podium mit den Fruchtbonbons zu bombardieren, die ich zufällig in der Tasche hatte. Doch dann dachte ich (zu?) vernünftig: »Nein, bloß das nicht und es ihnen so einfach machen. Keine Feindbild-Bonbons für den MSB!« Also abwarten . . .

Das Unerträglichste ist: Ein menschlicher Computer redet über Spontaneität. Das tut trotz allem angestauten Ärger weh und macht traurig. Endlich ist sie fertig, es wird diskutiert. Als sie dann sagt: »*Genossen, da lassen wir uns nicht beirren!*«, weiß ich, was los ist. Sich nicht beirren lassen, festhalten an gewohnten Denkstrukturen und an einer weitgehend zum Ritual erstarrten politischen Praxis: Das ist der *unverzichtbare Verzicht* aller dogmatisch-verhärteten Politiker auf intellektuelle Anstrengung; auf Denken schlechthin.
Es besteht allerdings kein Grund zur Schadenfreude, nur weil ich hier gerade vom MSB spreche. So weit davon entfernt, wie wir es uns immer selbstgefällig einreden, sind wir nicht. Genau das ist auch unser Problem: parteilich bleiben – ohne parteigläubig zu werden; uns beirren lassen zu können – ohne daran irre zu werden; unseren Kopf gebrauchen – ohne den dafür so wichtigen Spiel-Raum zu verlieren; unsere Phantasie spielen lassen – ohne dabei ins Phantasieren zu kommen; schließlich langsam und beschwerlich den aufrechten Gang zu lernen, damit wir eines Tages unsere ideologischen Krücken im hohen Bogen auf den Müll werfen können!

Termine

Selbst in der so undogmatischen Linken gilt die Antwort »Hab keine Lust« halbwegs als Skandal. Zum Beispiel wenn es darum geht, den nächsten Termin für die Arbeitsgruppe auszumachen. Jeder trägt seine Verpflichtungen wie ein Schutzschild vor sich her. Der lapidare Hinweis auf einen »Termin« wird ohne näheres Hinterfragen sofort akzeptiert. Nicht etwa gefragt: welcher, wozu, wie wichtig der ist . . . Für meine Lust/Unlust aber muß ich allemal Rede und Antwort stehen. »Du hast keine Lust? Dann hab ich halt auch keine . . .« Wir pokern, spielen mit verdeckten Karten nach undurchsichtigen Spielregeln. Wie oft muß ein »Termin« wohl für einen Spaziergang herhalten?
Es ist bequemer, sich an die ungeschriebenen Spielregeln zu halten. Und erspart einigen Ärger. Warum bloß bin ich nur *entschuldigt*, wenn ich etwas Unangenehmes vorweisen kann? Wieso kann ich es nicht ertragen, daß jemand mal nicht mit mir zusammenarbeiten *will*, weil er etwas Lustvolles, Schönes tun will?

Kampagnen: Bilder mit Wechselrahmen

1970
»Ach Sie mit Ihrer Volksrepublik China, das dauert wahrscheinlich auch nicht lange«, sagt Herr W., unser junger Deutschlehrer mit dem »progressiven« Bart. *Pseudo* nannten wir ihn. Dann erzählt er uns (lächelnd, gelassen;

vielleicht war es das, was wir nicht ertragen konnten!), wie Schüler vorangegangener Klassen noch von Cuba geschwärmt hatten.

1975
Wer weiß, wie lange die Vorliebe der Spontis für Portugal noch anhalten wird«, sagt D., der Altgenosse aus Frankfurt. Er hat neulich mit einem Redakteur der *Portugal-Nachrichten* gesprochen (Erscheinen inzwischen längst eingestellt!) und der hat ihm verraten, daß die Adressenliste der neu entstehenden Portugal-Komitees weitgehend mit der der Chile-Komitees von vor zwei Jahren identisch ist.

1978
»Atomkraft – Nein Danke«
Wann hängt dieses Emblem an der Wand über dem Schreibtisch, bei all den anderen Zeichen längst vergangener, siegreicher Niederlagen?

Pigs

»Sag nicht, ihr Schweine. Sag, wer hat sie dazu gemacht« (P.-P. Zahl)

Wenn es irgendwo grün wurde, hieß das bei mir sofort: »Die Bullen kommen, diese Schweine . . .« Leute, die »Polizei« sagten, waren für mich verdächtig, standen auf der anderen Seite. Seit der Aktion am 19. Februar in Grohnde, wo wir – abseits von Itzehoe und Brokdorf – schwerbewaffnet mit Konfetti, Pappnasen, Blumen und auch ein paar Bolzenschneidern für einige Stunden friedlich den Bauplatz besetzen konnten, bin ich verwirrt, unschlüssig. »Bullen« oder »Polizei«, diese Worte gebrauche ich jetzt abwechselnd, unzufrieden jedoch mit beiden.
In Grohnde konnten wir durch Verschenken unserer Rosen, durch das Behängen von Polizisten mit Luftschlangen, vor allem aber durch Gespräche und zuletzt durch ein sanftes Schieben (»Bau-Stop, Bau-Stop . . .«) die doppelte Polizeikette aufweichen. Der (damals noch) dünne Maschendrahtzaun war dann das geringste Problem. Der Einsatzleiter lief schimpfend und ratlos, wie ein enttäuschter, gutmütiger Vater vor dem niedergehenden Zaun entlang (»Aber ihr wolltet doch keine Gewalt . . .«, »Wieso Gewalt? Is doch bloß der Zaun!!, »Ja, ja, erst der Zaun und dann . . .«). Ein Bild für die Götter. Einige Polizisten versuchten, Leuten die Bolzenschneider aus der Hand zu reißen, gaben das aber schnell auf. Demonstranten und Polizei waren gleichermaßen überrascht über den so schnellen Fall des Zaunes.
Was dann die folgenden Stunden bis zum Verlassen des Platzes zu sehen war, das waren teilweise kuriose Szenen mit Seltenheitswert: Da steht ein Mädchen geschlagene zwei Stunden, intensiv plaudernd mit einem jungen Polizisten aus der Kette, die die Platzbesetzer langsam immer enger ein-

kreist. Er hat eine Rose in der einen, den abgenommenen Helm in der anderen Hand. Da erzählen sich Polizisten und Demonstranten die neuesten Häschenwitze und tauschen ihre Butterbrote aus. Woanders ziehen Leute mit gelben Jacken junge Bereitschaftspolizisten aus dem Schlamm, in dem sie mit ihren Halbschuhen knietief eingesunken sind. Da kommt mir einer entgegen, sowohl Rose als auch Knüppel in einer Hand. Ich kann mich gar nicht mehr einkriegen, – irgendwie ist ein Teil meiner riesigen Angst weg, die ich immer in deren Nähe habe. Schließlich verlassen die Besetzer auf Anraten der örtlichen BI's und angesichts der immer bedrohlicher sich konzentrierenden Polizeimacht den Platz; übrigens unter der (nicht eingehaltenen!) Zusicherung der Polizeiführung, einen *gemeinsamen* Protestzug gegen AKWs von Demonstranten und Polizei nach Grohnde zu veranstalten! Die Leute verlassen langsam den Platz. Kurz vor dem Zaun kommt mir ein seltenes Paar entgegen. *Sie,* jung, lange blonde Haare, im AKW-Look, *er,* in dicker, schwerer Uniform, den Helm in der Hand; mit der anderen hält er (fast schüchtern!) die des Mädchens und hilft ihr vorsichtig durch den Schlamm.

Sicher gab es auch ganz andere Bilder, die bekannteren: aggressive Pöbeleien, Drohungen, sture Ignoranz und verschlossene Gesichter. Manche von uns hatten auch hinterher das Gefühl, an der Nase herumgeführt worden zu sein, wenn Polizisten nach einem halbstündigen Gespräch plötzlich wortlos gingen oder wenn sie *zu interessiert* (!) den Ausführungen über die Gefährlichkeit von AKWs lauschten (»Haben die etwa die Anweisung, erstmal freundlich zu diskutieren, bis ihre Verstärkung angerückt ist?«). Wieder andere erzählten resigniert: »Und als ich ihn dann fragte, ob er jetzt noch knüppeln könnte, meinte der Idiot doch tatsächlich, ›Befehl ist Befehl, ich bin im Dienst‹!« Was aber erwarten wir eigentlich von denen? Schmeißen wir etwa unseren ganzen Kram hin, setzen unsere Existenz aufs Spiel und fahren mit irgendeinem, der uns mal ein paar Stunden was davon erzählt hat, in die Antarktis?

Eine Besetzung auf diese Art und Weise hatte ich jedenfalls nicht für möglich gehalten. Schließlich waren wir schon eine knappe Stunde im Dorf hin- und hergelaufen, bis wir in Richtung Bauplatz gingen. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte diese Aktion angesichts der schon präsenten Polizeiketten nie stattgefunden. Seit diesem Februar in Grohnde aber ahne ich, was wir mit gewaltfreien Aktionen – die ich sonst einfach verhöhnt habe – alles anstellen können. Außerdem weiß ich nun das eigentlich Selbstverständliche: Die in den grünen Uniformen, die wir »Bullen/Schweine/pigs« nennen, sind *Menschen.* Einfache Leute mit Familie, mit finanziellen (und anderen) Sorgen, schließlich auch mit Angst. Warum machen wir es der Polizeiführung so einfach und erfüllen in der Regel genau die Feindbilder, mit denen sie bei der psychologischen Schulung die Polizi-

sten gegen uns aufhetzt, scharf macht? Lassen wir uns doch die Pflege guter, alter preußischer Tradition – die der militärischen Schachzüge vom Feldherrnhügel aus – noch mal durch den Kopf gehen!

Bombe und Ikone

»Es ist an der Zeit, innere Mologe zu veröffentlichen«.
(Peter Brückner, *Die Mescalero-Affäre*, S. 7)

Neulich bei meiner Schwester war auch ihr Schwiegervater zu Besuch. Manager in einem nicht allzu großen Betrieb. Ein alter Haudegen, untersetzt, massig, bullig und stolz darauf, daß der Sohn gerade beim Bund ist. Mit seinem Enkelkind und dem Hund aber geht er geradezu rührend um. Als wir alle um den Tisch herum saßen, konnte ich ihn manchmal einfach nicht ansehen. Denn da tauchte plötzlich SEIN Gesicht vor mir auf.

»Kaliayev dagegen glaubte an Gott. Wenige Augenblicke vor dem scheiternden Attentat sieht ihn Sawinkow auf der Straße vor einer Ikone stehen, die Bombe in der einen Hand, mit der anderen sich bekreuzigend.« (Camus, *Der Mensch in der Revolte*, Kapitel »Die zartfühlenden Mörder«, S. 137)

Wenn ich in der Dokumentation des Bundespresseamtes die persönlichen Briefe an SEINEN Sohn und an SEINE Freunde lese, dann tut er mir leid, dieser Hanns-Martin Schleyer. Wenn ich also etwas Konkretes über seine Ängste und Hoffnungen erfahre. In der FAZ hieß es über *uns*, daß seine Figur in keiner »sozialistischen Geisterbahn« gefehlt habe.

»Der Vorhang ist gefallen. Wir wissen nicht, wann er sich wieder heben wird. Wir wissen nur, daß er wieder aufgehen wird zu einer neuen blutigen Tragödie . . .
Wer nicht Trauer empfindet, hat kein Empfinden. Wo Spontaneität versagt, gebietet der elementare Grundbestand an Regeln der Menschlichkeit, vor ausnahmslos jedem Toten den Hut zu ziehen und einen Augenblick schweigend zu verharren.
Vor jedem . . . Toten den Hut zu ziehen wie auch dem Fremden Gastfreundschaft zu gewähren: Diese und einige andere lapidaren Gesten machen den Grundbestand der Menschlichkeit aus, jenen Felsen elementarer, sozusagen natürlicher Humanität, auf dem allein Kultur sich erheben kann, sozialistische zumal . . . Trügen wir doch wenigstens die Trauer über das Fehlen unserer Trauer mit Anstand . . .
In Deutschland ist die Gefahr sehr groß, daß die Reflexion Barbaren macht. Die Reflexion, schmücke sie sich auch mit dem Beiwort ›kritisch‹, . . . ist oft nur ein angstvoll-oberflächliches, sich weder die Angst noch die Oberflächlichkeit eingestehendes Denken, also kein Denken, und kann eben als Nichtdenken Inhumanität befördern. Menschlichkeit/Denken wären: kultivierte Spontaneität . . .« (Johannes Ernst Seiffert, »Gegen die tödliche Gedankenlosigkeit« in: *Graswurzelrevolution* Nr. 33, Oktober 1977)

Das sind Sätze, die – unter Linken ausgesprochen – schwerfallen. Ich filtere, bin vorsichtig, wiegele ab. *Ich bin höflich:* zu den Genossen, weil ich mich auf Leichtverdauliches, Gutbekömmliches beschränke; zu mir selbst, weil ich der Gefahr ausweiche, *in Verruf* zu *geraten.* Einfach herrlich dieses Gefühl, es hört einem jemand wohlwollend zu! Im Zweifelsfalle dann,

wenn es zu schwierig wird, fällt mir gerade noch rechtzeitig das beliebte Gesellschaftsspiel »Wie doof sind die K-Gruppen?« ein, und der Abend ist gerettet.
Wir haben einen kleinen unregelmäßig sich zusammenfindenden Kreis zum Thema »Innere Sicherheit«. Wie steht es eigentlich um unsere *innere* Sicherheit?: Assoziative, ausschweifende Unterhaltungen. Endlich mal richtig tief durchatmen können.

Familienchronik

Wenn ich heute an meine Eltern denke, sind das beunruhigende, schwermütige Gedanken, die mich mit einer seltsamen Regelmäßigkeit aus der Fassung bringen. Noch immer sage ich meistens »meine Alten«, wenn ich von ihnen rede. Doch der aggressive, verächtliche Tonfall ist im Laufe der Zeit verblaßt. Wenn ich heute meinen Vater am Telefon mit »Na Alter, wie gehts?« begrüße, versteht er das schon richtig.
Zwei Lebensgeschichten, wo ich erst jetzt langsam anfange, etwas zu verstehen. *Verstehen:* Was heißt das? Mit-fühlen, den anderen emotional und intellektuell nachvollziehen können? Wohl auch dies: im Bösen des anderen das ungekonnte Gute sehen lernen.
Mein Vater ist 1925 in Kassel geboren. Wie sein Vater wird auch er Maschinenschlosser und geht mit 18 »freiwillig« zur Waffen-SS. Er jagt unter anderem Partisanen in Jugoslawien, – und wird gejagt: als Besatzer in einem fremden Land. Mit 20 gerät er für 4½ Jahre in russische Kriegsgefangenschaft, weil die Amerikaner, die ihn gefangengenommen haben, Menschen an die Russen verschachern. In Rußland lernt er »*den* Kommunismus« kennen und eine Bevölkerung, die hinter vorgehaltener Hand den deutschen Kriegsgefangenen zuflüstert: »Stalin nix gutt!« 1949 kommt er in einem Güterwaggon zurück in dieses kaputte, halbe Land. Jahre später erfahre ich von ihm, daß er geweint hat an diesem Tag, weil die Mutter nicht dabei war: Sie wollte den Hund nicht allein zuhause lassen! (Sicherlich macht diese Kälte einen Teil seiner Unfähigkeit aus, Gefühle auszudrükken.) Dann wohnt er bald wieder in Kassel, weil er in »seiner« alten Firma Arbeit bekommen hat. In dieser Firma arbeitet er bis heute, also nun schon über 40 Jahre. In einer der Hallen, wo Wolf Biermann sein Konzert (»Ermutigung«) gab, hatte er bis kurz davor Schützenpanzer für die Bundeswehr gebaut. Vor drei Jahren mußte er sich zwei Drittel seines Magens entfernen lassen (»Der Fraß in Rußland die fünf Jahre . . .«), weshalb er nun offiziell als schwerbehindert gilt, was ihn eine Zeitlang sehr schwer behinderte. Trotz aller Heftigkeit ist er manchmal sehr still, frißt vieles in sich hinein.
»Wenn die fragen, wer will früher gehen, is mein Finger als erster oben«,

sagt er heute, wenn wir darüber reden, daß er noch zehn Jahre Arbeit vor sich hat. Und (mit seiner Hand ein Stück über den Kopf zeigend): »Du kannst mir glauben, manchmal stehts mir schon morgens hier oben.« Er meint die Zeit um kurz vor sieben, wenn er seine Karte in die Stempeluhr steckt. Er ist ein wenig müde geworden.
1952, auf einer Geburtstagsfeier, lernt er die Arbeitskollegin seiner Schwester kennen und verliebt sich in sie: meine Mutter, damals 22, Friseuse. Heirat 1953. Ein Jahr später meine Geburt.
Euch gehts zu gut heute!, haben sie mir immer gesagt. Fünf Jahre, nachdem ich in die erste Wohngemeinschaft gezogen bin, verstehe ich nun, was sie damit auf ihre Art ausdrücken wollten, und werde dabei sehr traurig und zornig zugleich. Vor allem er, der Vater, sagte in unseren frühen politischen Diskussionen (die ich ihm regelmäßig aufzwang): »Da kannst *du* überhaupt nicht mitreden, ihr habt ja noch gar keine Erfahrung . . .« Klar, daß ich damals lachen mußte, – sonst hätte ich mich aufgeben müssen. Heute frage ich mich: Was ist das, *Erfahrung*? Und ich sehe, daß meine Eltern eigentlich mehr *Erlebnisse* hatten, schreckliche Erlebnisse, denen sie ohnmächtig, bewußtlos ausgeliefert waren. Das heißt, sie mußten Geschichte passiv erleiden; und doch, trotzdem haben auch sie ihre Erfahrungen gemacht. Meine Mutter heute, wenn ich erzähle, daß ich zur Demo gehe: »Häng dich da nit so rein, wenn du mal dran bist, *dir* hilft keiner . . .« Das ist *ihre* Erfahrung. Sie (diese kleine, zierliche Person) hat sich immer allein und sehr zäh durchschlagen müssen. Mein Vater heute (wenn er mich warnt, nicht *einer von diesen* Rechtsanwälten zu werden): »Ellenbogen gebrauchen, das *hätte* ich machen sollen, die Kumpels anscheißen; aber ich konnts ja nit. Trotzdem . . . Meister *hätt* ich schon werden können . . .« Und er versteht meine Sprachlosigkeit nicht, wenn er diese brutale Wahrheit unserer Gesellschaft benennt; merkt nicht, daß ich ihn genau deswegen achte.
Wir haben gerufen *»Bürger runter vom Balkon, unterstützt den Vietkong«* und »Sieg im Volkskrieg, Waffen für den Vietkong« und uns gewundert, dafür die älteren Bürger nicht begeistern zu können. Wir konnten ihn zwar mitfühlen, diesen Krieg in Vietnam, ein paar tausend Kilometer entfernt, aber gesehen haben wir ihn nicht, trotz ausreichender Bildqualität.
22. Oktober 1943. Der Tag des schwersten Luftangriffs auf Kassel (große Rüstungsbetriebe, Sitz des Generalkommandos II). An diesem Abend starben in Kassel rund dreizehntausend Menschen. Es regnete Spreng- und Brandbomben, Luftminen, Zeitzünderbomben.
Meine Mutter erzählt: Von dem Dorf, wo sie damals lebte, konnte man aus 10 km Entfernung Kassel brennen sehen. Der Himmel war glutrot, die Nacht fast taghell. Am nächsten Tag lagen sie da, die Leichen ohne Gesichter, Arme, Beine. In langen Reihen auf dem Königsplatz, zur Identifizierung. Mein Vater erzählt von der Wirkung der amerikanischen Phos-

phorbomben: An der noch halb stehenden Wand eines zerbomten Hauses sieht er einen Menschen stehen, der bis auf seine halbe Größe geschrumpft ist, völlig schwarz, wie ein halbverkohltes Stück Holz.
Davon heute kaum noch Spuren in dieser Stadt. Hier und da, ganz vereinzelt (du mußt schon richtig suchen) noch ein Trümmergrundstück.

Ich bin etwas ganz anderes als die, habe ich lange gedacht. In Wirklichkeit sind sie einfach auf der Suche nach Glück und all dem, was auch uns treibt, was auch uns nicht zur Ruhe kommen läßt. Was (ganz) anders ist, das sind ihre Art und Weise zu leben, ihre Bewältigungsformen, teilweise die Inhalte ihrer Glücksvorstellungen. Aber sonst?
Ihre Träume und Hoffnungen sind die einer Generation, die während der Kriegsjahre in die Schule ging. Einer Generation, die in gewissem Sinn keine Jugend gehabt hat. Und auf diese Weise sind sie gefangen, sind sie eben Kinder *ihrer* Zeit . . .

Trau keinem über 30

Eine unerschütterliche Gewißheit: die Revolte als Jugendbewegung. Bis 30 haben sich die Ecken und Kanten abgeschliffen. Die zerschlissene Armeejacke wird – zaghaft zuerst – über Cordjacket und Rollkragenpullover schließlich zum dezenten An- und damit Aufzug geworden sein. Spätestens dann ist der letzte hoffnungsvolle Traum als »eben nur Traum« denunziert, verraten.
Alt werden, gar als Sozialist (oder was auch immer), also auf Dauer dem stummen Zwang herrschender Normalität widerstehen, – gar nicht vorstellbar! Wie beruhigend, 23 zu sein.
Neulich habe ich einen 34jährigen so nebenbei sagen hören: »Trau keinem *unter* 30.«
Was bildet der sich eigentlich ein?!
1984: Wer werde ich sein – wenn ich sein werde?

Ohn Macht

West-Berlin, Weihnachten 1972. Ich bin zum ersten Mal mit den »Genossen« verreist, die ich vor ein paar Monaten in der Schülerbewegung kennengelernt habe. Natürlich statten wir auch dem berühmt-berüchtigten »Georg von Rauch-Haus« einen Besuch ab. Wir sind zu Besuch in einer dieser riesigen Berliner Bürgerwohnungen mit Dienstbotenaufgang. Der viereckige Flur ist so groß und so hoch, daß wir darin Federball spielen können.
Trotz all dem aufregend Neuen ist unsere Stimmung gedrückt. Die Amis

sind gerade babei, die Deiche in Nordvietnam zu bombardieren und Hanoi in Schutt und Asche zu legen. Sie wollen dieses Land *»notfalls in die Steinzeit zurückbomben«*, wie es einer der US-Generale nannte.
Wir sitzen beim Kaffee in der Küche und hören Nachrichten. Anflüge der Bombergeschwader. Wir klatschen innerlich Beifall, wenn am Ende die Anzahl der abgeschossenen B-52 genannt wird und zählen mit: »Schon acht, allein heute!« Es gibt einige Bilder, die ich so schnell nicht vergessen kann. Dazu gehört eins aus Hanoi: Frauen und Kinder schauen ängstlich aus einem Gulli, den Deckel etwas beiseite geschoben; um sie herum Trümmer und Berge von Schutt.
Beim Bummel durch die Stadt treffen wir auf das Amerikahaus. Ich kann kaum beschreiben, welche Genugtuung ich bei diesem Anblick fühlte. Das Gebäude ist eine Festung, eingeigelt mit Stacheldrahtrollen, abgesperrt mit spanischen Reitern. Davor Militärpolizei. Eine Spaziergangsdemonstration findet gerade statt. Sandwich-Leute gehen im weiten Kreis und schweigend, mit ernsten Gesichtern um das Gebäude: »Dresden – Hiroshima – Hanoi«. Jeder, der lesen kann, weiß, warum dieses Haus in eine Festung verwandelt werden mußte.
Abends in der Küche aus dem Radio wieder Kriegsnachrichten. 1972 war auch das Jahr der RAF-Bombenanschläge, u. a. auf Stützpunkte der US-Armee. Wir lasen zwar mit mehr oder weniger großer Freude und Genugtuung: »Für die Ausrottungsstrategen von Vietnam sollen Westdeutschland und West-Berlin kein sicheres Hinterland mehr sein« (Erklärung der RAF v. 14. Mai 72 zum Bombenanschlag auf das Frankfurter Hauptquartier des V. Armee-Corps). Aber solche Aktionen kamen für uns selbst nicht in Frage. Nicht weil wir gerade keine Bomben zur Hand hatten. Sondern: »Die agieren zu isoliert«, haben wir damals kritisiert. Doch niemand regte sich moralisch darüber auf. Eine Frage nach den toten US-Soldaten habe ich jedenfalls nie gehört. Diese Bombenanschläge drückten schließlich etwas aus, was zu dieser Zeit die Linke überall fühlte: Ohnmacht und Haß angesichts der amerikanischen Militärmaschinerie, gegen die Transparente und Protestmärsche lächerlich wirkten. Aber trotz unserer Kritik haben wir unser Verhältnis zur RAF als das einer Art Arbeitsteilung gesehen: Wir demonstrieren und die legen die Bomben.
Plötzlich die Idee, in der Nacht einfach mit ein paar dicken Steinen zum Amerikahaus zu gehen. In unserem Geblödel lag sehr viel Ernst. Getan haben wir es dann aber nicht. Warum nicht? Vielleicht hat der »vernünftige G.«, wie ich ihn später oft spöttisch genannt habe, uns davon abgehalten. Oder weil wir einfach miteinander geredet haben?

Mein Vietnam ist Chile

»Während einer Veranstaltung auf dem Totoralhügel bei Lanquihue . . ., sagte der Vorsitzende der CSU, Franz Josef Strauß, daß er in Übereinstimmung mit seinem Konzept von Demokratie und Freiheit sich verpflichtet fühle, zu sagen, was sich in Chile ereignet hat, und daß er dasselbe Recht beansprucht, außerhalb Chiles der ganzen Welt die Wirklichkeit bekannt zu machen, daß er nämlich keinerlei Zweifel daran habe, daß Chile ein demokratisches Land sei, zu dem man in den letzten vier Jahren noch die *fundamentalen Konzepte der deutschen Demokratie* hinzugefügt hat: *Disziplin, Respekt* und *Arbeitseifer!*« (aus dem offiziellen Bulletin des chilenischen Außenministeriums; zit. nach FR vom 26. 11. 1977)

Als ich hörte, daß in Chile zum ersten Mal in der Geschichte ein Marxist in freien Wahlen zum Präsident gewählt wurde, habe ich eher mißtrauisch gedacht: »Das wird ein schöner Marxist sein« oder besserwisserisch: »Na ja, das kann ja nicht gut gehen, so eine ›Revolution in der Legalität‹.«
Dann der Putsch der Gorillas:
Menschen liegen der Reihe nach auf der Straße, die Hände im Nacken gefaltet. Um sie herum schwerbewaffnete Soldaten und hinter ihnen dieser Wahnsinns-Panzer!
»Drei Jahre Marxismus und Chile war kaputt« vermeldet *Bild* am 12. September 73 von der Amtszeit dieses Allende (»Brillenträger, Weintrinker, Villenbesitzer«). Am selben Tag kommentiert die FAZ höhnisch und offen (nicht etwa klammheimlich) unter der Überschrift »Der neue Märtyrer«, daß »dieser Mann vor allem an seiner eigenen Unzulänglichkeit gescheitert ist« und befürchtet gleichzeitig zu recht: »Aus kaum einem anderen Vorgang der letzten Jahre läßt sich soviel politisch-ideologisches Kapital schlagen wie aus dem Schicksal des Salvador Allende.« Dann ist da die Rede von einer Wahrheit, die erst herausgefunden werden könne, wenn in Chile der »innere Frieden« wiederhergestellt sei. Besorgt wird schon am ersten Tag nach dem Putsch vor dem Haß gewarnt, der Chile nun aus aller Welt entgegenschlagen werde und der der »Wahrheit« nicht dienlich sei. Im Gegenteil, er »vertieft nur die von Allende und seiner Volksfront verursachte Spaltung der Bevölkerung. Ihre Überwindung muß die erste Aufgabe der neuen Machthaber (!) sein.«
»Zeitung: tägliches graues Brot der Depression; dennoch Pflichtlektüre« (J. E. Seiffert, aus: *Neue Apokryphen*, Verlag Roter Stern).
Fünf Jahre später wissen wir nun, wie der »innere Friede« in Chile wieder hergestellt wurde. Und Chiles Bevölkerung ist tatsächlich gespalten, nicht nur in Klassen. Zum Beispiel gibt es da Menschen, gefangen in den KZ's und solche, die eine Freiheit erleiden müssen, die ihnen mehr und mehr die Kehle zuschnürt.
Aber der Zynismus hat 1973 nicht aufgehört. Da kommt Bruno Heck, CDU, aus Chile zurück und weiß zu berichten, daß bei sonnigem Wetter das Leben im Stadion recht angenehm sei. Er muß es wissen, schließlich ist

er (zumindest damals) Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Menschenrechte. Später nennt dann ein Minister die »neuen Machthaber« sachlich zutreffend eine »Mörderbande«, während seine Regierung eben dieser kriminellen Vereinigung Kredite zahlt. Schließlich wird ein chilenischer Folterknecht bei der Bundeswehr ausgebildet; selbstverständlich nur – wie Georg Leber versichert – um zu lernen, was eine demokratische Armee ist. Hoffentlich hat er bei der symbolischen Judenverbrennung nicht einen falschen Eindruck von dieser demokratischen Institution bekommen . . .
Wir hören und sehen dies alles und diskutieren beunruhigt den Weg des friedlichen Übergangs zum Sozialismus (Chile demnächst in der BRD?) und hören gespannt zu, wenn die Flüchtlinge aus ihrer Heimat berichten.
Und nun: dieses Bild im Fernsehen. Strauß bei Pinochet. Ein Händedruck, der das Gruseln lehren kann. Und wieder ist da vom »inneren Frieden« die Rede, der den CSU-Vorsitzenden so beeindruckt hat. »Verdammt, diese Schweine . . .«
– Ich sehe eine schwarze Limousine ganz langsam durch leere Straßen fahren, bis plötzlich ein furchtbarer Knall das graue Bild zum Tanzen bringt . . . und dann fliegt dieses schwere, große Auto 12 Meter durch die Luft, im schönen, hohen Bogen. Wie damals dein Freund Carrero Blanco . . . Oh Gott, hätten sie doch statt Schleyer diesen Kerl geholt! –
Was in solchen Situationen in dir abfährt, läßt sich so schwer beschreiben. Es ist dieser unheimliche Ausbruch von Haß und der Schrei nach Rache. Diese Schlächter da auf der Mattscheibe und du denkst an L., den sie in Chile beinahe umgebracht hätten. Du kannst nicht ruhig sitzenbleiben dabei, springst auf, schlägst auf den Tisch, schreist. Doch das Schlimmste kommt dann, wenn die Genossen so ungeheuer gefaßt ihre Stulle weiterschmieren und diesen vielsagenden Blick drauf haben: »Na komm schon Alter, is ja gut . . .«
»Welchen Verwendungszweck soll ich vermerken?« fragt die junge Angestellte in der Stadtsparkasse, als ich den Dauerauftrag unterschreibe. »Für den ›Widerstand in Chile‹«, sage ich verstohlen. Ein Sandkorn in der Wüste versetzen. Und doch: War da nicht ein kurzes Lächeln im ihrem Gesicht?

Max und Moritz

»Kassel: Schulguerilla – Der Klassenfeind geht um
Am Wochenende zwischen dem 7. und 10. Juni '74 wurde in der Albert-Schweizer-Schule eingebrochen und der größte Teil der Klassenbücher geklaut. Einige Tage später erreichte uns eine Presseerklärung der ›Schüleraufsichtsbehörde‹ . . .« (aus: *Wir wollen alles,* Nr. 18)

»Revolution. Das klingt so romantisch. Ist es aber nicht. Es ist Blut, Härte und Wahnsinn. Es bedeutet gewöhnlich, daß ... Männer, die früher mit Begeisterung Mickey-Mouse-Hefte gelesen haben, einander Streichhölzer unter die Daumennägel treiben. Bevor man sich darauf einläßt, sollte man sich vielleicht klar werden, wohin und wozu einen die Begeisterung eigentlich treiben soll, und was davon noch übrig sein wird, wenn die Sache gelaufen ist.« (Charles Bukowski, *Aufzeichnungen eines Außenseiters*, S. 67)

Frankfurt. Diese riesige, kaputte Betonwüste (mit ein paar gemütlichen Studentenecken) war für unsere Gruppe in den Jahren '74 und '75 so etwas wie ein Pilgerort. Da »lief« einfach was: Action, Putz, Bambule ... Und wir konnten daran teilhaben, wenn auch nur aus der Ferne, aber immerhin: Oft wußten wir die neusten Geschichten zu erzählen. Was andere aus der Zeitung erfuhren, wußten wir aus erster Hand, – von den Akteuren selbst.
Ich glaube, es war irgendwann '73 als ich zum ersten Mal in diese Stadt fuhr. Die Autofahrt durch das Westend war wie eine Reise durchs befreite Gebiet. An der Bockenheimer und in anderen Straßen hingen die riesigen roten Fahnen aus den Fenstern der alten Bürgerhäuser. Davor standen Wandzeitungen und da waren Leute, die geschäftig ein- und ausgingen. Das alles hatte eine ungeheuer faszinierende Ausstrahlung. Vor allem von außen, aus der touristischen Distanz. Ich bin nie in so einem Haus gewesen. Trotzdem (oder gerade deswegen!) machte mich das so euphorisch, sicher, siegesgewiß.
Anfang 1974 wird »die Bockenheimer « geräumt. Bei uns klingelt morgens sehr früh das Telefon und D. berichtet aufgeregt, daß »es« schon seit ein paar Stunden passiert ist, es die ersten Auseinandersetzungen schon morgens bei der Blockade des Berufsverkehrs (!) gegeben hat. Wir setzen uns gleich ins Auto und fahren los. Unterwegs hören wir aufgeregt die »Kriegsberichterstattung«. Und tatsächlich liegt an diesem Tag über dem Frankfurter Westend so ein Hauch von Bürgerkriegsstimmung, die mich abschreckt und fasziniert zugleich: Das halbe Westend ist mit Sperrgittern abgeriegelt, die Straßenbahn wird umgeleitet, auf vielen Straßenkreuzungen stehen die schweren Wasserwerfer und Mannschaftswagen. Sehr viel Bereitschaftspolizei aus anderen Städten ist da, vor allem um den Häuserblock selbst, wo gerade unter den wuchtigen Schlägen der Eisenkugel die ersten Wände in einer Staubwolke zusammenbrechen. Über der Stadt ein Polizeihubschrauber.
Als wir gegen Mittag in die Uni kommen, ist dort gerade eine große Versammlung. Wir kommen die Treppen hoch, eine dichte Traube steht vor dem Eingang zum Hörsaal VI. Als ich dann links einige verwegene Typen hocken sehe, die inmitten des ganzen Trubels seelenruhig dabei sind, Mollies abzufüllen, wäre ich am liebsten wieder zu Hause gewesen. Die Militanz, die ich aus der Ferne so bewundert und sehr verbalradikal

vertreten habe, kann ich nun aus der Nähe, so konkret und unmittelbar, nicht ertragen. An diesem Tag war ich unheimlich froh, als wir abends wieder auf der Autobahn waren.
Seit dem Buback-Nachruf habe ich mit vielen Leuten sehr offene Gespräche über »Gewalt« gehabt. Die Wut packt mich aber, wenn ich so professorale Sätze lese: »Deshalb gibt es für Sozialisten weder offene noch heimliche Solidarität mit dem mörderischen Terror der RAF« (SB). Wir, Arbeitsausschuß von SB's Gnaden, verordnen hiermit . . . »Heimliche Solidarität«, das ist wohl eine Anspielung auf diese inzwischen berühmt-berüchtigte, *endlich benannte* klammheimliche Freude des Mescalero. Warum ignorieren diese Leute, daß es Sozialisten gibt, die heimlich oder sogar offen die RAF bewundern? Sie dann aus der Gemeinschaft aller Sozialisten auszubürgern, das hat fatale Konsequenzen. Was soll der moralische Zeigefinger? Die ausgestreckte Hand wäre nützlicher! Auch ich habe sie gefühlt, diese Freude, als Buback auf der Straße lag. Aber gerade weil ich mit Freunden darüber sprechen konnte, kam ich in die Lage, vor mir selbst zu erschrekken, angesichts meiner eigenen Gefühle das Gruseln zu lernen: Im Spiegel den Haß zu sehen, der die Züge verzerrt.
Das Schlimmste ist: Das Abbrechen von Dialogen, Berührungsängste, das Verstoßen der schon verloren gegebenen Genossen. Wenn der RAF und den anderen Stadtguerilla-Gruppen überhaupt noch jemand etwas zu sagen hat, dann sind *wir* das. Nicht die Sonntagsredner mit der doppelten Moral, die zu Vietnam geschwiegen haben! Angesichts dieser Lage hat jedes abgeschlagene Gespräch, jede abgebrochene Diskussion fatale Folgen. Da wird jede Gedankenlosigkeit zu einer *tödlichen* im wahrsten Sinne des Wortes.
Es gibt keine schnellen und schon gar nicht end-gültigen Antworten auf die schwierige Frage, wann wo gegen wen unter welchen Bedingungen welches Maß an Gewaltanwendung legitim ist. Die, die mit unfehlbaren Rezepten schnell bei der Hand sind, verdienen unser tiefes Mißtrauen. Und trotzdem muß die Frage nach der Gewalt zumindest *gestellt* werden können! Genau das, was der Staat über den 88a versucht, nämlich Denkverbote und Tabuisierungen durchzusetzen, das sollten wir nicht auch noch durch *linke* Denkverbote und Tabus ergänzen. Wir lassen uns von den Sympathisanten-Schreiern nicht vorwerfen, *zuviel* über Gewalt geredet zu haben. Im Gegenteil: Wir haben es *zuwenig* und nicht ernsthaft genug getan! Denn genau hier liegt das Problem: *Das Verdrängte kehrt unerbittlich wieder,* es läßt uns nicht los.
Wie diese Rückkehr aussehen kann, das haben wir alle im letzten Herbst erleben müssen.

»Rübe ab!«

1. »In den frühen Morgenstunden des heutigen Tages wurde der Konterrevolutionär und Verräter Ulrich Schmücker von einem unserer Kommandos hingerichtet. Schmücker war von einem Tribunal der Bewegung 2. Juni wegen seiner Aussagen vor Staatsschutzbehörden der BRD und West-Berlin zum Tode verurteilt worden«. (Schreiben der »Bewegung 2. Juni« an die Deutsche Presseagentur vom 4. 6. 1974)

2. »Rache für Holger Meins!« (an einer westdeutschen Häuserwand im November 1974)

3. »Klar ist aber auch, daß die Arbeiterklasse sich solche Gestalten merken wird. Cohn-Bendits größter Wunsch ist es, der Tour de France mit dem Motorrad hinterherzufahren, und sein zweitgrößter Wunsch ist es, ›nach der Revolution Sportreporter zu werden‹. Nun, die Revolution wird da anderer Meinung sein. Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder er wird von der Arbeiterklasse eine nützliche Arbeit zugewiesen bekommen, etwa in einer Fischmehlfabrik in Cuxhaven, oder er wird während der Revolution durch die Massen an den nächsten Baum befördert«. (Rezension des Buches *Der große Basar* von Daniel Cohn-Bendit in der Zeitung *Kommunismus und Klassenkampf* Nr. 6, September 1976, dem theoretischen Organ des KBW)

4. »Nach der Verurteilung zu 15 Jahren Freiheitsstrafe: *Kindesmörder entging Lynchjustiz* / Aufgebrachte Menge stürzte sich im Gerichtssaal auf 22-jährigen
Fulda (lhe). Eine aufgebrachte Menge hat am Freitag im Fuldaer Landgericht versucht, den wegen Mordes zu 15 Jahren Haft verurteilten 22-jährigen Klaus Dieter Scherbel kurz nach der Urteilsverkündung zu lynchen. Der 22-jährige konnte sich in letzter Sekunde in Sicherheit bringen. Im Gerichtssaal kam es zu einer Massenschlägerei«. (*Hessisch-Niedersächsische Allgemeine* vom 6. November 1976)

5. »Hier wurde eben von einem Vorredner gesagt, wenn man die Frage so diskutiere, dann stellt sich die Frage, warum dann nicht Todesstrafe für die Nazis. Die Frage *ist doch ganz einfach* zu beantworten: allerdings Todesstrafe für Nazi-Verbrecher. Das Problem steht so, daß diese Todesstrafen . . . damals nicht in genügendem Maße ausgeführt wurden . . .
Das Schlimme ist, daß diese Todesstrafen nur z. T. vollstreckt worden sind, obwohl sie zum Teil solche betroffen haben, die wirklich kein Mitleid *verdient* haben . . .« (Kai Ehlers, KB, im Verlaufe einer Podiumsdiskussion

zum Thema »Sollen Nazi-Verbrecher begnadigt werden?« am 22. Juli 1977 in Hamburg; siehe die gleichnamige Broschüre des KB)

6. »*Terroristen-Selbstmorde als beste Lösung?* Wird die Todesstrafe überflüssig?« (*National-Zeitung*, 18. November 1977) ». . . Guck sie dir an, diese aufgeputschten Kleinbürger, die Dreggers und wie sie alle heißen! Sie geifern mal wieder nach der Todesstrafe. Mit penetranter Regelmäßigkeit, nach jedem größeren Attentat . . .«
In der Strafrechtsvorlesung haben wir immer darauf bestanden: dem gesellschaftlichen Entstehungszusammenhang von Kriminalität, den Sozialisationsbedingungen. Wir haben auf den Unsinn von Strafen, auf die hohen »Rückfall«-Quoten hingewiesen. Und uns über die »niederen Beweggründe« aufgeregt, die für uns die *Beweggründe der Erniedrigten* waren. Wir haben immer wieder gesagt: Knast ist unmenschlich, prinzipiell. Isolationshaft ist Folter! Die Verteidigerausschlüsse haben wir als schwerwiegenden Eingriff in die Rechte des Angeklagten gebrandmarkt. Schließlich haben uns die Ultras aus den Burschenschaften (oder sonst woher) unheimlich empört und Angst gemacht, wenn sie mit diesen haßverzerrten Gesichtern nach dem Henker gerufen haben.
Ich kriege jetzt einfach das Kotzen, wenn nun auch in der Linken der (selbstverständlich »revolutionäre«) Volkszorn, das gesunde Volksempfinden seine blutrünstigen Orgien feiert. Mir gruselt vor diesen »Volks«-Tribunalen, bei denen keine Verteidiger ausgeschlossen werden müssen, weil eben überhaupt keine vorgesehen sind!
Für die Todesstrafe im Dienste des Volkes?!
Nein danke, da halte ich mich lieber an ein paar stinknormale Rechtsgarantien dieser unserer scheiß-bürgerlichen Verfassung.
»Ein Mensch, das ist immer ein Inbegriff von Hoffnung« (Brückner/Sichtermann, *Gewalt und Solidarität*, Wagenbach, S. 16)

Solidarität: Himmel und Hölle

Selten zuvor habe ich eine so ungeheure Sprachlosigkeit erlebt wie in diesen Tagen nach Mogadischu, Stammheim, Schleyer. In der Sackgasse gelähmt an den Lippen des Tagesschausprechers hängen . . . Verdammt! Es war mir peinlich, bedenklich und doch be-denkens-wert, ausgerechnet eine Kirche als Ort von Hoffnung zu erfahren; ausgerechnet bei den Worten eines Popen in befreiendes Weinen ausbrechen zu können:

»*Wie können wir überhaupt noch sinnvoll weiterleben,* ohne mit den Wölfen zu heulen, ohne zu resignieren, ohne Amok zu laufen und andere und uns selbst zu zerstören . . .?
Im Judentum gibt es . . . eine hilfreiche Geschichte: Ein Mensch kommt zu einem berühmten Rabbi und bittet: ›Ich möchte sehen den Himmel und die Hölle.‹ Der Rabbi führt ihn in

einen großen Festsaal, inmitten steht eine prachtvolle Tafel voller köstlicher Speisen. Viele Menschen sitzen an der Tafel. Der Mensch tritt näher und sieht voll Schrecken in die ausgemergelten, gierigen Gesichter von hungrigen Menschen. Haß steht ihnen im Gesicht. Er blickt auf die Speisen, einige am Tisch sind schon zerfallen, faul und schlecht. ›Warum‹, fragt sich der Mensch, ›haben sie nicht gegessen?‹ Dann erkennt er den Grund: Jeder hat nur einen Löffel und der ist nur am Ende zu greifen und länger als zwei Arme, so daß ihn niemand zum Munde führen kann. Voll Schrecken wendet sich der Mensch ab. ›Das ist die Hölle‹, sagt der Rabbi. ›Nun der Himmel!‹ Abermals kommen sie in einen großen Festsaal, er gleicht völlig dem ersten samt Tafel und Menschen. Beim Nähern sieht der Mensch wiederum die großen Löffel, doch alle essen, sind fröhlich miteinander. Da erkennt er den Grund: Die Menschen reichen sich gegenseitig die Speisen mit den Löffeln zu. Es werden alle satt. Der Rhabbi tritt an den Menschen heran und spricht: ›Sieh, das ist der Himmel!‹

Liebe Freunde, es kommt auf uns an, wir sitzen noch am gedeckten Tisch, wenn auch schon viel zu faulen beginnt. Und wir haben alle unsere mehr oder weniger langen Löffel, die uns am vollen Leben behindern. ›Die Verhältnisse, die sind mal so.‹ Dennoch können wir die Maßstäbe unseres Handelns bestimmen. Im Alltag . . . in den kleinen Dingen taucht das neue Leben auf . . . Ein Leben, das in mir beginnt, beim Hineinhorchen in mich, bei der Liebe zu meinem Körper und dem Weitergeben all dessen an andere; in einem Blick, einer Umarmung, in einem Wort. Ein Leben voller Zärtlichkeit als Beginn einer eigenen Antwort auf terroristische Gewalt; eine Antwort, die eine große Geschichte hat, zu der die Geschichte des Jesus von Nazareth gehört, der zugleich die große Zukunft dieser Antwort ankündigt: Glücklich zu preisen die Sanftmütigen, denn sie werden die Erde besitzen! Glücklich zu preisen, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. So soll es sein, so wird es sein. Amen.«

(aus einer Predigt des Studentenpfarrers Rolf Hanusch zu Semesteranfang im Herbst 1977)

Nach der Predigt bin ich durch die sonnige Herbststadt gelaufen und habe mitten auf der Straße Tränen . . . gelacht.

Jetzt, nach dem Schreiben

Es ist wie eine dieser Bahnfahrten, die du so gut erinnern kannst. Du sitzt (wie immer) am Fenster und ahnst plötzlich nur noch die vorbeirasende Tunnelwand dicht vor deinem Gesicht. Dann überfällt dich (wie jedesmal) die Phantasie, dieser Tunnel könnte kein Ende haben (das ist am schlimmsten, wenn selbst die Nachtbeleuchtung nicht funktioniert).

. . . und wie du dich jedesmal wieder freust, wenn am Ende – entgegen allem Menschenverstand – das Tageslicht neu hereinbricht!

K. H. Bohrer
Die Ästhetik des Schreckens

Der Schrecken ist als literarisches Thema und als gesellschaftliche Erfahrung älter als die moderne Literatur. Aber erst in der europäischen Romantik wächst ihm jene ideologische und poetologische Dimension des modernen Argwohns zu, die Gegenstand von Karl Heinz Bohrers Untersuchung ist.

Karl Heinz Bohrer,
Die Ästhetik
des Schreckens
Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk. Etwa 640 Seiten. Leinen ca. 65.– DM.
ISBN 3-446-12511-6.

Hanser Verlag

Analysen: Untersuchungen der Massenmedien und ihrer Einzelprodukte

Information: Ausgewählte Fernseh- und Hörfunkvorschau für einen Monat; Veranstaltungskalender; Buch-Neuerscheinungen

Kritik: Film- und Fernsehkritiken; Buchkritiken; rundfunk- und filmpolitische Kommentare

Materialien: Umfragen; Interviews; praktische Modelle für die Gruppenarbeit

medium erscheint am 15. jeden Monats mit 40 bis 44 Seiten

Einzelheft 3,– DM, Jahresabonnement 36,– DM, Studentenabonnement 25,20 DM (incl. Porto)

Zum Kennenlernen haben wir ein Probeabonnement eingerichtet: drei laufende Hefte für insgesamt 4,50 DM (+ Porto)

medium, Gemeinschaftswerk
Ev. Publizistik, Friedrichstraße 2-6,
6000 Frankfurt/M

Heinar Kipphardt, Bruder Eichmann: Die Protokolle und Materialien stammen aus den Vorarbeiten zu einem aufgegebenen Stück mit dem Arbeitstitel »Bruder Eichmann«.

Jakob Moneta, geboren 1914, fünfzehn Jahre in der Emigration, von 1953 bis 1962 Sozialreferent der deutschen Botschaft in Paris, ist seit 1962 Chefredakteur der Gewerkschaftszeitung *Metall* in Frankfurt am Main.

Von *Heinrich Hannover* erscheint demnächst *Klassenherrschaft und politische Justiz* (VSA, Hamburg) und eine Neuauflage seines Buchs *Politische Justiz 1918-1933* (zus. mit Elisabeth Hannover, Attica-Verlag, Hamburg).

Karl Heinz Roth, geboren 1942, ist Arzt. War von 1975 bis 1977 inhaftiert und arbeitet jetzt wieder in einer Hamburger Praxis.

Walter Adler, geboren 1947, lebt als Schriftsteller in Köln. Eine Hörspielfassung seines Textes ist im Hessischen Rundfunk geplant.

Kursbuch 52 Mai/Juni 1978

Utopien – Lust an der Zukunft

Stichworte zum Inhalt:

Unter welchen Bedingungen entstehen Utopien
Was ist utopisches Denken ohne den Glauben an den Fortschritt?
Bilderverbot in der Sozialdemokratie
Die Zukunft der Arbeit
Schule und Universität: utopische Formen des Lehrens und Lernens
Möglichkeiten einer anderen Technologie
Zukunftswerkstätten
Wie wollen wir wohnen?
Die Zukunft der Treue
Was wurde aus den Utopien der Neuen Linken?
Die Lust am Untergang

Kursbuch 53 September/Oktober 1978

Jugend in der Bundesrepublik

Bücher & Platten für Republikaner

Jetzt schlägt's 13
Lesebuch zur deutschen Literatur der letzten dreizehn Jahre. Herausgegeben von Klaus Wagenbach. WAT 40. 192 Seiten. DM 7,–

Erich Mühsam: Fanal
Exemplarische Auswahl aus dem Werk eines undogmatischen Sozialisten. Herausgegeben von Kurt Kreiler. WAT 22. 192 S. DM 8,50

Freiheit heilt
Bericht über die demokratische Psychiatrie in Italien von Sil Schmid. Mit zahlreichen Dokumenten, Abbildungen, Interviews. WAT 41. 128 Seiten. DM 7,50

Erich Fried: Die bunten Getüme
Gedichte vom Ungestüm in unserem Land. Quartheft 90. 80 Seiten. DM 8,80

André Glucksmann: Köchin und Menschenfresser
Eine Analyse marxistischer Herrschaftstraditionen. Politik 76. 176 Seiten. DM 11,50

Brendan Behan: Die Geisel
Sämtliche Stücke des großen irischen Dramatikers. Nachwort von Ute Nyssen. Quartheft 88. 228 Seiten. DM 17,50

Tintenfisch 11
Ein Jahrbuch der deutschen Literatur 1977. Herausg. v. Klaus Wagenbach. Quartheft 85. 128 Seiten. DM 7,80

Schinderhannes
Bericht von Manfred Franke über den „rheinischen Rebell". WAT 34. 160 Seiten. DM 8,–

Die Salpeterer
Eine schwarzwälder Bauernbewegung, dargestellt von Thomas Lehner. WAT 36. 128 Seiten. DM 7,50

Charles Fourier: Aus der neuen Liebeswelt
Für Liebende jeden Alters: Utopien neuer Sinnlichkeit. WAT 32. 208 Seiten. DM 9,50

Für Republikanerinnen:

Bettina von Arnim
Ihre „weibliche Kultur", ihre Bemühungen um Emanzipation, um das Recht auf „Abweichung" beschrieben von Gisela Dischner. WAT 30. 192 Seiten. DM 9,50

Deutsch für Deutsche
Ein Sprachkurs für Zeitgenossen. Von Ludwig Harig und Michael Krüger. Deutsche Reden, Laute und Gefühle v. Ror Wolf, Heinrich Böll, Steffen, Wehner, Carstens, Loriot u. a. Quartplatte 14. 30 cm ø. 33 UpM. DM 22,–

BANANA
Ein GRIPS-Hörspiel für Menschen ab 9 bis 90 von Rainer Hachfeld und Reiner Lücker. GRIPS in Südamerika: Wo die Bananen herkommen und wie sie verkauft werden. Quartplatte 17. 30 cm ø. 33 UpM. DM 16,80

Falls Sie mehr wissen wollen:
Verlangen Sie auf einer Postkarte unseren kostenlosen Almanach ZWIEBEL. Verlag Klaus Wagenbach, Bamberger Str. 6, 1000 Berlin 30.

Wagenbach

RUSSELL TRIBUNAL

Berichte vom Sekretariat des Tribunals über die Situation der Menschenrechte in der BRD und Westberlin

Berichte 1: Die Russell Peace Foundation; die bisherigen Tribunale; warum die Bundesrepublik? die Jury; internationale Menschenrechtskonventionen. 112 S. DM6.-

Berichte 2: Zur ersten Sitzungsperiode über Berufsverbote; Chronik der laufenden Russell Ereignisse; die Angriffe auf das Tribunal, seine Arbeitsweise. ca. 12o Seiten, DM6.-

Erhältlich im Buchhandel. Oder per Vorauszahlung portofrei vom

"kirschkern"

Buchversand GmbH, 1000 Berlin 12 Schlüterstr. 28. Postscheckkonto Nr. 41 05 61-101, Berlin-West.

HEINRICH HANNOVER
ELISABETH HANNOVER-DRÜCK

Politische Justiz 1918-1933

Mit Beiträgen von FRITZ BAUER, RICHARD SCHMID

Zu den beliebten Lebenslügen unserer deutschen Umwelt gehört die Annahme, der nazistische Unrechtsstaat habe anno 1933 begonnen. Die Geschichte der Justiz der Weimarer Republik macht deutlich, daß das NS-Regime die Verwirklichung einer Staatsauffassung war, die von breiten Schichten des Bürgertums und auch von Teilen der Justiz nicht schlechthin abgelehnt wurde . . .

OSTERSTRASSE 120,
2000 HAMBURG 19
Telefon (0 40) 40 92 87

Bestellung über Buchhandel oder beim Verlag

ATTICA VERLAG

E.A.RAUTER

VOM FAUSTKEIL ZUR FABRIK

Warum die Menschen die Werkzeuge und die Werkzeuge die Menschen verändern

192 Seiten
DM 10.80

Weismann Verlag

Langer Marsch

Zeitung für eine neue Linke

Die Zeitung wird herausgegeben vom ZUCKERERBSENVERLAG Berlin, Paulsborner Str. 3, 1 Berlin 31 (auch Redaktionsadresse).

Einzelheft kostet 2,- DM.
Bestellungen bitte an den Vertrieb

SOAK Am Taubenfelde 30
3000 HANNOVER 1

Ralph Günther Mohnnau ★★★★★★★★★★

GAMMASTRAHLEN

Gedichte, 115 Seiten. Großformat, kartoniert. Bibliophile Ausstattung DM 12,80

In diesem dritten Gedichtband zieht Ralf Günther Mohnnau alle Register seiner Sprach- und Formulierkünste. Neue, überraschende Gedicht- und Versformen, fast akrobatische Sprachzaubereien, sprühender Wortwitz werden hier an Themen, die rundherum typisch für unsere Zeit sind, zu Gedichten verschmolzen, die unverwechselbar nur im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts, geschrieben sein können.

Ralph Günther Mohnnau ★★★★★★★★★★

ANTIKÖRPER

Gedichte 48 Seiten · Großformat, kartoniert DM 6,80

In diesen „wissenschaftlichen Gedichten" verarbeitet Ralph Günther Mohnnau, auf A. Huxley aufbauend, Sprache, Denkweise und Erkenntnisse der (Natur-) Wissenschaften und erweitert auf eine ebenso neue wie überraschende Weise den bisherigen Horizont der Dichtung.

Ralph Günther Mohnnau ★★★★★★★★★★

ROTE BLUTKÖRPERCHEN

Gedichte 71 Seiten · Kartoniert DM 4,80 · Leinen DM 6,80

Sprachlicher Übermut und formale Askese, lyrische Verspieltheit und unterkühlte Sachlichkeit sind die gegensätzlichen Pole, die diesen Gedichten Ralph Günther Mohnnaus ihren außergewöhnlichen Reiz und dialektische Aussagekraft verleihen.

Ralph Günther Mohnnau ★★★★★★★★★★

PLAKATGEDICHTE

An die Weltautomobilindustrie
4-Farben-Druck (numeriert und signiert) DM 18,–
Lob des 20. Jahrhunderts
4-Farben-Druck (numeriert und signiert) DM 18,–
Frühlingsgedicht 2-Farben-Druck (numeriert und signiert) DM 10,–
Diese Gedichte sind erschienen in „Antikörper"

6 Frankfurt/Main
August-Siebert-Str. 9

★★★★★★★★★★★★ **Alpha Literatur Verlag**

Rotbuch

Neuerscheinungen im Frühjahr '78:

Dario Fo
Einer für alle, alle für einen! Verzeihung, wer ist hier eigentlich der Boß?

Zufälliger Tod eines Anarchisten
ca. 160 Seiten
ca. DM 9,–
Rotbuch 188

Helga M. Novak
Margarete mit dem Schrank
Gedichte
ca. 80 Seiten ca. DM 8.–
Rotbuch 182

Passionsblume
für Peter-Paul Zahl

wer sagt daß siebenfach versiegelte Münder
eines Tages aufspringen mit einem Knall
wie die Blüten der Passionsblume
ach daß wir bald den Rachen aufkriegen
um auszuspucken
was man uns fressen heißt
Dreck und Ketten und stechende Grannen

Heiner Müller
Mauser
ca. 96 Seiten ca. DM 8 –

Ein Band mit Lehrstükken: Beispiele vom Ende des Einzelnen. Beispiel 1: Philoktet. Beispiel 2: Horatier. Beispiel 3: Mauser. Beispiel 4: Hamletmaschine.

Vera Kamenko
Unter uns war Krieg
Autobiografie einer jugoslawischen Arbeiterin
Mitgearbeitet: Marianne Herzog
ca. 112 Seiten ca. DM 7.– (Abo 6.–)
Rotbuch 180

Vera Kamenko hat aufgeschrieben, was sie erlebt hat: in ihrer Kindheit und Jugend in Jugoslawien. In ihrer Ehe. Den Transport nach Deutschland, nach Berlin. Die Vorstellungen, die sie vorher hatte. Schreibt über das Leben im Wohnheim, die Arbeit in der Fabrik. Ihr Leben mit Hasan und ihrem Sohn Milorad, wie er stirbt, nachdem er geschlagen wurde. Und über ihr Leben im Gefängnis.

Gerhard Seyfried
Wo soll das alles enden
Cartoons
ca. 96 Seiten ca. DM 8.–
Rotbuch 189

Zu diesem Buch sagen wir jetzt garnichts, klar?

das neue buch rowohlt

die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen
Herausgegeben von Jürgen Manthey

Leonard Michaels
Trotzkis Garten

neu

Prosa
dnb 98/DM 7,–

‚Trotzkis Garten' ist Leonard Michaels zweites Buch, und in Amerika wurde es von der Kritik als literarisches Ereignis gefeiert. „Michaels hat von Kafka, Babel, Borges, Flannery O'Connor gelernt; er hat das intellektuelle Temperament eines Saul Bellow, allerdings in einer jüngeren kulturkritischeren und politischeren Spielart."
New York Times Book Review

Gwyn A. Williams
Goya

dnb 92/DM 12,–

Sartre. Ein Film

Von Alexandre Astruc und Michel Contat
dnb 101/DM 12,–

Jochen Lobe
Augenaudienz

Gedichte
dnb 99/DM 8,–

Wilhelm Genazino
Die Vernichtung der Sorgen

Roman
dnb 104/DM 8,–

Paul Nizan
Aden/Die Wachhunde

Zwei Pamphlete
dnb 103/DM 10,–

Niklas Stiller
Der Tod und das Flugzeug

Prosa/Essays
dnb 97/ca. DM 10,–

Literaturmagazin 9

Der neue Irrationalismus
dnb 100/DM 12,–